

# DIE WELTWOCHEN



## So schützen Sie Ihr Geld

Schwindsüchtige Börse, bedrohliche Inflation.

*Hans Kaufmann*

## Irène Kälin's Weltreisen

Die grüne Nationalratspräsidentin und der Bundesrats-Jet. *Christoph Mörgeli*

## Buddenbrooks aus dem Fricktal

Bauernkönige, Künstler, Schatzhüter und Drögeler:  
Die Geschichte meiner Familie. *Franziska Laur*

**Parzival aus Biel**  
Thomas Hirschhorn über  
(keinen der grössten Künstler  
unserer Zeit)

4 194407 006904  
38





**Der Herbst kommt.  
Und mit ihm  
neue Lieblingsstücke.**

**Fr. 30**  
AKTIONS-  
GUTSCHEIN

 **walbusch**

BESTELLSERVICE **071 727 99 62**

[www.walbusch.ch](http://www.walbusch.ch)

5 Jahre Langzeit-Garantie • Kauf auf Rechnung. Unsere Preise enthalten die gesetzliche Schweizer Mehrwertsteuer. Sie gelten für Lieferung in der Schweiz bei Zahlung innerhalb von 30 Tagen ab Rechnungsdatum. Für Versandkosten, Porto und Verpackung berechnen wir lediglich eine Kostenpauschale von Fr. 6.95 pro Auftrag. Walbusch, Parkweg 2, 9443 Widnau SG

**Fr. 30** AKTIONS-  
GUTSCHEIN\*

3495-9319-0397

\*Dieser Gutschein ist nur einmalig einlösbar, nicht übertragbar und nicht kombinierbar. Keine Barauszahlung. Mindestbestellwert Fr. 119.-. Gültig bis 13.10.2022. Bei telefonischer Bestellung geben Sie die Gutschein-Nummer an. Im Online-Shop: [www.walbusch.ch](http://www.walbusch.ch)



## Andere Länder, andere Interessen

Der Krieg in der Ukraine hat den Westen wachgerüttelt. Kurz vor Ausbruch schrieb ich in der *Weltwoche*, Putin könne sich als «heilsamer Realitätsschock» erweisen, die Amerikaner und Europäer aus ihren Träumen von Solarzellen, Gender-Toiletten und einer Welt ohne Militärausgaben aufschrecken. Der Satz wurde mir um die Ohren geschlagen, doch er stimmt, auch wenn ich beim Schreiben nicht mit einer russischen Invasion in der Ukraine gerechnet hatte.

Die Reaktion des Westens auf Putins Entscheidung war erstaunlich. Egal, ob man die Waffenlieferungen und den Wirtschaftsboykott für richtig oder für falsch hält: Putins These von der unwiderruflichen Dekadenz und Schwäche des US-dominierten Westens hat sich als verfrüht erwiesen. Der Westen ist überlegen, stärker als die Russen, vermutlich stärker auch als die Russen, die Chinesen und die aufstrebenden Inder zusammen, technologisch, militärisch und was den Faktor Soft Power angeht. Wer sich gegen den Westen auflehnt, lebt gefährlich.

Westen ist kein geografischer Begriff. «Westen» meint bestimmte politische Institutionen und gesellschaftliche Sitten: individuelle Freiheit, Eigentum, Demokratie, Rechtsstaat, Marktwirtschaft. Die Entwicklung des Westens ist massgeblich geprägt von den See- und Inselmächten Grossbritannien und USA. Seemächte sind offener, demokratischer und freiheitlicher organisiert als Landmächte. Das lässt sich an der Weltgeschichte ablesen: Frankreich, Deutschland, vor allem Russland, aber auch China, klassische Landmächte, sind, waren zentralistischer, autoritärer, Ordnung vor Freiheit.

Heute verbreitet sich im Westen das Gefühl akuter Bedrohung. Putins Krieg in der Ukraine wird als Angriff auf den Westen und seine Werte gedeutet. Der Westen, heisst es, müsse sich gegen die Autokratien des Ostens wehren, Demokratie und Freiheit stünden auf dem Spiel. Das Gefährdungsempfinden scheint da und dort schon umzuschlagen in die zusehends aggressiv formulierte Forderung nach vorauseilender Selbstverteidigung. Die mit westlichen Waffen vollgepumpte Ukraine, aber auch Taiwan sind die

jüngsten Schauplätze eines sich verschärfenden Stellvertreterweltkriegs West gegen Ost.

Am Rande einer Tagung in Berlin hörte ich den Satz: «Solange in Peking und in Moskau Autokraten regieren, bleibt die Welt ein unsicherer Ort.» Viele meiner Freunde, Sympathisanten und Befürworter der USA, sind dieser Auffassung. Sie sind der Meinung, dass der Westen, dass die Amerikaner und ihre Verbündeten alles in ihrer Macht Stehende tun müssen, um die russisch-chinesischen Ruhe- und Friedens-

*Vielleicht vergisst der Westen unter dem Realitätsschock Putins einen seiner wichtigsten Werte: Pluralismus.*

störer zu beseitigen. Man träumt von einer Welt, die einvernehmlich demokratisch regiert wird, nach Regeln, die der Westen schreibt.

Ich stelle mir die Frage, warum es überhaupt Autokratien gibt. Warum sind die Russen und die Chinesen nicht längst auf den westlichen Zug aufgesprungen? Warum haben wir in Russland keine direkte Demokratie, kein gemütliches Siebnergremium wie unseren Bundesrat oder in China wenigstens eine parlamentarische Demokratie nach englischem Muster? Warum leben Russen und Chinesen nach mutmasslich anderen Werten als wir? Warum steht in diesen Völkern zum Beispiel die kollektive Freiheit der Familie, der Sippe höher als die Freiheit des Einzelnen wie bei uns?

Ich frage mich auch, ob es im Konflikt zwischen Ost und West wirklich um einen Konflikt von unterschiedlichen Werten geht. Mein Eindruck ist eher, dass es um die unterschiedliche Gewichtung von Werten geht, um Nuancen und Akzente. Werte sind Wegweiser des Handelns. Werte sind die Gebotstafeln, die Gesellschaften entdeckt haben, um in ihrer Umgebung zu überleben. Durch Meere geschützte Inselstaaten können sich mehr individuelle Freiheit erlauben als Landmächte mit offenen Grenzen. Daraus ergeben sich ganz unterschiedliche institutionelle Zwänge und Probleme.

Selbstverständlich sollte der Westen seine Werte verteidigen. Darum darf er es nicht zu-

lassen, dass auf eigenem Boden westliche Grundwerte wie Meinungsvielfalt oder Freiheit von linken Fanatikern torpediert werden. Wichtige westliche Grundsätze sind aber auch die Toleranz, die Neugier und die Bereitschaft, andere Wertesysteme zu respektieren, solange sie das unsere nicht verdrängen wollen. Man muss seinen Feind kennen, genau verstehen, um richtig auf ihn zu reagieren.

Warum ist Russland anders regiert als die Schweiz? Ist Putin unser Feind? Und was steckt hinter dem Krieg in der Ukraine anzugreifen? Ist das wirklich ein Angriff auf «den Westen», auf «unsere Werte»?

Solche Fragen sind inzwischen, kein gutes Zeichen, unerwünscht. Ich habe versucht, in meiner Sendung «*Weltwoche daily*» (20. September, internationale Ausgabe) eine Antwort zu finden. Hier nur kurz: Der Selbstverteidigungstrieb des Westens darf nicht in Verfolgungswahn umkippen. Es ist gefährlich, die Sicherheitsinteressen anderer Mächte überheblich zu missachten.

Vielleicht vergisst der Westen unter dem Realitätsschock Putins einen seiner wichtigsten Werte: Pluralismus. Andere Länder, andere Sitten. Wir können dem Rest der Welt nicht unsere Lebensform aufzwingen. Politik hat viel mit Geschichte, allenfalls noch mehr mit Geografie zu tun. Natürlich hätten es alle lieber, wenn alle so wären wie sie. Die Sehnsucht ist alt, aber unerfüllbar. Unsere Welt ist ein vielfältiger, konfliktreicher Ort. Unterschiedliche Zivilisationen leben nach ähnlichen Werten, aber mit anderen Prioritäten, die eine Folge ihrer Geschichte und ihrer Lage sind.

Überheblichkeit macht blind und taub. Der Westen steht im Banne einer selbstgerechten Woke-Ideologie. Woke heisst, dass eine bestimmte Gruppe ihre Weltsicht und ihre Überzeugungen über alles andere stellt. Ich frage mich: Wie woke ist die Aussenpolitik der Amerikaner, der EU-Staaten, der Schweiz? Wie sehr vernebelt der Woke-Moralismus unsere Sicht? Friedliche Koexistenz bleibt das Gebot der Stunde. Sie ist nur möglich, wenn wir uns öffnen, wenn wir bereit sind, unsere Fehler zu sehen, andere Länder, andere Interessen zu verstehen, ihre Andersartigkeit zu akzeptieren. R. K.

## In Florida geht die Sonne auf, Zukunft der Kernkraft, Stephan Rietiker und Walter Wobmann, Roman Zeller wird Ressortleiter Digital

Was haben Tommy Hilfiger, Gisele Bündchen und Donald Trump gemeinsam? Sie alle haben in Florida ein neues Zuhause gefunden. In keinem amerikanischen Bundesstaat ist die Bevölkerung in jüngerer Zeit so stark gewachsen wie in Florida. «In den letzten achtzehn Monaten sind Unternehmen mit Umsatz von zwei Billionen Dollar nach Miami gezogen», erzählt Miamis Bürgermeister Francis Suarez im Gespräch mit der *Weltwoche*. Das Erfolgsgeheimnis sei einfach: «Niedrige Steuern, Sicherheit für die Bürger und Innovation.» Mit der Zuwanderung zeichnet sich eine politische Wende ab. Die Bevölkerung wird ethnisch diverser und konservativer. Urs Gehrig berichtet aus dem Freistaat, wo der amerikanische Traum von Freiheit, Wohlstand und Aufstieg neu entflammt ist. **Seite 20**

Vorletzte Woche hat die Nationale Genossenschaft für die Lagerung radioaktiver Abfälle (Nagra) den Standortentscheid für das Tiefenlager bekanntgegeben. Radioaktiver Abfall soll dort sicher im Gestein eingeschlossen werden. Horst-Michael Prasser, emeritierter ETH-Professor für Kernenergiesysteme, hatte kurz zuvor in *Weltwoche Grün* Nr. 4/22 seine Gedanken zur Nachhaltigkeit der Kernenergie dargelegt. Wir haben ihn deshalb gefragt, was die Entsorgungslösung bedeutet, und wollten wissen, ob der Abfall jetzt vergraben oder in den Reaktoren der kommenden vierten Generation genutzt werden sollte. Pras-



**Hervorragende Akzente:**  
Roman Zeller.

ser Antwort lesen Sie in dieser Ausgabe. **Seite 42** SVP-Doyen Christoph Blocher hat einen neuen Mister Souveränität gefunden, wie Recherchen von Bundeshaus-Redaktor Marcel Odermatt zeigen. Es handelt sich um den 65-jährigen Zuger Medtech-Unternehmer Stephan Rietiker. Er soll am 15. Oktober das Präsidium von «Pro Schweiz» übernehmen, der Nach-

folgeorganisation der «Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz» (Auns). Damit gelingt Blocher ein Coup. Rietiker ist zwar Mitglied der SVP, bekleidete bisher aber kein wichtiges politisches Amt. Als Vizepräsident wird ihn SVP-Nationalrat Walter Wobmann unterstützen. Der Solothurner ist ein erfahrener Abstimmungskämpfer und übernimmt die Verantwortung für die Neutralitätsinitiative. **Seite 32**

In eigener Sache: Die *Weltwoche* verstärkt ihr Führungsteam. Roman Zeller, 30, ist seit dem 1. September Ressortleiter Digital und Mitglied der Chefredaktion. Er verantwortet in dieser Funktion den neugestalteten und erfolgreich lancierten Internetauftritt der *Weltwoche*. Zeller trat im Sommer 2018 als Volontär in die Redaktion ein. Ab Sommer 2019 war er Inlandreporter, ab Herbst 2021 Deutschland-Korrespondent mit Sitz in Berlin. Dort setzte er innert kurzer Zeit hervorragende Akzente. Zeller stammt aus einer Schweizer Journalisten-Dynastie. Sein Grossvater Willy Zeller war Wirtschaftschef der NZZ, sein Vater René Zeller deren stellvertretender Chefredaktor, später Bundeshauschef der *Weltwoche*. Roman Zeller ist in den Kantonen Zürich und Bern aufgewachsen und studierte Rechtswissenschaften in Zürich, Brisbane und Peking. Wir gratulieren dem geschätzten Kollegen zu seiner Beförderung und wünschen ihm bei seiner neuen Aufgabe viel Erfolg.

*Ihre Weltwoche*

### IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

**Kundenservice:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.





Skiclub Marbach LU

# Aus Liebe zum Dorf, wo man auf Schnee abfährt.

Seit der Gründung 1942 sind die Mitglieder des Skiclubs Marbach LU auf der Piste. Entweder bei ausgedehnten Runden mit den Langlaufskis oder bei rasanten Abfahrten mit der alpinen Skiausrüstung. Als Verein gehören sie zum Dorfleben wie Volg mit seinen rund 600 Dorfläden. Diese bieten alles, was es für den täglichen Bedarf braucht. Immer in der Nähe, immer überschaubar und stets mit einer persönlichen Note, die zum Dorf passt.

**Volg**  
*frisch und fründlich*





Weltenbummlerin: Irène Kälin. Seite 8



Unerschöpfliche Energie: Seite 42



Star ohne Allüren: Woody Allen. Seite 59

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung  
Irène Kälin's Weltreisen
- 9 Peter Rothenbühler  
Lieber Roger Federer
- 10 Tagebuch Christian Jungen
- 13 Bern Bundeshaus  
Im Oberwallis regt sich Widerstand
- 14 So schützen Sie Ihr Geld  
Schwindsüchtige Börse, bedrohliche Inflation
- 16 Erziehung der Gefühle Lärm der Welt
- 17 Personenkontrolle
- 17 News Blindflug im Flüchtlingswesen
- 18 Mörgeli  
Stilberater und Gürtellinienrichter
- 18 Von Bismarck lernen  
«Wertebasierte» Aussenpolitik
- 19 Peter Bodenmann  
Die Schweiz, ein Land der Idiotenhügel
- 20 In Florida geht die Sonne auf  
Hier ist Amerika noch, was es einmal war
- 22 «Schub ausgelöst»  
Der Bürgermeister von Miami erklärt das Erfolgsgeheimnis seiner Stadt
- 23 Ich liebe Handwerker Bürohengste und Studierende beeindruckt mich weniger
- 24 Tom Kummer  
Federer im Final gegen die Ewigkeit
- 26 Giorgia Meloni  
Souveränität für Italien
- 27 Kurt W. Zimmermann  
Gurken, Pizzas und Journalismus
- 28 Europa bleibt ein Hoffnungsschimmer  
Kontinent des Widerspruchs
- 30 Reiner Eichenberger  
Leistungsträger belohnen!

- 31 Eine Obsession namens Bolsonaro  
Der Mann ist ein Pragmatiker
- 32 Damoklesschwert über den Eliten  
Das Kommando in der neuen Auns
- 33 Inside Washington  
Humanitäre Krise im Paradies
- 34 Lehren von Samarkand  
Putin hat Russland an China verhöckert
- 35 Ich bin ein Photon  
Astrophysik und Geschlechtsidentität
- 36 «Die Welt ist interessant»  
Interview mit dem ehemaligen Focus-Herausgeber Helmut Markwort
- 40 Palästinenser-Hilfswerk  
Judenhass, unterstützt mit Schweizer
- 41 Anabel Schunke  
Würden Sie heute Polizist sein wollen?
- 42 Strom für alle  
Neue Perspektiven für die Kernkraft
- 44 Migrations-Klartexter klopft ans Elysée  
Innenminister Gérald Darmanin
- 45 Brief aus Transsilvanien
- 46 Buddenbrooks aus dem Fricktal  
Die Geschichte der Familie Laur
- 49 Tamara Wernli Moralistische Manöver
- 50 Schöne neue Welt  
Alles ist wahr, auch das Gegenteil
- 51 Gejammer an falscher Stelle  
Von Rentenkürzungen keine Rede
- 52 Jessica Stegrud Warum wir Schwedendemokraten so erfolgreich sind
- 53 News Kiew bei Flixbus top
- 54 Leserbriefe
- 55 Nachrufe  
Kenneth Winston Starr, Pierre Casé
- 56 Fliegende Äxte, sägenhaft schnell  
Schweizer Timbersports-Meisterschaft
- 58 Beat Gygi  
Was tut Jeff Bezos bei Christine Lagarde?

## WOODY ALLEN: EINE WÜRDIGUNG

- 59 Er beschreibt, was uns zusammenbringt.  
Und was uns wieder trennt

## LITERATUR UND KUNST

- 65 Ikone der Woche
- 66 Als wär's ein Walser-Roman  
Werk und Leben von Martin Walser
- 68 Bücher der Woche
- 71 Die Bibel
- 72 Die Zeit wird in sein Werk fallen  
Thomas Hirschhorn über Parzival
- 74 TV-Kritik «Bares für Rares»
- 74 Techno Dixon
- 75 Ausstellung Comites Latentes
- 76 Kunst Obama-Porträts
- 77 Jazz

## LEBEN HEUTE

- 78 Wunderbare Welt
- 78 Unten durch
- 79 Frauen
- 80 Thiel Strategieseminar
- 80 Häuser «Tayvallich Estate»
- 81 Was macht eigentlich? Lolita Morena
- 82 Essen / Wein
- 83 Auto / Objekt der Woche
- 84 Bei den Leuten Swiss Media Forum
- 86 Zeitzeichen / Fragen Sie Dania
- 87 Mittagessen mit ... Reto Ringger
- 88 Menschen von morgen Yaël Meier
- 90 Das indiskrete Interview  
Kenny Leemann

# Die Verbindung von Sonne und Mond: «Rotwein des Jahres 2022»

EXKLUSIV FÜR WELTWOCHEN-LESER

6 x KOSMOS



NUR **99.-** STATT CHF  
150.00

Als Rotwein des Jahres erfüllt KOSMOS unsere hohen Anforderungen hinsichtlich Qualität, Herkunft, Machart, Preis-Genuss-Verhältnis. Er hat unsere Weinexperten überzeugt und daher trägt dieser exklusive Wein zu Recht während des ganzen Jahres den Titel «Rotwein des Jahres 2022».

KOSMOS repräsentiert die Verbindung des Terroirs mit der Sonne und dem Mond, den zwei wichtigen kosmischen Körpern im biologischen Weinbau. Der KOSMOS wird mit seiner vollen, runden, wärmenden und überaus schmackhaften Art von einer faszinierenden Frische getragen. Entdecken Sie jetzt den Rotwein des Jahres!

Das Paket beinhaltet je 6 Flaschen à 75 cl:  
Gérard Bertrand Heritage KOSMOS BIO 2019  
(regulärer Preis CHF 25.-)

Art.-Nr.: 045893023

AKTIONSCODE: KCH22-0233

JETZT VERSANDKOSTENFREI  
BESTELLEN

Online:  
[weltwoche.schuler.ch](http://weltwoche.schuler.ch)

Telefon:  
041819 3333



Gültig bis 30.09.2022 oder solange Vorrat. SCHÜLER St. Jakobs Kellerei Franzosenstrasse 14 6423 Seewen SZ



**SCHULER**  
GUTE WEINE SEIT 1694



# Irène Kälin's Weltreisen

Die grüne Nationalratspräsidentin besucht Staatschefs, Könige und Religionsführer. Am liebsten reist sie mit dem Bundesratsjet. Die Kosten bleiben geheim.

Christoph Mörgeli

Im April hat Irène Kälin ihre medial vielbeachtete Ukraine-Reise unternommen. Damit erlebte die grüne Aargauerin eine Art Nancy-Pelosi-Moment, noch bevor die demokratische Vorsitzende des US-Repräsentantenhauses und Besitzerin eines Vermögens von geschätzten 215 Millionen Dollar Taiwan besucht hat. Um Geld ging es jetzt auch bei einem Vorstoss von SVP-Nationalrat Erich Hess. Der Berner wollte in der Fragestunde des Parlaments wissen, wie viel die Ukraine-Reise von Nationalratspräsidentin Irène Kälin den Schweizer Steuerzahler gekostet hat. Zudem nahm es ihn wunder, welche anderen Reisen Kälin in ihrem bisherigen Präsidentschaftsjahr unternommen hat und mit welchen Verkehrsmitteln die grüne Politikerin dabei gereist ist.

Die Antwort des Büros lautet ausweichend: «Genau Zahlen über die Kosten einzelner Reisen werden nicht publiziert.» Immerhin vernahm Fragesteller Hess, dass die Ukraine-Reise von Kälin folgende Ausgabenposten beinhaltet habe: «Flug mit der Schweizer Luftwaffe [Bundesratsflugzeug] ab Bern-Belp an die ukrainische Grenze und zurück. Transport in Polen vom Flughafen an die ukrainische Grenze und zurück. Taggelder gemäss den üblichen Regeln.» Die Transport- und Aufenthaltskosten in der Ukraine selber habe der besuchte Staat übernommen. Immerhin konnte sich Kälin so die ausbezahlten Tagesspesen sparen und kassierte mit dem Taggeld für ihren dreitägigen Ukraine-Ausflug fast 4000 Franken.

## Hohe Ehre für Cassis

Die bisherigen amtlichen Reisen von Nationalratspräsidentin Irène Kälin sind in einem öffentlichen Register einsehbar. Demnach reiste sie im Februar in den Niger in Westafrika. Ihre offizielle Mitteilung lautete so: «Zur Schweizer Delegation gehörten auch Bundespräsident Ignazio Cassis und IKRK-Präsident Peter Maurer.» Unserem Bundespräsidenten und Aussenminister kam also die hohe Ehre zu, Nationalratspräsidentin Irène Kälin begleiten zu dürfen. Zu einem Treffen mit ihr



*Klima-Gespräche im Niger:*  
Intensivreisende Kälin.

hatte das Parlament des Niger immerhin den Vizepräsidenten Kalla Ankourao abgeordnet. Gesprochen wurde über «Demokratisierung, Gouvernanz sowie Repräsentanz der Frauen und der ethnischen Minderheiten in der Politik». Besonders intensiv tauschte sich die im Bundesratsjet angereiste Irène Kälin mit der Staatsspitze des Niger über den «Klimawandel» aus.

Im Frühling wollte Kälin das jährliche Treffen der Parlamentspräsidenten «der EU-Mitgliedstaaten» in Slowenien keinesfalls verpassen. Auch wenn die Schweiz streng genommen nicht zu den EU-Mitgliedstaaten gehört, dürfen die Steuerzahler auch für diese Reise aufkommen. Im Schloss Brdo pri Kranju feierte man gemeinsam und harmonisch «die Bedeutung der EU als Garantin für Stabilität, Sicherheit und Wohlstand in Europa». Kurz zuvor waren auch Schweden und Finnland in den Genuss einer Reise von Irène Kälin gekommen. Dabei stattete sie in Stockholm König Carl XVI. Gustaf einen «Höflichkeitsbesuch» ab

und unterhielt sich mit der Aussenministerin und der Staatssekretärin für europäische Angelegenheiten über den Ukraine-Krieg und die Beziehungen der Schweiz zur EU. Sogar die Vorsitzenden des Stockholmer Stadtparlaments und des nationalen Parlaments würdigte sie eines Gesprächs, wobei Kälin betonte, «der Ausbruch des Ukraine-Kriegs sei ein Schock für die Schweiz gewesen». In der Provinz Uppsala gab's ein radioaktives Tiefenlager zu sehen, in Helsinki bekräftigte man die ökologische und politische Notwendigkeit, auf russisches Gas zu verzichten. Zudem hielt Weltenbummlerin Kälin fest: «Ein weiteres zentrales Thema der Gespräche in Finnland war das Klima.»

## Nachdenken in der Staatslimousine

Obendrein reiste Irène Kälin mit Mann und Kind im Bundesratsflugzeug zu Papst Franziskus in den Vatikan, um an der Vereidigung der Schweizergarde teilzunehmen. Voraussetzung dazu bildet die Absolvierung der Rekruten-

## *In Stockholm stattete sie Carl XVI. Gustaf einen «Höflichkeitsbesuch» ab.*

schule in der Schweizer Armee. Über Letztere urteilte Kälin wie folgt: «Es ist höchste Zeit, dass die unglaublich grosse und teure Armee abgeschafft wird.» Im Übrigen orientiert das Gardekommando in Rom so: «Die Schweizergarde ist ein rein männliches Korps.» Während Irène Kälin findet: «Die Wehrpflicht zementiert das überholte Rollenverständnis des wehrhaften Mannes und der schutzbedürftigen Frau.»

Konsequentes, diszipliniertes Denken gehört also nicht zu den Stärken unserer weitgereisten, umweltbewussten Parlamentspräsidentin. Wie sollte es auch, will die Grüne doch das Klima retten, während sie sich gleichzeitig unentwegt in einer Staatslimousine chauffieren lässt und in einem Jahr mehr CO<sub>2</sub>-Ausstoss verschuldet als die meisten ihrer Mitbürger im ganzen Leben.



# Lieber Roger Federer

Wie ein gottähnliches Wesen werden Sie nach Ihrem Rücktritt gefeiert. Bester Botschafter unseres Landes werden Sie genannt, und Sie werden uns noch lange in Hochglanzanzeigen für Kaffeemaschinen, Luxusuhren, Banken und schnelle Autos erhalten bleiben.

Ich habe mich gefragt, warum auch Menschen wie ich, die mit Tennis nichts am Hut haben, eine gewisse Bewunderung für Ihre Person aufbringen. Ich glaube, es ist dasselbe, das mir so viel Sympathien für Königin Elizabeth II abverlangt, obwohl ich die Monarchie für einen überflüssigen historischen Blinddarmfortsatz halte.

Es ist nicht das Tennis, es ist nicht die Monarchie, es sind die sogenannten Sekundärtugenden, die Sie und die Königin so gut verkörpern: Fleiss, Treue, Gehorsam, Disziplin, Pflichtbewusstsein, Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, Ordnungsliebe, Sauberkeit und vor allem Höflichkeit.



Vorbilder wie Sie und die Königin: Botschafter Federer, 2005.

Weil sich diese bürgerlichen Tugenden langsam verlieren und wir oft das Gefühl haben, in unseren Städten mehrheitlich von unhöflichen, unzuverlässigen, treulosen Menschen umgeben zu sein, scheinen wir eine starke Sehnsucht nach diesen Tugenden zu verspüren, die zu Unrecht «sekundär» genannt werden, in

politischen Debatten sogar diskreditiert wurden, wie einst durch Oskar Lafontaine, als er meinte: «Mit Sekundärtugenden kann man auch ein KZ betreiben.»

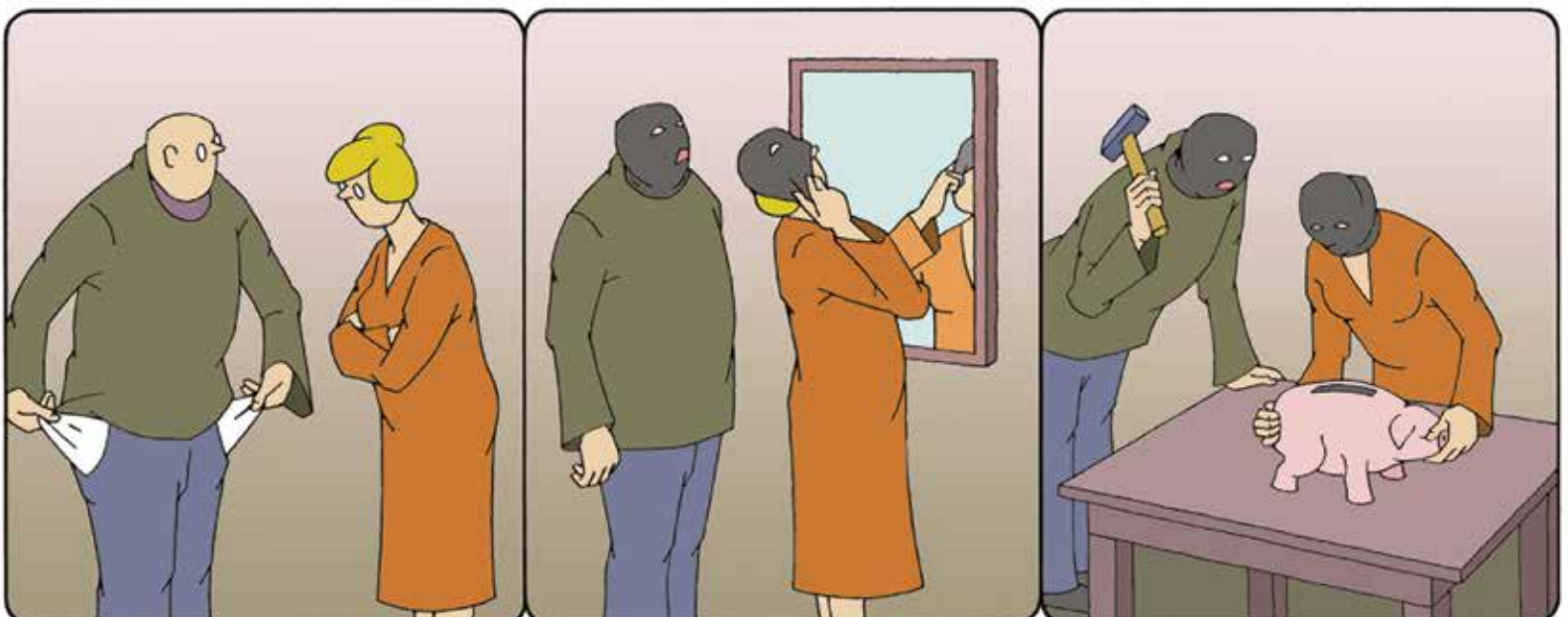
Elizabeth II hat vorgemacht, dass man mit Pflichtbewusstsein, Disziplin und Höflichkeit sehr wohl siebzig Jahre lang ein Königreich erfolgreich führen kann. Und Sie sind dank Ihrer persönlichen Haltung weit über die Tenniswelt hinaus beliebt.

Es ist gut, dass es Vorbilder wie Sie und die Königin gibt, die vor allem der Jugend vormachen, dass es letztlich darauf ankommt, nicht nur seinen Job sehr gut zu erledigen, sondern obendrein ein netter Mensch zu sein.

Sie haben es selbst schön gesagt: «Es ist nett, wichtig zu sein, aber wichtiger, nett zu sein.» Danke!

Mit freundlichen Grüßen  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# TAGEBUCH

Christian Jungen



Wenn man ein Filmfestival organisiert, schmort man monatelang im Fegefeuer. Man hat den Himmel vor Augen, sieht die Stars, wartet aber auf die Erlösung – auf die Zusage, dass die Stars auch kommen.

Dieses Jahr wurde ich am 11. August erlöst. Ich war gerade in einer Pizzeria und bezahlte mein Essen, da kam der Anruf mit der Zusage von Netflix, dass Eddie Redmayne am 25. September ans Zurich Film Festival (ZFF) komme, um «The Good Nurse» im Kongresshaus persönlich vorzustellen. Der Thriller im Siebziger-Jahre-Stil basiert auf einer wahren Geschichte: Redmayne spielt den Krankenpfleger Charlie Cullen, der rund 400 Patienten vergiftete. Dass wir die Europapremiere dieser Prestige-Produktion ausrichten dürfen, ist ein Triumph für das ZFF. Denn andere grosse europäische Festivals buhlten ebenfalls um die Premiere, darunter London und Rom. Nun haben wir den Zuschlag bekommen. Wie ist das möglich?

Wir haben den Film schon letztes Jahr getrackt, waren ständig mit Netflix in Kontakt. Es gab unzählige Calls, ehe ich im Juni in New York den Produzenten Scott Franklin zum Frühstück im «Essex House» getroffen habe. Bei einer Früchteschale erzählte er mir, dass sie die beiden Hauptdarsteller Jessica Chastain und Eddie Redmayne ins Oscar-Rennen schicken würden. Da hat das ZFF einen Trumpf in der Hand. Wir sind dank des guten Datums und der vielen *Oscar Academy members*, die zu uns kommen (alleine am ersten Wochenende weilen über vierzig *voting members* in Zürich), eine wichtige Etappe auf dem Weg zur Nomination. Von den letzten zehn Filmen, die den Oscar für «Best Picture» gewannen, liefen sechs am ZFF.

Ich bot Scott Franklin sofort an, Eddie ein «Goldenes Auge» zu geben. Denn ein wenig hat auch das ZFF zur steilen Karriere des Briten beigetragen: Eddie Redmayne war 2007 im ZFF-Eröffnungsfilm «Savage Grace» zu sehen, wo er an der Seite von Julianne Moore spielte. «Eddie who?», fragte das Publikum damals, als der Junge aus London die Bühne im Kino «Corso» betrat. «Eddie Redmayne, ein Name, den man sich merken sollte», hiess es nach dem Film.

Inzwischen ist Redmayne, der für die Darstellung des gelähmten Physikers Stephen Hawking in «The Theory of Everything» den Oscar gewann, ein Superstar. Wegen seiner Rolle des Newt Scamander im Harry-Potter-Spin-off «Fantastic Beasts and Where to Find Them» ist er für viele Jugendliche ein Idol. Kaum hatten wir die Medienmitteilung zu seiner Ehrung ver-

*Es ist ein unbezahlbarer Vorteil, dass die Stars bei uns ohne Bodyguards im Wald joggen gehen können.*

öffentlicht, stürmten Teenies in unsere Büros und wollten Karten. Das Telefon in der ZFF-Zentrale klingelte ununterbrochen: Fans wollten wissen, wie sie zu Tickets kommen.

Für keinen anderen Film haben wir mehr Tickets verkauft als für «The Good Nurse». Das Festivalgeschäft ist ein *people's business*. Ohne Adressbuch geht gar nichts. Und natürlich hilft es, wenn man, wie damals Eddie, die Leute gut behandelt. Daher kehren ja so viele Stars auch gerne nach Zürich zurück: Liam Neeson kommt heuer zum zweiten Mal ans ZFF, ebenso Luca Guadagnino («Bones and All»), Til Schweiger («Lieber Kurt») oder die Regisseurin Mia Han-

sen-Løve («Un beau matin»), die sich für Zürich und gegen das New York Film Festival entschieden hat.

Und natürlich ist es ein unbezahlbarer Standortvorteil, dass Zürich mit täglichen Direktflügen aus Los Angeles und New York erreichbar ist, dass wir Weltklassehotels wie das «Dolder Grand» oder das «Baur au Lac» haben, die auch Weitgereiste zu beeindrucken vermögen, und dass Stars bei uns ohne Bodyguards mit dem Velo um den See radeln oder im Wald joggen gehen können.

Das ZFF ist jetzt achtzehn Jahre alt. Man kennt und respektiert uns in Hollywood. Dieses Jahr zeigen wir 38 der 146 Filme als Welt- oder Europapremieren, darunter mehrere grosse Titel. Charlotte Gainsbourg stellt ihr Drama «The Almond and the Seahorse» als Weltpremiere vor, Sir Ben Kingsley sein Biopic «Dalíland», in dem er den exzentrischen spanischen Maler verkörpert, als Europapremiere. Wir haben auch so viele Stars am Festival wie noch nie. Denn auch das beeindruckt die internationalen Gäste: In Zürich hat das Kino einen hohen Stellenwert. Das zeigt sich jeweils auch bei der Eröffnung. Nie würde der deutsche Bundeskanzler die Berlinale eröffnen. Bei uns hingegen kommt jeweils der Bundespräsident.

So eröffnet Ignazio Cassis am 22. September das 18. Zurich Film Festival, und wir werden mit den Stars wieder elf Tage im cineastischen Himmel schwebeln.

Christian Jungen ist Artistic Director des Zurich Film Festival.





## Leserangebot: VIP-Spezial «Musikreise Hamburg»

# London's Elbphilharmoniker live

Mit der Hafencity, der Speicherstadt, den Museen und seinem weltoffenen Flair ist Hamburg immer eine Reise wert. Als krönende Zugabe geniessen Sie auf unserer Leserreise in die Hansestadt ein Konzert des berühmten London Philharmonic Orchestra unter der Leitung seines neuen Chefdirigenten Edward Gardner im Grossen Saal der Elbphilharmonie mit seiner einzigartigen Akustik.

«Moin!» So begrüsst man sich in Hamburg. Gleich nach unserer Ankunft erkunden wir eine der faszinierendsten Städte Deutschlands auf einer Rundfahrt. Binnenalster, Michel, Rathaus, Reeperbahn und der Hafen sind einige Stationen. Abends wird in aussergewöhnlicher Kulisse gespeist: Das authentische Restaurant «Schifferbörse», oft als Filmkulisse genutzt, verwöhnt seine Gäste mit Köstlichkeiten aus dem Meer. Genächtigt wird im zentral gelegenen 4-Sterne-Hotel «Ameron».

Die Hafencity besuchen wir am zweiten Tag. Nirgendwo sonst berühren sich das alte und das neue Hamburg so harmonisch wie hier. Dem Mittagslunch in einem Traditionsrestaurant folgt ein Rundgang durch die historische Speicherstadt. Hier liegt noch immer der Duft von Kaffee, Tee oder Gewürzen in der Luft. Am Abend kommen wir in den einzigartigen Genuss eines Konzerts in der spektakulären Elbphilharmonie. Das London Phil-

harmonic Orchestra intoniert Meisterwerke von Mendelssohn Bartholdy, Tschaikowsky und Bartók. Unvergesslich!

Was wäre Hamburg ohne Hafenrundfahrt? Dieser können wir uns fakultativ am Vormittag des dritten Reisetages anschliessen und dabei den Duft der grossen weiten Welt erschnuppern. Nach dem Mittagessen in einem ausgewählten Restaurant besichtigen wir die traditionelle Kaffeerösterei Burg mit Kaffeeverkostung zur Krönung dieses Ausfluges.



### Platin-Club-Spezialangebot

#### Leserangebot «Musikreise Hamburg»

##### Termine:

16. bis 18. November 2022

##### Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Hamburg–Zürich
- Gebühren und Hoteltransfer
- 2 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Ameron»
- Beste Konzertkarte (Kat. 1) in der Elbphilharmonie
- Abendessen in der «Schifferbörse»
- Mittagssnack im Traditionsrestaurant
- Ausflug «Hansestadt»
- Ausflug «Moderne Bauten, historische Speicherstadt, Hafencity»
- Qualifizierte Reiseleitung

##### Preis (p. Pers. im DZ):

Mit Weltwoche-Abo: ab Fr. 1550.–  
 Für Nichtabonnenten: ab Fr. 1850.–  
 Einzelzimmerzuschlag: Fr. 180.–  
 Ermässigung bei Eigenanreise: Fr. 250.–

##### Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Hamburgs Hafen und Kaffeerösterei Burg», inkl. Mittagessen: Fr. 90.–

##### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über:  
 Telefon: +41 91 752 35 20  
 E-Mail: info@mondial-tours.ch

##### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno



# DIE WELTWOCHEN

Neue App, neue Website.  
Jetzt testen.

Steigen Sie ein, fliegen Sie mit!



# Im Oberwallis regt sich Widerstand

Verführt von Ex-SP-Präsident Peter Bodenmann, wollen bürgerliche Ständeräte den Bau grosser Solarpanels in den Alpen ermöglichen. Nun werden Einwände laut.

**E**in grosses Solarkraftwerk, das so viel Strom produziert wie das Wasserkraftwerk Grande Dixence und erst noch einen hohen Anteil Winterstrom ausweist – für ein solches Wunderding trommelt der frühere SP-Präsident Peter Bodenmann seit Monaten in den Medien. «Grengiols Solar» nennt sich der kühne Plan, im Oberwalliser Safischtal eine fünf Quadratkilometer grosse Fotovoltaik-Anlage in die Hänge zu pflanzen. Links-grüne Kreise sind verzückt. Die Tamedia-Zeitungen berichteten ganzseitig darüber («Das Walliser Energie-Wunder»), Solar-Lobbyisten und Walliser Gemeinden träumen von Subventionen und Profiten.

Inzwischen haben sogar bürgerliche Politiker angebissen. Voran marschiert der konservative Oberwalliser Ständerat Beat Rieder (Mitte), aus Angst vor einem Blackout zum Modernisierer mutiert. Im Schlepptau hat er seinen Zürcher Kollegen Ruedi Noser (FDP). Gemeinsam haben die beiden ein Gesetz zum Bau solcher hochalpinen Sonnenkraftwerke im Ständerat auf Kurs gebracht. Vagen Angaben zufolge soll es unter Zuhilfenahme aller erdenklichen Verfahrenstricks bis zum Ende der laufenden Session durchgepeitscht werden.

## Goldgräberstimmung

Nun stellt sich die Frage, ob Rieder und Noser nicht einer Illusion aufgesessen sind. Der Fraktionschef der SVP Oberwallis im Grossen Rat, Christian Gasser, beruflich als eidgenössisch diplomierter Elektromeister tätig, zeigt sich sehr skeptisch gegenüber der Idee, die Stromversorgung von grossflächigen Fotovoltaik-Anlagen abhängig zu machen. Gasser plant und montiert täglich solche Energiesysteme und sagt mit Blick auf Bodenmanns hochfahrende Pläne: «Schiebt sich eine Wolke vor die Sonne, bricht die gesamte Produktion einer Region zusammen. Dann muss eine andere Stromquelle für Ausgleich im Netz sorgen.»

Trotzdem ist von Bern bis Brig eine Goldgräberstimmung ausgebrochen. Doch so schön sich die Sache auf den ersten Blick präsentiert, so ernüchternd könnten die Erkenntnisse bei näherer Betrachtung ausfallen. Weil für Gren-



*Links-grüne Kreise sind verzückt:*  
Initiant Bodenmann.

giols Solar keine unabhängig geprüften Berechnungen vorliegen, lohnt sich der Verweis auf das kleinere Projekt Gondosolar südlich des Simplons. Auch dafür hat Bodenmann aller-

## *Das Grossprojekt könnte in einem technischen und finanziellen Desaster enden.*

lei Zahlen gedreht. In einem Zeitungsartikel von September 2021 kam er auf ein jährliches Produktionspotenzial von 340 Millionen Kilowattstunden, davon die Hälfte Winterstrom. Das ist wichtig, weil wir vor allem in der kalten Jahreszeit ein Stromloch haben. Dieser Strom, so Bodenmann, lasse sich ausserdem weit unter den Preisen des Spotmarktes produzieren.

Inzwischen liegen Kalkulationen des Stromkonzerns Alpiq vor. Darin gehen die Experten von einer Jahresproduktion von 23,3 Millionen Kilowattstunden aus. Das sind gerade einmal 5 Prozent dessen, was Bodenmann verkündet hat. Bei den Kosten pro Kilowattstunde kommt Alpiq auf satte 18 Rappen, bevor wieder Unterhaltsinvestitionen getätigt werden müssen. Zum Vergleich: Die Gestehungskosten für Strom aus Wasserkraft betragen zwischen 4 und 5 Rap-

pen. Wissen wir, ob Bodenmann bei Grengiols Solar nicht ähnlich krass danebenliegen könnte? Gasser sagt: «Ich wüsste gern, wie Bodenmann auf seine Zahlen gekommen ist.» Was er bislang gelesen hat, überzeugt ihn nicht.

## «Wir haben keine Strommangellage»

Grengiols Solar sprengt die Dimensionen bisher geplanter Solaranlagen in der Schweiz. Vorerst sind nur Zahlen der linken Walliser Oppositionszeitung *Rote Anneliese* greifbar. Sie hat mit Bodenmann zusammen das Projekt lanciert. Demnach geht es um die Produktion von ein bis zwei Terawattstunden pro Jahr. Gasser zweifelt dieses Potenzial an: «Die Panels müssen, um schneefrei zu bleiben, senkrecht in den Hang gestellt werden. Das reduziert die Leistung, da der Einstrahlwinkel der Sonne einen grossen Einfluss auf den Wirkungsgrad hat.»

Ein Elektroingenieur aus Wetzikon hat errechnet, dass Grengiols Solar eine maximale Stromproduktion von 365 Millionen Kilowattstunden pro Jahr liefern könne, also nur 20 bis 40 Prozent dessen, was Bodenmann in Aussicht stellt. Im Winterhalbjahr würden demnach höchstens 98 Millionen Kilowattstunden produziert. Wir bräuchten also, um das Stromloch im Winter zu stopfen, nicht zwanzig solcher Anlagen, wie Bodenmann vorgerechnet hat, sondern deren hundert.

Wäre es da nicht gescheiter, mit Gondosolar zuerst einmal ein Pilotprojekt durchzuspielen, bevor man alpinen Freiflächenanlagen generell einen Freipass ausstellt? Zumal deren Realisierung ohne grosszügige Subventionen kaum möglich sein wird. Stattdessen droht nun die Gefahr, dass das Parlament ein dringliches Gesetz für Planungsleichen erlässt. Oder noch schlimmer: dass diese Grossprojekte in einem technischen und finanziellen Desaster enden.

Gasser rät Rieder, Noser und Co., die Prioritäten anders zu setzen: «Wir haben keine Strommangellage, sondern ein Strom-Speicherproblem, da wir zur falschen Zeit einen Produktionsüberschuss haben. Dies ist ein vorrangiges Problem, das wir für die Zukunft lösen müssen.»

# So schützen Sie Ihr Geld

Aktien, Obligationen und Fremdwährungen brachten seit Anfang Jahr happige Verluste. Nun frisst die Inflation die Kaufkraft auf. Was tun?

Hans Kaufmann

Die Finanzmärkte gleichen heute einem Minenfeld, denn es ist nicht nur die Inflation, die Kapitalanlegern Sorgen bereitet. Die Weltwirtschaft befindet sich auf einer Gratwanderung zwischen Abschwung und Rezession. Die Politik läuft Amok.

Die angespannte Lage hat denn auch wachsende Ängste vor Hyperinflation, Schuldenschnitten, Enteignungen und Währungsreformen geschürt. Selbst über ein Aufbrechen der Euro-Zone wird wieder spekuliert. Alle vier Extremrisiken sind derzeit nicht mehr auszuschliessen. Sie können auch kaum abgesichert werden. Deshalb verbleibt nur der Rückzug aus angezählten Krisenländern. Gemeint sind nicht nur Emerging Markets, sondern zusehends auch übersozialisierte Länder im Westen. Damit wird das Anlageuniversum spürbar eingeschränkt.

Vorboten schlimmerer Taten sind die immer häufigeren Staatseingriffe in die Märkte. Sie sind oft gut gemeint, bewirken aber meistens das Gegenteil und kosten die Anleger viel Geld. Preisdeckel, Mieterschutz, Energierationierungen, Verstaatlichungen, Abschöpfung von angeblichen Übergewinnen et cetera führen letztlich zu geringeren Investitionen und damit zu einer preistreibenden Angebotsverknappung. In diese Richtung wirkt auch der politische Druck auf die Anleger, nicht nachhaltige Sektoren wie fossile Brennstoffe, Kernkraftwerke, Stahlkocher, Bergbau oder Erzraffinerien zu meiden.

## Aufwertung des Frankens

Die Inflation und Währungsverluste gehören aus Schweizer Anlegersicht derzeit zu den grössten Bedrohungen. Die hohen Energiepreise sind auf andere Produktgruppen übergeschwappt und haben zu massiven Lohnforderungen geführt. Die Preis-Lohn-Spirale ist in Fahrt gekommen, und die Notenbanken gerieten in Zugzwang. Sie reagierten bereits mit Leitzinserhöhungen. Sie lösten damit eine negative Kettenreaktion auf praktisch alle Anlageklassen, aber auch auf die Wirtschaft aus.

Die im Vergleich zum Ausland geringere Inflation in der Schweiz trug über die Jahre zu einer stetigen Aufwertung des Frankens bei. Finanz-



Der Schweizer Franken bleibt die bevorzugte Anlagewährung.

berater empfehlen zwar immer wieder, Aktienanlagen international zu diversifizieren, weil die Konjunktur-, Immobilien-, Inflations- und Zinszyklen im Ausland oft anders verlaufen als in der Schweiz. Deshalb sollten Auslandsanlagen zu geringen Wertschwankungen eines Portfolios führen. Aber in den letzten dreissig Jahren fielen die Resultate der geografischen Diversifikation doch eher ernüchternd aus. Die Währungsverluste haben die teils bessere Performance ausländischer Aktien weitgehend aufgezehrt. Die Kaufkraft- und Währungsverluste sind zudem noch nicht ausgestanden, denn seit den letzten Krisen haben sich einige Fehlentwicklungen im Ausland noch akzentuiert.

Die Staatsverschuldung hat weltweit massiv zugelegt. Die Notenbanken, Geschäftsbanken und Obligationenfonds haben ihre Portfolios mit Staatsanleihen vollgestopft. Damit ist es zu einer gefährlichen, gegenseitigen Abhängigkeit gekommen. In einigen Ländern ist zudem auch die Verschuldung der Unternehmen und der Haushalte auf ein untragbares Niveau angestiegen.

Falls die Zinsen weiterklettern, kommt es zu Insolvenzen.

Die Notenbanken haben ihre Unabhängigkeit weitgehend verloren. Die Europäische Zentralbank (EZB) würde mit einer Zinserhöhung auf die für die Inflationsbekämpfung möglicherweise notwendigen 5 bis 6 Prozent einige Regierungen in die Schuldenfalle drücken. Diese könnten die Zinsen nur noch mit neuen Staatsschulden bezahlen. Den Leitzinserhöhungen der EZB sind aus Sorge um die hochverschuldeten Länder Griechenland, Italien, Portugal, Spanien, Frankreich, Belgien und Zypern somit Grenzen gesetzt.

Dazu kommt der Kampf der Weltmächte um die globale Vorherrschaft. Der Einfall der russischen Armee in der Ukraine und das Säbelrasseln Chinas gegen Taiwan sind der handfeste Beweis dafür. Die durch die Corona-Pandemie, Technologieboykotte und Wirtschaftskriege ausgelösten Unterbrüche von Lieferketten deckten die Abhängigkeit des Westens vor allem von China und Russland schonungslos auf. Besonders negativ



wirkt sich die Drosselung von Gas-, Kohle- und Erdöllieferungen aus Russland, aber auch die selbstverursachte Energiewende auf die europäische Wirtschaft aus. Die europäischen Unternehmen geraten dadurch gegenüber amerikanischen und Firmen in anderen Regionen ohne Energieprobleme ins Hintertreffen. Die im Vergleich mit den USA wesentlich günstigere Bewertung europäischer Aktien reflektiert diese düsteren Aussichten allerdings bereits weitgehend.

Der Energiemangel lässt für die Wintermonate in Europa Schlimmes erahnen. Ohne bezahlbare Energie wird es nicht nur kalt in den Wohnungen. Auch viele Produktionsbetriebe werden ums Überleben kämpfen müssen. Soziale Unruhen und eine steigende Arbeitslosigkeit könnten die Konsumentenstimmung weiter drücken. Eine Rezession scheint deshalb kaum noch vermeidbar. Die noch laufenden Revisionen der Gewinnsschätzungen für die Unternehmen nach unten werden die Aktienmärkte belasten.

### Steigende Hypothekarzinsen

Dennoch erscheinen Aktienanlagen chancenreicher als Festverzinsliche, also Obligationen, oder Barmittel. Die globalen Aktienmärkte haben seit dem Allzeithoch vom Januar 2022 mit einem Minus von 18 Prozent in Lokalwährungen beziehungsweise 21 Prozent in US-Dollar bereits deutlich korrigiert (Schweiz minus 20 Prozent). Aber noch immer ist unklar, ob diese Rückschläge die befürchtete Rezession bereits ausreichend vorwegnehmen. Je länger die Baisse anhält, umso riskanter wird es, eine Trendwende zu verpassen. Die Bewertung der globalen Aktienmärkte erscheint mit einem Kurs-Gewinn-Verhältnis von rund fünfzehn Mal selbst bei noch etwas höheren Zinsen vernünftig.

Die Immobilienpreise sind vor allem während der Corona-Pandemie nochmals kräftig gestiegen, in den USA seit Ende 2019 bis Mitte 2022 um 43 Prozent, in Grossbritannien um 26 und in der EU um 14 Prozent. Differenzierter präsentiert sich die Entwicklung in der Schweiz, wo gemäss Wüest Partner die Einfamilienhäuser und Eigentumswohnungen um 12 beziehungsweise 3 Prozent zulegten, während sich die Mietliegenschaften um 3 Prozent verbilligten. Dennoch, vielerorts werden Immobilien zu einer derart tiefen Bruttorendite gehandelt, dass sie gegen Zinserhöhungen sehr verletzlich geworden sind. Die Sogwirkung in Wirtschaftszentren und die Einwanderung haben indessen zu tiefen Leerwohnungsbeständen geführt, insbesondere auch in den Schweizer Städten. Deshalb wird es höchstens bei massiv höheren Hypothekarzinsen oder einer scharfen Rezession zu signifikanten Preis einbrüchen kommen.

Am schwierigsten sind die Währungen einzuschätzen. Die Inflationsunterschiede erklären derzeit zwar teilweise die Euro- und die Dollar-Schwäche gegenüber dem Franken. Aber selbst

wenn die Teuerung wieder abflaut, bleiben zur Schweiz grosse fundamentale Unterschiede, die für einen anhaltend starken Franken sprechen.

Und Edelmetalle? Gold- oder Silberpreisprognosen sind häufig Wunschdenken, weil die meisten von den Goldgurus vorgebrachten Gründe für steigende Edelmetallpreise nicht zwingend sind.

Gibt es dennoch Lichtblicke an den Kapitalmärkten? Ja. Wenn man die Inflationszahlen der letzten zwei Monate betrachtet, dann stellt man fest, dass im Juli erst zwölf der 74 erfassten Länder eine rückläufige Teuerung verzeichneten. Im

*Ohne bezahlbare Energie wird es nicht nur kalt. Viele Produktionsbetriebe werden ums Überleben kämpfen müssen.*

August waren es bereits gegen dreissig. Damit ist zwar noch kein Ende des Inflationsdrucks eingeläutet, aber wenn noch einige Monate mit rückläufigen Teuerungsraten folgen, werden die Zinsängste abflauen.

Und schliesslich könnte ein derzeit allerdings noch unwahrscheinlicher Waffenstillstand im Ukraine-Krieg an den Finanzmärkten eine Euphorie auslösen, weil dann wieder Hoffnungen auf ausreichende Energielieferungen aus Russland aufkämen und der Wiederaufbau der Ukraine, wenn auch mit westlichen Steuergeldern, viel Neugeschäft bedeuten würde.

Die Langzeitanalysen in den USA und in der Schweiz zeigen, dass man mit Aktien und Immobilien auch grössere Inflationsschübe am besten überleben kann. Selbst Anleihen, also Festverzinsliche, spielten in der Vergangenheit gute Erträge ein, vor allem höherverzinsliche Unter-

nehmensanleihen, aber nur wenn man sie in Hochzinsphasen erwarb. In einer solchen sind die Zinsen derzeit noch nicht angekommen. In der Schweiz sollte die Obligationenrendite mindestens die durchschnittliche Langzeitinflation von 2,6 Prozent übertreffen. Deshalb erscheint es noch verfrüht, Festverzinsliche zu erwerben, denn die Zinsen werden vorerst wohl noch weiter ansteigen.

### In Aktien steckt die Produktivität

Dass Aktien auf lange Sicht eine bessere Performance als Festverzinsliche und Immobilien gebracht haben, liegt wohl daran, dass die Produktivitätsfortschritte und eine damit verbundene höhere Wertschöpfung vor allem bei den Unternehmen und nicht beim Staat oder am Immobilienmarkt stattfanden. Wo Mehrwert geschaffen wird, kann auch Mehrwert in Form von steigenden Dividenden verteilt werden. Je länger man Aktien hält, umso gewichtiger wird der Anteil der Dividenden an der Performance. Über zehn Jahre gerechnet, würde, ausgehend von der heutigen Dividendenrendite der Schweizer Aktien, ein Ertrag von über 30 Prozent resultieren. Damit kann man auch temporäre Kursrückschläge verdauen.

Deshalb bleibt das Fazit: Bei steigender Inflation Aktien und Immobilien, allenfalls Gold als Notenbank-unabhängige Währung kaufen, Anleihen meiden und Bargeldbestände minimieren. Der Schweizer Franken bleibt die bevorzugte Anlagewährung.

Hans Kaufmann war Chefökonom der Bank Julius Bär.



«Selbstbestimmt handeln heisst, seine Talente nicht zu verschwenden.»

Fabienne Strobel  
Deputy Head Group  
Sustainability

Für das selbstbestimmte Leben unserer Kundinnen und Kunden.



# Lärm der Welt

Immer rauscht es da draussen, rattert, brummt, donnert, hupt, baggert, kreischt.



*Die Schwierigkeit ist, dass der Fortschritt keinen Rückwärtsgang kennt.*

Die Welt war immer ein Ort voller Gefahren, vor denen sich die Lebewesen schützen mussten. Nur das Wovor ändert sich mit den Zeiten. Einst waren es der Säbelzahn tiger und all die hungrigen Raubtiere da draussen, später und immer noch der Mensch selbst, es waren Viren, Bakterien. Doch der grösste Irrsinn, den wir uns eingebrockt haben, scheint mir der Lärm zu sein, der aus unseren Umtrieben entsteht.

Der Säbelzahn tiger war ein gnädiges Sterben, äusserst schnell, das Opfer geriet in Schockstarre, das Hirn schaltete sich ab, wie es das immer tut, wenn es bemerkt, dass das Unausweichliche kommen wird. Lärm hingegen lässt einen langsam sterben, und das Paradoxe ist, dass man dabei am Leben bleibt.

Ab einer konstanten Lärmbelastung von 55 Dezibel, das ist nicht so viel, ein mittelmässiger Regen schafft das problemlos, kann die Lebenslust erhebliche Störungen erleiden. Siebzig Dezibel gelten als Alarmwert, das ist die Lautstärke eines laufenden Wasserhahns. Die Liste der möglichen Leiden ist lang: Gehörschäden, Schlafstörungen samt Aufwachreaktionen, Bluthochdruck, Herz-Kreislauf-Krankheiten, Diabetes Typ 2, Störung der Konzentration, vermindertes Leistungsvermögen, Depression.

Immer rauscht es da draussen, rattert, brummt, donnert, hupt, baggert, kreischt. Das Entrinnen ist immer weiter weg, hoch oben auf einem Berg vielleicht, weit draussen im Meer, tief in der Wüste, da und dort nachts um vier

Uhr. Lärm ist allgegenwärtig geworden, besetzt dröhnend jede Nische des Seins, lässt einen nie los. Die, ich möchte fast sagen, existenzielle Tragödie daran ist, dass es immer schwieriger wird, die Ruhe zu hören.

Vielleicht liegt es daran, dass Menschen immer lauter sprechen, zu Schreihälsen geworden sind, damit sie sich in den Zeiten des brandenden Lärms Gehör verschaffen können. Es ist so laut geworden, dass das Pfeifen der Vögel wie verstummt zu sein scheint, man hört das Rauschen von Autobahnen viel öfter als jenes der Flüsse, und gelegentlich, so habe ich den Eindruck, hört man auch sich selbst nicht mehr.

Ich verstehe inzwischen jene Menschen, die versuchen, unangenehmen Lärm mit angenehmem zu bekämpfen und im öffentlichen Raum nur noch mit Kopfhörern unterwegs sind, aus denen Musik dringt. Es ist ein Schutzmechanismus, vielleicht sogar ein atavistischer Instinkt, es ist die Hoffnung auf ein wenig Unversehrtheit.

Die Wellen des Lärms, die an unser Ohr und in unser Hirn branden, sind ausser Kontrolle geraten, das ist unnötig zu sagen. Immer mehr von dem, was der Mensch zu seinem Fortschritt geschaffen hat, grossartige Dinge, etwa die Nutzung des Atoms, Satellitennavigation, Überschallflugzeuge, all die industriellen und digitalen Revolutionen, Mikroprozessoren, Autos, Herzschrittmacher, Fischstäbchen, all

das wird immer mehr zu einer verwelkenden Blüte. Er muss inzwischen bekämpfen, was er selbst hervorgebracht hat. Wir sind vom Zauberlehrling zum Zauberer geworden, aber jetzt verlieren wir gerade die Magie: «Die ich rief, die Geister/Werd ich nun nicht los.»

Die Schwierigkeit ist, dass der Fortschritt des Menschen keinen Rückwärtsgang kennt, nicht einmal wirkliche Mässigung. Das ist das Dilemma. Wir können uns bloss, so gut es geht, schützen. Und so hat der Mensch, bis jetzt zumindest, keine umsetzbaren Konzepte, um etwa flächendeckend den Lärm, die Mobilität in erster Line, so zu dämmen, dass nicht gerade die ganze Zivilisation in einen Stau gerät.

Dafür hat er unlängst Kopfhörer erfunden, die einen Schall auslösen, eine destruktive Interferenz, die den störenden Schall, also den Lärm, eliminiert. Antischall ist ein Lebensretter, das Auge im Orkan des Lärms. Man streift sich den Kopfhörer über die Ohren, drückt eine Taste, und man fühlt sich in einer anderen Welt, losgekoppelt vom Gekrächze im morsch gewordenen Gebälk des Weltenlaufs.

Die Erzeugung von Antischall ist möglicherweise nur ein Strohalm, aber vielleicht ist es auch eine zukünftige Erlösung, ein Heilsbringer, wenn es gelänge, Flugzeugtriebwerke zu dämmen, Automotoren leise werden zu lassen, das laute Rauschen der Räder auf dem Asphalt und so weiter. Das Problem mit den Kopfhörern ist nur, dass, wenn man sie wieder abstreift, die Welt noch lauter scheint als zuvor.



## PERSONENKONTROLLE

# Pfister, Landolt, Amstutz, Geissbühler, Aebi, von Siebenthal, Spirig Hug, Macron, Borne, Browne, Ardern



«Richtiger Zeitpunkt»: Spirig Hug.

**Gerhard Pfister**, Sanktions-Eiferer, musste einen Dämpfer hinnehmen. Der Präsident der Mitte-Partei trommelte an vorderster Front dafür, dass die Schweiz eigenständig Sanktionen verhängt, unabhängig davon, was EU oder Uno beschliessen. Doch nun haben ihm die Ständeräte seiner eigenen Partei hierbei die Gefolgschaft verweigert. Sie gaben am letzten Montag in der Kleinen Kammer mit ihrer Stimme den Ausschlag, dass die Schweiz auch in Zukunft Sanktionen übernimmt, aber keinesfalls eigenhändig verhängt. (hmo)

**Martin Landolt**, Alleskönner, gibt als neuer Präsident der Krankenkassenorganisation Santésuisse bereits Tipps, wie man die Gesundheitskosten allenfalls senken könnte. Zum Beispiel mit einer von Bern aus gesteuerten Spitalplanung, wie er dem *Sonntagsblick* verrät. Überraschend ist weniger der Vorschlag als sein neuer Job. Denn der BDP-Nationalrat ist Spezialist für lukrative Pöstchen, wo er sich mit Themen beschäftigen muss, die ihn als Parlamentarier nie kümmern. Als Gesundheitspolitiker ist der Glarner nie in Erscheinung getreten. Das hat bei ihm aber System: 2009 übernahm er einen fürstlich entlohnten Lobbyistenjob bei der UBS, obwohl er damals nicht gerade als Bankfachmann im Ruf stand. (hmo)

**Adrian Amstutz**, Vorreiter, zeigt sich als Trendsetter. Der ehemalige Fraktionschef verzichtete 2019 trotz Bemühungen seiner SVP-Parteikollegen darauf, nach sechzehn Jahren im Bundeshaus wegen der Amtszeitbeschränkung nochmals anzutreten. Mit **Andrea Geissbühler**, **Andreas Aebi** und **Erich von Siebenthal** sind 2023 drei weitere Nationalräte an der Reihe, die seit 2007 in der Grossen Kammer sitzen. Alle drei wollen nicht mehr antreten, wie sie *Nau*



«Kein feindseliger Akt»: Browne.

bestätigen. Was sie nicht sagen: wie die Partei ihre Sitze verteidigen soll. (odm)

**Nicola Spirig Hug**, Glückskind, sagt dem Spitzensport ade. «Nach so vielen Jahren ist jetzt der richtige Zeitpunkt gekommen, abzutreten. Ich durfte alles erreichen», sagt die vierzigjährige Weltklasse-Triathletin und dreifache Mutter. Langweilig werde es ihr bestimmt nicht, so die Zürcherin: «Ich habe meine glückliche Familie, mein Ein und Alles. Zudem werde ich weiterhin und vermehrt noch in der Wohltätigkeit aktiv sein.» Spirig Hug ist fünffache Olympiastarterin und eine der beliebtesten Sportlerinnen der Schweiz. Ihre bisher grössten Erfolge sind der Olympiasieg 2012 in London, sechs Europameistertitel sowie je ein Welt- und Europameistertitel bei den Juniorinnen. Hinzu kommt noch ein U-23-Weltmeistertitel im Duathlon. (an)

**Emmanuel Macron**, Ewigjünglicher, wird volljährig. Dies lässt sich aus den Worten von **Elisabeth Borne** schliessen, der Premierministerin des französischen Präsidenten. Die Umbenennung der Regierungspartei in «Renaissance» bedeute, dass man «erwachsen» geworden sei, sagte sie. War man vorher infantil oder juvenil? (ky)

**Gaston Browne**, Inselepremier, zieht die Reissleine. Gleich nach dem Tod von Königin Elizabeth II. kündigte der Regierungschef des karibischen Inselstaats Antigua ein Referendum über die künftige Zugehörigkeit zur Krone an. Vorsichtshalber fügte er hinzu: «Das ist kein feindseliger Akt.» Ähnlich äusserte sich Neuseelands Premier **Jacinda Ardern**. Noch zu ihrer Lebenszeit würde auch ihr Land Republik, sagte sie. (ky)

## Blindflug im Flüchtlingswesen

63 654 Personen aus der Ukraine haben mittlerweile in der Schweiz den Schutzstatus S erhalten. Bisher ging man im Bundeshaus davon aus, dass Menschen nur in einem EU/Efta-Staat diesen Antrag stellen können. Wie sich jetzt herausstellt, ist das nicht der Fall.

Auf eine Frage von SVP-Nationalrätin **Martina Bircher** erklärte die FDP-Bundesrätin **Karin Keller-Sutter** im Bundeshaus, es würde auch Leuten der Schutzstatus gewährt, die aus einem durch die Ukraine-Krise besonders belasteten Staat – zum Beispiel Polen – in der Schweiz anklopfen. Unabhängig davon, ob diese sich bereits dort registriert haben.

Anders ausgedrückt: In Polen leben im Augenblick rund 1,4 Millionen Ukrainerrinnen und Ukrainer. Wenn sie wollen, können sie grundsätzlich – aus welchen Gründen auch immer – in die Schweiz weiterziehen. Ihr Gesuch wird hier positiv behandelt.



Grosszügig: Bundesrätin Keller-Sutter.

Interessant ist auch die Aussage von Keller-Sutter zu den Prüfungen: Bircher wollte wissen, ob überhaupt gecheckt würde, ob die Gesuchsteller schon in einem anderen Land um Aufnahme gebeten hätten.

Man sei auf die korrekte Beantwortung des schriftlichen Fragebogens der gesuchstellenden Person angewiesen, so die Magistratin. Es erfolge zum heutigen Zeitpunkt kein Austausch zwischen den Staaten.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Die Schweiz befindet sich in der Ukraine-Flüchtlingspolitik in einem sehr grosszügigen Blindflug.

Marcel Odermatt

## Stilberater und Gürtellinienrichter

Die Ablenkung funktionierte halbperfekt. Nachdem SVP-Nationalrat Christian Imark die sozialdemokratische Energieministerin Simonetta Sommaruga für das drohende Stromdesaster verantwortlich gemacht hatte, karrte SP-Präsident Cédric Wermuth unverzüglich eine parteipolitische Wagenburg zusammen. Imark hatte wörtlich gesagt: «Ich kann Ihnen eines versprechen, Frau Bundesrätin: Wenn Sie die angekündigten Notfallsszenarien diesen Winter anwenden müssen, dann gehen die Leute auf die Strasse, und sie werden weit mehr fordern als Ihren Rücktritt.»

Sofort machte Cédric Wermuth den empfindsamen Stilpolizisten: «Es gibt Grenzen des Sagbaren, auch in einer Demokratie. Die Kampagne der SVP gegen Simonetta Sommaruga hat heute eine Grenze überschritten.» Wo denn bitte? Christian Imark hat nur angetönt, nicht einmal ausgesprochen, was Sommarugas Parteikollege Fredy Fässler zuvor in Klartext festgehalten hatte. Der St. Galler SP-Regierungsrat und Präsident der kantonalen Justizdirektoren warnte nämlich so vor einem Strom-Blackout: «Am Bankomaten kann man kein Geld mehr abheben. Alle Heizungen funktionieren nicht mehr. Man muss frieren. In den Strassen ist es dunkel. Da ist es denkbar, dass die Bevölkerung rebelliert oder dass es zu Plünderungen kommt.»

Ist Cédric Wermuth geeignet als Anstandswauwau? Ist er die geborene Gouvernante? Was genau qualifiziert den Aargauer zum hyperdemokratischen Grenzenzieher? Wo er doch als Juso-Präsident wegen Hausbesetzung rechtsgültig verurteilt wurde. Und unter dessen Juso-Präsidium in Aarau acht Autos brannten. Wonach ein ehemaliger Juso-Nationalratskandidat festgenommen wurde, weil er nachweislich Autos des SVP-Ortsparteipräsidenten angezündet hatte. Worauf seine Kollegen Foto und Privatadresse des SVP-Untersuchungsrichters veröffentlichten und drohten: «Es gibt viele Möglichkeiten, seiner Wut Ausdruck zu verleihen, benutzt eure Kreativität.»

Da hörte man nichts vom Stilberater und Gürtellinienrichter Wermuth. Denn aller Anstand ist schwer. Besonders für Berufsschmuggler über alle Anstandsgrenzen.

Christoph Mörgeli

# Von Bismarck lernen

Der «Eiserne Kanzler» würde die angeblich «wertebasierte» Aussenpolitik seiner heutigen Nachfolger sofort durchschauen.

Alexander Gauland

**V**on Bismarck stammt die Beobachtung, dass es in der Politik nur ein Richtig oder Falsch gibt. Die Nachfahren des «Eisernen Kanzlers» haben andere Bemessungskriterien für die deutsche Aussenpolitik eingeführt: Sie muss multilateral und vor allem wertebasiert sein.

Nun ist Aussenpolitik immer multilateral, weil sie mit anderen Völkerrechtssubjekten kommuniziert und ihre Entscheidungen an andere Völkerrechtssubjekte richtet. Aber was ist «wertebasiert»? Wenn diese Phrase einen Sinn machen soll, dann kann es nur der sein, demokratische Werte in der Welt zu stärken. Nur, wie verträgt sich das mit der Tatsache, dass nur eine westliche Minderheit von Staaten diese Werte verkörpert und selbst eine grosse Demokratie wie Indien in der Auseinandersetzung zwischen dem autokratischen Russland und der demokratischen Ukraine sich für das Interesse an billigem Gas und Öl aus Russland entscheidet?

### Macht und Markt

Doch auch unsere eigene Politik ist klar interessengeleitet. Wenn «wertebasiert» einen Sinn machen soll, dann erschliesst sich nicht, weshalb wir mit der Ein-China-Politik letztlich das demokratische Taiwan dem kommunistischen China geopfert haben, indem wir dessen völkerrechtlichen Anspruch, auch diese Insel zu regieren, diplomatisch akzeptiert haben. Oder sind die stärkere Macht und der grössere Markt auch Werte?

Oder ein anderes Beispiel: Gegenüber dem völkerrechtlich unberechtigten Anspruch des demokratischen Polen auf Reparationen berufen wir uns zu Recht auf den Reparationsverzicht des kommunistischen Polen aus dem Jahr 1957 gegenüber der Sowjetunion.

Was ist daran noch «wertebasiert»? Wir sollten deshalb schnellstens diese These aus dem diplomatischen Wortschatz streichen. In der Aussenpolitik geht es um Interessen in einer von machtpolitischen Auseinandersetzungen dominierten Staatenwelt. Um diese Interessen nicht allzu nackt oder bloss erscheinen zu lassen, er-

Berlin

fanden die Sieger über Napoleon 1815 die monarchische Legitimität der Heiligen Allianz und die USA wenig später die demokratische Legitimität, die die Sieger von 1918 gleich in ein neues demokratisches Zeitalter überführen wollten.

Um Werte ging es dabei kaum, vielmehr um die geschickte Verpackung unterschiedlicher nationaler Interessen. Und auch heute handelt es sich nur am Rande um die Auseinandersetzung zwischen Autokratie und Freiheit, sondern um die Frage, ob die Ukraine zum russischen oder zum amerikanischen Einflussgebiet gehört.

Bismarck hat solche Verpackungen immer durchschaut: «Ich habe das Wort Europa immer im Munde derjenigen Politiker gefunden, die von anderen Mächten etwas verlangten, was sie im eigenen Namen nicht zu fordern wagten.»

Heute nennt man so etwas «wertebasiert».

Alexander Gauland ist Mitglied des Deutschen Bundestags und Ehrenvorsitzender der Alternative für Deutschland.

*Liebe ist...*



5562

*... der Wegweiser durch  
raues Gewässer.*



# Die Schweiz, ein Land der Idiotenhügel

Die alpine Fotovoltaik ist der neue Trumpf des Berggebiets.  
Machen wir den Blick frei auf eine nächstens atomkraftfreie Schweiz.



**F**rüher wussten alle Skifahrerinnen und Skifahrer, was ein Idiotenhügel ist. Hier lernten die blutigen Anfänger, was es braucht, um einen Stemmbogen hinzubekommen. In Sachen Solarenergie verstellen noch jede Menge Idiotenhügel den Durchblick.

**Idiotenhügel 1:** Der Schweiz droht keine Strommangellage. Weil landesweit Notstromaggregate mit einer Leistung von 4000 MW auf ihren Einsatz warten. Noch nimmt niemand den Unternehmer Markus Blocher ernst. Was uns droht, ist eine Gasmangellage. Dann muss die Schweiz – im Fall der Fälle – halt mehr Strom produzieren und diesen gegen Gas tauschen. Internationale Solidaritätsabkommen sind nicht das Papier wert, auf dem sie gedruckt wurden.

**Idiotenhügel 2:** Der Bau neuer Wasserkraftwerke oder das Retrofitten bestehender Staudammwerke dauert eine halbe Ewigkeit. Dazu kommt: Die meisten der fünfzehn am runden Tisch angedachten Projekte sind viel zu teuer. Niemand will sie bauen. Weil sie sich nicht rechnen. Das einzige vernünftige Projekt – das «Gornerli» – bekämpfen der Atom-Nationalrat Fluri aus Solothurn und sein Knecht Rodewald.

**Idiotenhügel 3:** Wenn wir in den Alpen fünfzehn Milliarden Kilowattstunden Winterstrom produzieren, beanspruchen wir im Alpenraum nur 0,6 Prozent der Fläche. Richtig konzipiert, können diese Flächen in Sachen Biodiversität aufgewertet werden. Warum in aller Welt machen die sogenannten Landschafts- und Umweltschützer – unterstützt von der Atomlobby – so viel Tamtam?

**Idiotenhügel 4:** Die Produktion eines Solarpanels verbraucht Ressourcen. Ohne nichts gibt es

nichts. Inzwischen hat ein Solarpanel nach neun Monaten jene Energie kompensiert, die man zu seiner Herstellung benötigt hat. Logo, denn sonst wäre es nicht so billig. Wir brauchen Winterstrom. Weil das gleiche Panel in Gondo dreimal mehr Strom produziert als auf den Dächern über Zürich, ist der Ressourcenverbrauch dreimal kleiner. Kümmert bisher die Umweltorganisationen einen feuchten Dreck. Was ist da los?

**Idiotenhügel 5:** Weltweit gehen jede Woche neue grosse Solarfabriken ans Netz. Sie produzieren immer mehr und immer effizientere Solarzellen. Diese finden einen reissenden Absatz. Warum? Schlicht und einfach, weil heute die

*Wir brauchen dreimal weniger Solarpaneele, wenn wir den Zubau vorab in den Alpen realisieren.*

Solarenergie günstiger ist als jede andere Form der Stromproduktion. Wir brauchen dreimal weniger Solarpaneele, wenn wir den Zubau vorab in den Alpen realisieren. Und bei Knappheit der Güter braucht es halt etwas Beweglichkeit.

**Idiotenhügel 6:** Die Schweiz leidet nicht unter Arbeitslosigkeit, sondern unter Facharbeiterlosigkeit. Pro installiertes Kilowatt braucht es in den Alpen viel weniger Mannstunden. Und erst noch weniger qualifizierte Mannen und Frauen als bei Aufdachanlagen.

**Idiotenhügel 7:** Wer seine Lüftungsanlage erneuert oder ersetzt, erhält maximal 30 Prozent Subventionen. Und durchschnittlich nur 2,4 Rappen pro innert fünfzehn Jahren eingesparte Kilowattstunde Strom. Wer im ersten Anlauf zu

teuer ist, geht für immer leer aus. Entschieden wird innerhalb von drei bis vier Wochen. Ein super Modell. Das gleiche System müsste man bei den Solaranlagen zum Tragen bringen. Stattdessen sollen 50 bis 60 Prozent der Investitionskosten subventioniert werden. Wir installieren hier vorerst eine Landwirtschaftsbürokratie, um den schnellen ökologischen Umbau zu verzögern.

**Idiotenhügel 8:** Die Schweizer Offiziere fordern neben Tarnkappenbomben eine Armee mit 250 000 Frauen und Mannen unter Waffen. Und mit viel mehr Panzern. Weil wir mit einem Einmarsch der maroden Putin-Armee rechnen müssten. Wenn wir die Hohlköpfe für einen Moment ernst nehmen wollen, müssten wir aus Sicherheitsgründen so schnell wie möglich alle Schweizer Atomkraftwerke vom Netz nehmen. Ist problemlos möglich.

**Idiotenhügel 9:** In zwanzig bis dreissig Jahren fallen die grossen alpinen Speicherkraftwerke zu einem Spottpreis den Alpenkantonen und ihren Gemeinden anheim. Axpo, Alpiq, BKW und Co. jammern schon heute auf Vorrat. Sie haben es verpasst, die Stromverteiler in den Alpen mit Stromrabatten gnädig zu stimmen. Das beste Beispiel ist Saas-Almagell, auf dessen Gebiet sich die Mattmark-Staumauer befindet. Die kurzfristige Gier der Betreiber ist grösser als eine mittelfristige Strategie. Allein im Ofental hinter Saas-Almagell kann man locker 300 Millionen Kilowattstunden hochrentablen Solarstrom produzieren.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# In Florida geht die Sonne auf

Die USA erleben eine Völkerwanderung in den «Sunshine State». Hier ist Amerika noch, was es einmal war.

Urs Gehriger



Glitzernde Kulturmetropole, Leuchtturm der Freiheit.

**D**ieser massive Sandsteinpalast war einst der Aussenposten im grossen Zug nach Süden. Nun schwimmen an der Bar bunte Zierfische, eingeschlossen in einem gigantischen Flachaquarium, das als Theke dient. *Bartender* mixen Skinny Mojitos für die arrivierte Klientel, die durch das Panoramafenster dem Spektakel folgt, einem tosenden Spätsommertgewitter, das die Wogen im Atlantik sich auf türmen lässt.

Henry Flagler, Gründer von Standard Oil und Tourismuspionier, hat das legendäre Hotel «Breakers» 1896 in Palm Beach als Tor zum Süden errichtet, als er eine Eisenbahnlinie entlang Floridas Ostküste nach Miami legte, um wohlhabende Amerikaner in das neue Paradies im subtropischen Zipfel der USA zu locken.

## Pandemie-Rebell DeSantis

Ein paar Golfschläge vom «Breakers» entfernt hat der prominenteste Nachzügler auf Flaglers Spuren, Donald J. Trump, im Märchenschloss Mar-a-Lago sein Hauptquartier bezogen. Während sich der unermüdliche Ex-Präsident kaum in gewöhnliche Kategorien

einordnen lässt, passt er zumindest in einer Hinsicht perfekt in das Klischee des Wahl-Floridianers. Mit 76 Jahren hat er ein Alter, in dem viele Amerikaner in das subtropische Paradies im südöstlichen Zipfel der USA ziehen.

Seit Jahrzehnten ist der *Sunshine State* Fluchtpunkt für Rentner aus dem ganzen Land. Hierhin ziehen die sogenannten *snow-*

*«Kalifornien hat uns vertrieben. Florida hat uns aufgenommen. Wir haben das nie bereut.»*

*birds*, um dem frostigen Winter im Norden zu entfliehen. Weiss, überaltert, die Seniorenresidenz der Nation – so ist Florida vielen bekannt. Doch das Stereotyp ist antiquiert. Heute sind es vor allem junge, dynamische Amerikaner aller Stände und verschiedener Herkunft, die in Florida ihr Glück suchen. Und sie finden es. Die Steuern sind tief, die Häuser erschwinglich, und die Freiheit ist noch nahezu grenzenlos.

Der Boom nimmt beeindruckende Ausmasse an. In den letzten zwanzig Jahren ist die Bevölkerung Floridas so stark gewachsen

wie nirgendwo sonst in den USA. Zu Spitzenzeiten lassen sich täglich bis zu tausend Neuzuzüger in Florida nieder. Und mit ihnen wandert das Kapital in den *Sunshine State*.

Neben Normalsterblichen sind es Stars und Unternehmer, die ihr Geld unter Floridas Sonne ins Trockene bringen. Peter Thiel, Dan Loeb, Tom Brady und Gisele Bündchen, Tommy Hilfiger, Carl Icahn zählen zu den illustren Neo-Floridianern.

«Florida ist ein fantastischer Standort: ein Staat, der noch immer die Grundfreiheiten schützt und ein freundliches steuerliches Umfeld bietet», so Ben Shapiro, konservativer Medienstar und Gründer der Plattform *The Daily Wire*. «Kalifornien hat uns vertrieben. Florida hat uns aufgenommen. Wir haben unsere Entscheidung nicht eine Sekunde lang bereut.»

Die Folge ist ein Wohlstandstransfer von gigantischem Ausmass. Seit dem Jahr 2000 sind mehr als 200 Milliarden Dollar aus dem übrigen Amerika in Florida gelandet.

Mit dem Ausbruch der Pandemie drohte auch in Florida der Stillstand und damit ein jähes Ende des Booms. Doch es kam anders. Florida florierte trotz Covid-Plage. Der Grund





Schulwahl, eine angebotsorientierte Gesundheitsversorgung – und vor allem niedrige Steuern.

Florida erhebt keine Einkommenssteuer. Dieser Vorzug ist nicht abhängig von den Launen der Politik. Artikel VII der Verfassung verbietet ausdrücklich die Erhebung einer staatlichen Einkommenssteuer. Kommt dazu, dass Florida, im eklatanten Unterschied zur Zentralregierung in Washington, einen aus-

### *Die Bevölkerung wird ethnisch immer diverser und trotzdem konservativer.*

geglichenen Haushalt ausweist und über eine extrem schlanke Verwaltung verfügt. Floridas Staatsausgaben pro Kopf sind die niedrigsten im ganzen Land.

Doch die Baumeister des Paradieses sitzen nicht allein in der Hauptstadt Tallahassee. Und sie kommen nicht allein aus dem Norden der USA. Auch aus dem Süden zieht Florida die Menschen an. Die erste Welle kam aus Kuba, als Fidel Castro und Che Guevara 1959 mit ihrer kommunistischen Revolution den Inselstaat in den ökonomischen Abgrund rissen. Viele von ihnen waren wohlhabend und gut ausgebildet. Auf die Kubaner folgten Millionen aus ganz Mittelamerika. Nicht alle mit hehren Intentionen. Drogenschmuggler legten einen Narko-Trail über Florida nach Nordamerika, mit Schleichwegen durch die Sümpfe der Everglades.

Um dem Erzfeind eins auszuwischen, öffnete Castro 1980 kubanische Gefängnisse. Mit dem sogenannten *Maríel boatlift* gelangten etliche Verbrecher in die USA. Mit der Figur Tony Montana hat Oliver Stone in seinem Klassiker

hat einen Namen: Ron DeSantis. Während das Gros der Bundesstaaten hörig den restriktiven Weisungen des Chef-Immunologen der Regierung folgte, liess sich der Gouverneur von Florida von gesundem Menschenverstand leiten. Nach dem Motto «Choose freedom over Fauci» weigerte er sich, drakonische Massnahmen zu verordnen, die keinen Sinn machten. Stattdessen öffnete er nach einem kurzen Lockdown Geschäfte und Schulen wieder und hob die Maskenpflicht im Unterricht auf.

Durch seinen rebellischen Umgang mit der Pandemie wurde DeSantis für Millionen Amerikaner zum «Helden der Freiheit» und – hinter Donald Trump – zum prominentesten Republikaner im Land.

#### **Freie Schulwahl, niedrige Steuern**

Die Erfolgsstory Floridas fusst auf der Vorarbeit von DeSantis' drei republikanischen Vorgängern im Amt: Jeb Bush, Charlie Crist und Rick Scott. Sie lässt sich «auf drei Politikbereiche zurückführen, von denen andere Bundesstaaten lernen sollten», so Sal Nuzzo, Vizepräsident für Politik am James Madison Institute, einer Denkfabrik in Tallahassee, in einem Beitrag für *The Spectator World*: freie

«Scarface» der Drogenmafia ein Denkmal gesetzt. Das Narbengesicht Montana verpasste den Kubanern einen schlechten Ruf, der ihnen nicht gerecht wird. Die meisten sind rechtschaffen und steuern einen substanziellen Teil zum Erfolg Floridas bei. Ohne sie wäre Miami nicht, was es heute ist: ein Nukleus zwischen Nord- und Lateinamerika, glitzernde Kulturmetropole und Leuchtturm der Freiheit.

Seit einem Vierteljahrhundert stellen *cubano-americanos* den Bürgermeister von Miami. Der aktuelle heisst Francis X. Suarez. Der Republikaner ist dabei, die Tür für die *tech world* und Private-Equity-Firmen zu öffnen, die sich aus wirtschaftsfeindlichen Bundesstaaten absetzen wollen. «In den letzten achtzehn Monaten sind Unternehmen mit einem Umsatz von zwei Billionen Dollar nach Miami gezogen», erklärt Suarez, der Journalisten gerne bei einem kubanischen *cafecito* von den Vorzügen seiner Stadt vorschwärmt (siehe Interview Seite 22).

Viele Konservative beobachten die Masseneinwanderung aus «blauen» – demokratisch regierten – Staaten mit Skepsis. Sie fürchten, dass die Einwanderer ihre Gesinnung mitbringen und den Demokraten neue Wählerstimmen beschere. Das Gegenteil geschehe, kontert Suarez. «Wir haben eine «rote Welle» erlebt. Was bedeutet, dass die meisten Menschen, die nach Florida ziehen, entweder Republikaner sind oder ihre Parteizugehörigkeit wechseln.»

#### **Schlüssel fürs Weisse Haus**

In der Tat zeichnet sich im *Sunshine State* ein politischer Wandel ab. Nach der Gründung Floridas als 27. Bundesstaat 1845 hatten die Demokraten während 150 Jahren die politischen Ämter dominiert. Dies änderte sich 1998 mit der Wahl von Jeb Bush, dem jüngeren Bruder des ehemaligen US-Präsidenten George W. Bush, zum Gouverneur. Seither haben die Republikaner jede Gouverneurswahl gewonnen. Letztes Jahr überholten die Republikaner die Demokraten auch bei der Wählerregistrierung. Die Partei feierte den Moment als «Meilenstein in der Geschichte Floridas».

Mit der beschleunigten Zuwanderung ändert sich die politische Couleur des ganzen Staates: von Blau zu Lila, nun dominiert zunehmend Rot. Und dies nicht – wie ein gängiges Klischee vermuten lässt – durch vorwiegend weisse Zuwanderung. Im Gegenteil. Die Bevölkerung wird ethnisch immer diverser und trotzdem konservativer.

Was in Florida geschieht, kann weitreichende Folgen für die nationale Politik haben. Seit langem gilt der Bundesstaat als einer der am härtesten umkämpften *swing states* und als Schlüssel für den Einzug eines Kandidaten ins Weisse Haus. Wenn Florida



*Prominentester Republikaner nach Trump:*  
Gouverneur Ron DeSantis.

# «Schub ausgelöst»

Der Bürgermeister von Miami, Francis X. Suarez, erklärt das Erfolgsgeheimnis seiner Stadt.

**F**rancis X. Suarez, 45, ist Nachfahre von Einwanderern aus Kuba und einer der wenigen republikanischen Grosstadt-Bürgermeister der USA. Unter seiner Führung erlebt die Metropole in Amerikas tiefem Süden einen veritablen Boom. Letztes Jahr wurde er mit überwältigender Mehrheit im Amt bestätigt.

**Weltwoche:** Herr Suarez, wie würden Sie die Stadt Miami und ihre Einwohner in knappen Worten skizzieren?

**Francis X. Suarez:** Miami ist eine pulsierende, integrative und zukunftsorientierte Stadt, in der wir persönliche Freiheit schätzen und wo die Lebensqualität hoch ist. Es ist eine Stadt, die unseren Einwohnern den Zugang zu gutbezahlten Jobs und ein breites Spektrum an technologischen und kulturellen Bildungs-Chancen bietet und die Strassen sicher hält.

**Weltwoche:** Miami gilt als Leuchtturm der Freiheit in einem Amerika, das immer mehr von seiner Anziehungskraft als «Land der unbegrenzten Möglichkeiten» verliert. Was ist das Erfolgsgeheimnis Ihrer Stadt?

**Suarez:** Es ist recht einfach: niedrige Steuern, Sicherheit für die Bürger und Innovation. Mit anderen Worten: Wir wollen, dass die Einwohner Miamis ein Höchstmass an Lebensqualität geniessen. Indem sie behalten, was sie verdienen, sich sicher fühlen und Zugang zu gutbezahlten Jobs haben, können unsere Bürger durch individuelle Freiheit und freies Unternehmertum gedeihen.

**Weltwoche:** Florida verzeichnet die höchsten Einwanderungsraten innerhalb der USA. Wie hat der Zuzug von Bürgern aus anderen Bundesstaaten die politische Landkarte der Stadt verändert?

**Suarez:** Viele gingen davon aus, dass die Menschen, die aus «blauen» (demokratischen) Staaten nach Florida ziehen, unseren Staat mehr in Richtung linke Politik lenken würden. Wir haben jedoch eine «rote Welle» erlebt. Was bedeutet, dass die meisten Menschen, die nach Florida ziehen, entweder Republikaner sind oder ihre Parteizugehörigkeit wechseln und zu Republikanern werden.

**Weltwoche:** Letztes Jahr haben Sie mit einem Tweet gewaltiges Aufsehen erregt. Delian Asparouhov, ein Mitbegründer von Varda Space Industries, erklärte: «Okay, Leute, hört mir zu, wie wäre es, wenn wir das



«Willkommensgeste»: Suarez.

Silicon Valley nach Miami verlegten?» Sie, Herr Bürgermeister, twitterten sofort kurz und knapp: «Wie kann ich helfen?»

**Suarez:** Der Tweet wurde in der ganzen Welt beachtet. Er wurde mehr als vier Millionen Mal aufgerufen.

**Weltwoche:** Offenbar haben Sie mit Ihrem Tweet einen Tech-Boom in Miami ausgelöst.

**Suarez:** Als Beamte in anderen Städten Innovatoren die Tür vor der Nase zugeschlagen haben, antwortete Miami mit einer Willkommensgeste. Das hat in der Technologiewelt einen Schub ausgelöst und zu einem exponentiellen Anstieg der Anzahl Unternehmen geführt, die sich hier niederlassen wollen. In den letzten achtzehn Monaten sind Unternehmen mit einem Umsatz von zwei Billionen Dollar nach Miami gezogen; mehr als 9000 Arbeitsplätze wurden geschaffen, und eine Milliarde Dollar an Löhnen wurde in unsere Wirtschaft gelenkt.

**Weltwoche:** Welche Unternehmen haben sich in Ihrer Stadt angesiedelt?

**Suarez:** Zu den Unternehmen, die ihren Hauptsitz nach Miami verlegt haben, zählen Blackstone, Citadel, Point 72, FTX, Blockchain. Zudem haben sich achtzig neu auf den Markt gebrachte Unternehmen in Miami niedergelassen – und wir sind die Heimat mehrerer Unicorns (private Start-ups, die mit über einer Milliarde Dollar bewertet sind, die Red.), darunter Papa und Reef Technologies.

Urs Gehrig

weiter nach rechts rückt, erwächst den Republikanern ein nicht zu unterschätzender Vorteil im Kampf um die Präsidentschaft.

Die beiden republikanischen Kronfavoriten für die Präsidentschaftswahlen 2024 stammen aus dem *Sunshine State*. Da ist einmal Trump, der bis heute die Niederlage gegen Biden nicht akzeptiert, die Republikanische Partei dominiert und mit einem Comeback flirtet.

In Trumps Schatten gewinnt DeSantis zunehmend an Statur. Seit seiner Wahl zum Gouverneur 2018 vergeht keine Woche, in der er nicht nationale Schlagzeilen generiert. Er profiliert sich als hartnäckiger Gegenspieler von Präsident Bidens linker Agenda und ist zur politisch prominentesten Figur im konservativen Lager aufgestiegen. So setzte er das «Stop Woke»-Gesetz in Kraft, das die *critical race theory* im Schulunterricht verbietet. Letz-

«Hier fühlt sich alles anders an: aufregender, offener, optimistischer, amerikanischer.»

te Woche liess er Migranten in zwei Flugzeugen nach Martha's Vineyard, dem noblen Refugium der demokratischen Elite, transportieren, um gegen die entgleiste Migrationspolitik Bidens zu protestieren.

## Konservative Wende

Seine beste Empfehlung für das höchste Amt ist sein Leistungsausweis als Gouverneur. Unter seiner Ägide leuchte Florida «freiheitlicher» als der Rest Amerikas, wie eine Zeitung schrieb: «Hier fühlt sich alles anders an: aufregender, offener, optimistischer, amerikanischer.»

Florida ist heute der Ort, wo Amerika noch Amerika ist, jenes «land of the free», das in der Nationalhymne besungen wird, das im Rest des Landes zunehmend verschwindet oder längst untergegangen ist.

Setzt DeSantis sein Projekt fort, könnte Florida eine konservative Wende vollziehen, mit Strahlkraft fürs ganze Land.



„Moment mal! Haben Sie einen Termin?“



# Ich liebe Handwerker

Was ist attraktiver, als mit den eigenen Händen etwas zu erschaffen?  
Bürohengste und Studierende beeindruckt mich weniger.

Nena Schink

Wenn ich ans Handwerk denke, denke ich an meinen Vater. Mit fünfzehn Jahren absolvierte er die Lehre zum Dreher, mit vierzig bestand er die Meisterschule zum Feinwerkmechanikermeister. Dann riskierte er die Selbständigkeit – und gewann.

Meine Jugenderinnerungen sind auf das engste mit seiner Firma verwoben. Zwischen seinen Maschinen assen meine beste Freundin und ich Hühnersuppe oder Ravioli aus der Dose. Noch heute berührt mich der Anblick von Spänen, Drehmaschinen und Industrieanlagen. Mehr als jedes Start-up mich einnehmen könnte. «I love Handwerk», das könnten auch viele Junge sagen, die lieber im Büro versauern.

## Rückgrat des Wohlstands

Das ist eine grosse Gefahr für unseren Wohlstand. Im Mai waren in Deutschland 33 705

Ausbildungsplätze unbesetzt. Noch schockierender: Insgesamt sind 150 000 Stellen offen. So viele Mitarbeiter werden derzeit in Deutschlands Handwerksbetrieben gesucht. In Wahrheit dürfte die Zahl noch höher sein, nicht alle freien Stellen sind im Register aufgeführt.

Das Handwerk ist das Rückgrat des Wohlstandes. Vor allem hat es mehr Sex-Appeal als zahlreiche Tätigkeiten in tristen Grossraumbüros. Wenn man jedoch über die enormen Möglichkeiten im Bereich Handwerk spricht, kommen zu oft Kommentare wie: «Tja, es gibt zu viele Abiturienten, die sich natürlich nicht zu Handwerkern erniedrigen möchten.» Oder: «Alle meinen, sie müssen studieren und was Besseres werden.» Mich lassen solche Kommentare jedes Mal fassungslos zurück.

Was ist attraktiver, als etwas mit den eigenen Händen etwas zu erschaffen, das der Gesellschaft einen Mehrwert bietet? Die Glorifizierung der Büroarbeit und die Geringschätzung des Handwerks sind eine Sackgasse: Wenn wir mehr Architekten als Maurer haben, können wir nichts bauen. Für den Industriestandort Deutschland ist es essenziell, das Handwerk wieder mehr schätzen zu lernen und junge Menschen für seine Berufe zu begeistern.

Es klingt wie eine Plattitüde, doch es ist wahr: Das Handwerk hat einen goldenen Boden. Denn Reichwerden ist möglich. Zahlreiche Meister verdienen mehr als so mancher Unternehmensberater. Vor allem ist das Handwerk vielfältig. Ob Elektriker, Steinmetz, Konditor, Anlagenbauer, Bäcker, Orthopädiemechaniker oder Stuckator mit Weiterbildung zum 3-D-Drucker: alles Berufe mit Zukunft.

Auch die Politik hat begriffen, dass wir ohne Handwerker aufgeschmissen sind. Leider geht ihr Werben meistens schief. Als müsse man den armen Handwerkern unter die Arme greifen und ihnen mit warmen Worten Respekt verschaffen – als sei es cooler, Politiker zu sein. Ich würde lieber

mit einem Handwerker als mit einem Politiker ausgehen. Der Handwerker weiss wenigstens, was er kann, macht – und er ist kein Meister im Dreschen wohlklingender Phrasen.

Besonders peinlich sind auch die Ein-Tages-Praktika mancher Bundestagsabgeordneter in Handwerksbetrieben. CDU-Politiker Johannes Steiniger schmückt sich etwa damit, kurzzeitig

*150 000 Stellen sind offen. So viele Mitarbeiter werden in Deutschlands Handwerksbetrieben gesucht.*

in einer Autogarage gearbeitet zu haben. Was soll das? Besucht man deutsche Handwerker wie Tiere im Zoo? Gut möglich, dass sie irgendwann rar wie Nashörner sein werden. Das Ergebnis der Ausflüge ist meist dasselbe: hübsch gefilterte Instagram-Bildchen, mehr nicht.

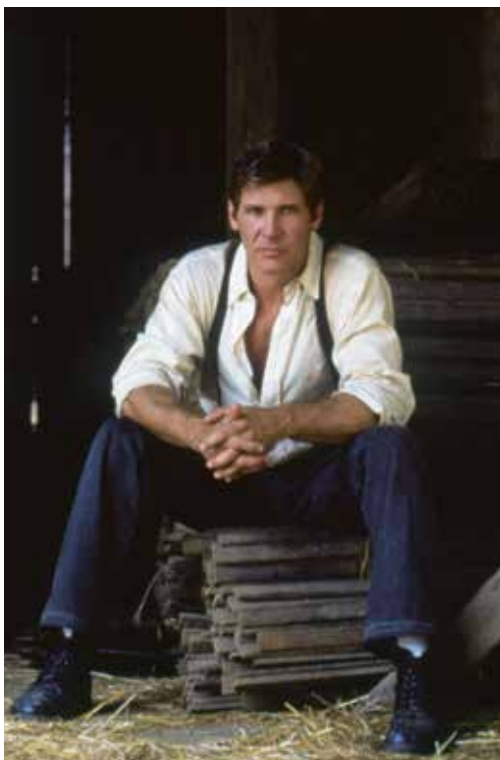
Mein Vater würde dazu sagen: «Es ist schon okay, dass es euch Bürohengste gibt. Die Gesellschaft muss akzeptieren, dass ihr euch die Hände nicht schmutzig machen wollt.»

Das ist der springende Punkt: Stundenlang Excel-Tabellen und Powerpoint-Präsentationen in der Unternehmensberatung zu kloppen, ist weder schöner, noch hat es einen grösseren gesellschaftlichen Mehrwert – und es macht auch nicht glücklicher.

## «Verachtet mir die Meister nicht»

Das ist wissenschaftlich erhärtet: Studien zeigen, dass besonders Menschen mit traditionellen Handwerksberufen wie Koch, Maurer, Tischler oder Elektriker glücklich sind. Mein sechzigjähriger Papi ist dafür der beste Beweis. Für ihn ist Feinwerkmechanikermeister bis heute sein Traumjob. Sein grösster Albtraum: acht Stunden vor dem PC zu sitzen. Oder um mit Richard Wagner zu enden: «Verachtet mir die Meister nicht und ehret ihren Stand – als das deutsche Handwerk blühte, blühte auch das Land.»

Nena Schink ist *Bild*-Journalistin, Moderatorin und Bestsellerautorin.



**Berufe mit Zukunft:** Harrison Ford als Zimmermann in «Witness».

# Federer im Final gegen die Ewigkeit

Warum Roger Federer nicht nur der beste Tennisspieler der Welt ist, sondern auch der angenehmste zum Zuschauen.

Tom Kummer

**E**wigkeit? Was für eine sinnlose Hoffnung! Der Tod ist die einzige Gewissheit im Leben, vorgegeben, unentrinnbar.

März 2013. Viertelfinale in Indian Wells. Roger Federer schwächelt. Nadal dominiert. Kein Spiel für die Ewigkeit. Ist es Rogers Rücken? Oder bereits das Knie? «Aber hat Gott überhaupt ein Knie?», fragt jetzt der Reporter des Senders ESPN und sucht nach einer metaphysischen Erklärung. Dass Roger Federer eigentlich einer dieser seltenen übernatürlichen Athleten sei, die zumindest teilweise von bestimmten physikalischen Gesetzen ausgenommen seien.

## Der Rücken, das Knie

Doch das Fernsehbild beweist gerade das Gegenteil. Es zeigt ein schmerzverzerrtes Gesicht. Roger blickt beim Seitenwechsel ganz kurz in Richtung Spielerbox, als ob er von dort heilende Strahlung empfangen könnte. Das Fernsehbild zeigt jetzt Severin Lüthi, den Betreuer. Dahinter eine Frau, die der Sängerin Gwen Stefani der Band No Doubt gleicht. Keine Regung, keine Signale. Beide halten sich emotional an die Devise, die schon die englische Queen erfolgreich befolgt hat: Fassade bewahren. Pflicht erfüllen.

Nützt alles nichts. Nach 46 Minuten steht es 6:4 für Nadal. «Es wird Zeit für einen Federer-Moment», sagt jetzt der ESPN-Kommentator. Und er bezieht sich dabei womöglich auf meinen Schriftstellerkollegen David Foster Wallace, der ein paar Jahre zuvor in der *New York Times* diesen magischen, sogenannten Federer-Moment so beschreibt: «Es ist jener Augenblick, in dem man den jungen Schweizer spielen sieht, und plötzlich klappt einem die Kinnlade runter, man bekommt Stielaugen und produziert Geräusche, die den Ehepartner aus dem Nebenzimmer herbeieilen und nachschauen lassen, ob alles in Ordnung ist...»

Diese ominösen Federer-Momente wirken auf Tennissfans wie eine religiöse Erfahrung: «Wir schauen mal wieder der Ewigkeit zu», sagt der ESPN-Reporter, nachdem Federer gerade einen göttlichen Vorhand-Passierball gespielt hat. Es wird mal wieder klar: Die Amerikaner haben Federer früher als der Rest der Welt als «Unsterb-

lichen» erkannt, als «Übermenschen» gefeiert: King Roger! Uns Schweizern wäre so etwas nie eingefallen.

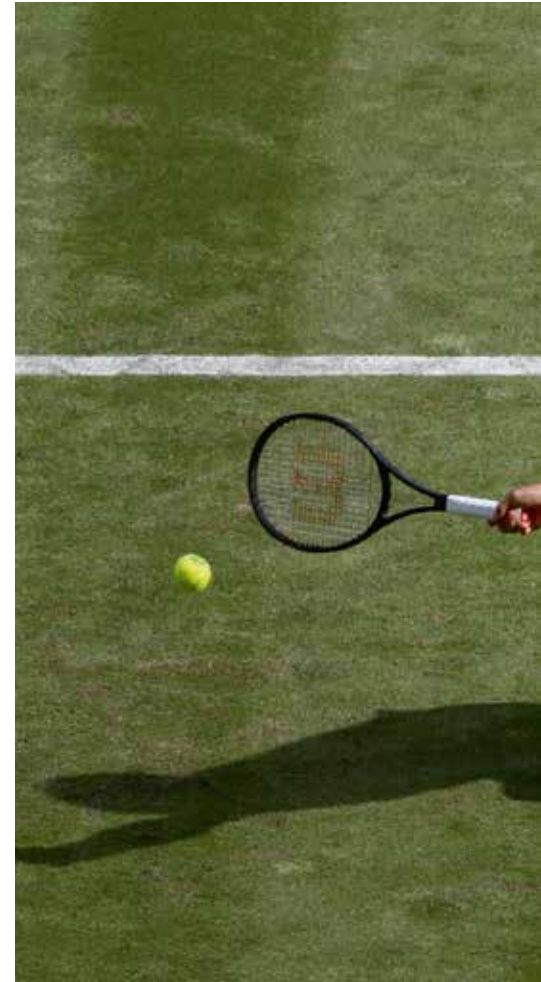
Nina, meine Ehepartnerin, sitzt jetzt stumm neben mir, während Federer auch im zweiten Satz kaum brilliert, abwesend und leer wirkt. Ist es der Rücken, ist es das Knie? Nina starrt verächtlich auf die Bilder aus Indian Wells. Tennis hat ihr nie viel bedeutet. Ganz anders für mich. In unserem Wohnzimmer in Los Angeles hing damals ein alter Bancroft-Björn-Borg-Holzschläger – mit dem ich als fünfzehnjähriges Schweizer Juniorentalent gegen den noch unbekannteren Yannick Noah nur ganz knapp verloren habe. Nützt alles nichts.

Nina und ich haben uns wegen Tennis oft gestritten. Wegen des Poms rund um die Tennis-Tour. Der verwöhnten und aus ihrer Sicht völlig überbezahlten Profis. Und wegen Roger Federer. Nina mag ihn nicht. Das ewige Grinsen bei Interviews, die makellose Fassade. Die Eltern, die immer nur vorsichtig Haltung bewahren, aber nichts wirklich «Tiefes» sagen. Das angespannte Gesicht von Mirka in der Spielerbox, die wie die Frau eines Mafiabosses öffentlich schweigen muss. Ja, ich gebe es ja zu: Nina, meine Partnerin fürs Leben, hasst Leistungssport, der uns und unsere Kinder ein schlechtes Vorbild sei, weil es zu immer mehr Höchstleistung antreibe, uns zum Sozialdarwinismus erziehe und dabei eine Gesellschaft kreierte, in der das Recht des Stärkeren gelte.

## Grandiose flüssige Peitsche

Immer wieder stritten wir uns. Nina mag nämlich Antihelden. Fehlerhafte Protagonisten, denen die herkömmlichen heroischen Attribute fehlen. Den Anti-Federer. Bekannt aus Fernsehshows wie «The Sopranos», «Breaking Bad» oder «Mad Men», in denen Menschen nahbar und sympathisch werden, obwohl sie für ihr Leben verabscheut werden sollten. Ausgestattet mit Merkmalen wie Unmoral, Rebellion und Unehrlichkeit.

Solche Figuren hätten ihren Platz in der Literatur oder im Film, wiederhole ich dann besänftigend, nicht aber im Sport. Antihelden



*Ist es Magie? Ist es Menschlichkeit?*

im Sport sind Dopingsünder. Oder selbstzerstörerische Helden ohne Chance auf ein Comeback, Typen wie Boris Becker oder Beat Breu. «Bitte schau dir doch mal diese Schönheit an, Nina! Schau genau hin! Das ist Kunst! Das ist Tennis!»

ESPN zeigt gerade eine Federer-Vorhand in Zeitlupe – diese grandiose flüssige Peitsche. Und dann seine einhändige Rückhand, flach gedroschen, mit Topspin versehen, dann mit Slice behandelt, immer zwei, drei Schläge taktisch vorausschauend, als ob King Roger in die Zukunft sehen könnte. Ein Seher. Bälle, die mit so viel Unterschnitt geschlagen sind, dass der Ball in der Luft so wunderschön rotiert und beim Aufprall nur knöchelhoch weiterrutscht. «Kannst du das nicht verstehen, Nina? Selten war das Bedürfnis nach Helden, nach Erlösung, so gross wie heute.»

Doch Nadal siegt. 6:4, 6:2. Es ist das letzte Federer-Spiel, das ich mit Nina anschau. ESPN blendet jetzt ein Interview mit dem Verlierer ein, aufgenommen irgendwo auf der Anlage von Indian Wells, die Fähnchen vieler Nationen flattern im Wind, die Mojave-Wüste im Hintergrund, ein Meer aus rotierenden Windkraftmühlen.

«Es ist mein Körper, der entscheidet, wie lange ich spielen werde. Wenn Sie ein bestimmtes





Alter erreichen, scheint es, als gäbe es eine Uhr, die die Zeit zählt. Es ist klar, dass früher oder später diese Zeit kommen wird. Es gibt keine Ewigkeit...»

Ewigkeit? Hatte Roger Federer in Indian Wells wirklich gerade das grosse E-Wort ausgesprochen? Ewigkeit! Und dabei auf das zweite, für die Menschheit viel entscheidendere E-Wort verwiesen: Endlichkeit!

### Pfeiler seines Imperiums

Sechs Jahre später. Wimbledon-Final. Der Gegner heisst Novak Djokovic. Nina erlebt diesen Moment nicht mehr. Wie gerne hätte ich mich mit Nina in Sachen Tennis und Federer versöhnt. Mich mit ihr über sein unsterbliches Spiel, seine Verantwortung für die Welt und seine Milliarden besser verständigt. Die Tränen in seinen Augen, die Demut, diese sagenhafte Perfektion. Wie nachhaltig er gemanagt wird, wie smart seine öffentlichen Auftritte choreografiert sind. Wie grosszügig er als Philanthrop sein Geld auch wieder ausgibt. Seine Familie mit den süssen Kindern, seine vielen wunderschönen Häuser. Wie stolz wir sein sollten auf unseren *global star*. Und wie doch jede Generation Helden benötige. Die das Göttliche versprechen. Auch nur für eine Tennis-Saison. Wie mein erster Schweizer Tennistgott.

Er trug den Namen Heinz Günthardt, geboren am 8. Februar 1959 in Zürich Kloten. Vielleicht hätte ich Nina besser erklären sollen, wieso mir Tennis so viel bedeutet. Wieso Tennis in vielerlei Hinsicht die schwierigste aller Sportarten ist. Zum einen wegen seiner technischen und körperlichen Anforderungen. Aber auch, weil es einfach immer du bist, jeder Punkt. Und jeder Punkt kommt gleich nach dem letzten, ein konstanter Druck, nirgends, wo man sich verstecken könnte. Und wieso Federer das Seltene verkörpert: Er ist nicht nur der beste Spieler

### *Königliches Abtreten ist schwierig im Sport. Da steht King Roger noch was bevor.*

der Welt, sondern auch der schönste, der angenehmste zum Ansehen. Und diese Demut. Umgeben von vernünftigen Menschen, die ihm auf seinem Weg zum Gipfel loyal zur Seite stehen – und die er nie vergisst! Sie sind noch heute die Pfeiler seines Imperiums: Manager, Agenten, PR-Berater, Banker, Vater, Mutter, Mirka und die Kinder. Und dennoch ist allen klar: Der König, das ist Roger.

Seine seltsam sinnliche Präsenz, die Art und Weise, wie das bloss Betreten des Center Court

einen monumentalen Moment hervorruft. Und dann seine Bewegungen auf dem Platz, ein Mann, der sich leichter durch die Luft zu bewegen scheint als Normalsterbliche. Auf Instagram, liebe Nina, könntest du es nachlesen: dass er zum Beispiel in Mexiko und in Thailand wie ein Gott besprochen wird. Wie gerne hätte ich dies alles noch mit dir geklärt, liebe Nina. Damit wir den vielleicht historischsten Match am Ende von Federers Karriere gemeinsam und ganz friedlich hätten anschauen können.

### 18.21 Uhr, Rolex-Time

Zurück nach Wimbledon. 10. Juli 2019. 18.21 Uhr. Das Unfassbare geschieht. Ein atemberaubendes 7:6, 1:6, 7:6, 4:6, 13:12 im längsten Einzelfinale in der Geschichte von Wimbledon. Die Rolex-Uhr im Stadion bleibt bei 4 Stunden und 57 Minuten stehen. Und dann diese Worte! Unvergessen sind seine Worte nach dem Match: «Ich muss jetzt versuchen, dieses Finale zu vergessen. Ich habe das Gefühl, eine unglaubliche Gelegenheit verpasst zu haben, ich kann es nicht glauben.»

Unser König hatte eigentlich alles besser gemacht als sein Finalgegner Novak Djokovic – ausser die zwei erspielten Matchbälle tief im fünften Satz zu verwandeln, um dann ein paar Tage später als Wimbledon-Sieger von seiner Karriere als Tennisprofi zurückzutreten. Unsterblich! In alle Ewigkeit! Ein Mann namens Djokovic vermasselte den perfekten Abgang.

Klar wurde damals einmal mehr: Königliches Abtreten ist schwierig im Sport. In der britischen Boulevardpresse stand kürzlich geschrieben, Queen Elizabeth II. habe sich nochmals mit letzter Kraft aufgerafft, um pflichtbewusst die neue Premierministerin Liz Truss ins Amt zu heben – und habe sich danach auf Schloss Balmoral zum Sterben hingelegt. Siebzig Jahre Pflichtbewusstsein! Da steht King Roger noch was bevor.

«Diese beiden Fehlschläge beim Matchball werden den grossen Schweizer Magier den Rest seines Lebens verfolgen», sagte damals ein Antiheld namens John McEnroe auf dem Sender NBC. Es klang bedauernd, als ob McEnroe, der New Yorker, plötzlich an so etwas wie Unsterblichkeit glaubte.

Ja, stimmt schon, es war 18.21 Uhr, Rolex-Time, als King Roger die *match points* seines Lebens versiebt. Vielleicht die entscheidendsten Federer-Momente seiner Karriere. Weil diese Momente nichts mit Magie zu tun hatten, liebe Amerikaner. Sondern mit Menschlichkeit, geboren am 8. August 1981 in Basel, heimatberechtigt in Berneck.

**Tom Kummer** ist Schriftsteller in Bern und literarischer Korrespondent der *Weltwoche*. Er war Schweizer Juniorenmeister im Tennis und gehört bis heute zu den besten Schweizer Spielern seiner Generation. Seine Ehe mit Nina hat er in einer Roman-Trilogie künstlerisch verarbeitet («Nina & Tom», 2017; «Von schlechten Eltern», 2020; «Unter Strom», 2022).

# Souveränität für Italien

Giorgia Meloni hat gute Chancen, die Wahlen zu gewinnen. Sie wird mehr Spielraum für ihr Land einfordern. Aber ihr Umgang mit der EU wird pragmatisch sein.

Giulio Meotti

Rom

Vertraut man den Umfragen, wird Italien nach den Wahlen vom kommenden Sonntag von einer Mitte-rechts-Koalition unter Führung von Giorgia Melonis Fratelli d'Italia regiert werden. Nein, es wird kein neuer Faschismus drohen. Meloni hat nichts «Faschistisches» an sich – diese Gefahr wird nur von linken Medien und einigen Parteien heraufbeschworen, die auf der Jagd nach Lesern beziehungsweise Wählerstimmen sind. (Italien hat zwei offen faschistische Parteien – Forza nuova und Casa Pound Italia, die bei den letzten Wahlen auf weniger als ein Prozent kamen und alsbald von der Bildfläche verschwanden.) Und die Chancen, dass die nächste Regierung fünf Jahre durchhält, sind angesichts der historischen Instabilität der italienischen Demokratie äusserst gering.

Die Fratelli sind eine klassische identitäre Partei, die mit Viktor Orbán sehr viel mehr gemeinsam hat als mit dem nationalistischen Modell von Marine Le Pen. Die Vorsitzende der Fratelli hat zu verstehen gegeben, dass sie an der proeuropäischen Haltung Italiens festhalten und keine Politik verfolgen werde, die den fragilen Staatshaushalt gefährden könne.

## Harte Einwanderungspolitik

Angesichts der drohenden Energiekrise im Winter weiss Meloni, dass das Land vor grossen wirtschaftlichen Problemen und einer Zeit massiver sozialer Unzufriedenheit steht. Meloni wird Geld und Beistand von Brüssel und den Eurokraten brauchen, die sie 2019 noch als Agenten «nihilistischer globaler Eliten» beschimpfte.

Es wird Reibungen und Konflikte geben, weil Meloni angedeutet hat, dass sie eine gewisse «Souveränität» für Italien fordern werde. Aber es wird wohl eher ein Hin und Her wie im Fall Ungarn sein. Das Gleiche gilt für die Nato: Italien wird an der Westbindung festhalten, die auf das Jahr 1946 zurückgeht (Meloni hat sich für antirussische Sanktionen und für Waffenlieferungen an die Ukraine ausgesprochen). Die ersten beiden Punkte im Programm der



Orbán, nicht Le Pen:  
Politikerin Meloni.

Mitte-rechts-Koalition sind denn auch «uneingeschränktes Festhalten am europäischen Integrationsprozess» und «Achtung der internationalen Bündnisse Italiens».

Sollten die Rechten gewinnen, wird ihr Sieg zu protektionistischen Anpassungsmassnahmen führen. Steuersenkungen stehen ganz oben auf Melonis Prioritätenliste. Italien weist jedoch eine Pro-Kopf-Staatsverschuldung von 40 000 Euro auf, die Steuerquote liegt bei 43,3 Prozent des BIP, das Durchschnittsalter ist das dritthöchste

## Steuersenkungen stehen ganz oben auf Melonis Prioritätenliste.

der Welt, die Geburtenrate ist eine der weltweit niedrigsten, und die Sozialleistungsquote ist die höchste in der westlichen Welt. Ein Drittel der Staatsausgaben wird für Renten und Pensionen aufgewendet, und das Verhältnis von Rentempfängern zu Beschäftigten wird von aktuell 37 auf 65 Prozent im Jahr 2040 steigen. Solange Meloni nicht aus der Euro-Zone austreten will, ist ihr Handlungsspielraum also sehr begrenzt. Punkto Einwanderung wird Meloni versuchen,

hart gegen die im Mittelmeer aktiven Hilfsorganisationen vorzugehen, und vermutlich Abkommen mit Tunesien und Libyen schliessen, um den Migrantenzustrom zu stoppen. Bis Ende 2022 werden 100 000 Migranten erwartet, seit 2012 sind fast eine Million in Italien eingetroffen.

## Inspiziert von Ungarn

Am 26. Juli 2019 forderte der damalige Innenminister Matteo Salvini, die Migranten an Bord der «Gregoretti», die sich der Ostküste Siziliens näherte, nicht an Land zu lassen. Unmittelbar nach Anlegen des Schiffs erhob ein italienischer Staatsanwalt Anklage gegen Salvini wegen «Menschenraubs». Auch der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte kritisierte die italienische Regierung und verurteilte sie zur Zahlung von Tausenden Euros an zwei Dutzend Migranten, die nach Libyen deportiert worden waren.

Wenn Meloni ihre versprochene Einwanderungspolitik tatsächlich umsetzt (Stichwort Seeblockade), wird sie es mit Brüssel sowie italienischen und europäischen Richtern zu tun bekommen. Aber in Italien gibt es ein altes Sprichwort: «Revolutionen sind unmöglich, hier kennt jeder jeden.» Inspiriert von Orbán, dürfte Meloni versuchen, die Geburtenziffer mit Hilfe staatlicher Zuschüsse zu erhöhen. Italien steckt seit dreissig Jahren in einer demografischen Krise, Schätzungen zufolge wird die Bevölkerung von 60 Millionen bis zum Ende des Jahrhunderts auf 40 Millionen schrumpfen. Und die rechte Koalition wird ideologische Abenteuer im Bildungssektor bekämpfen, etwa Gender-Programme an Schulen.

Die nächste italienische Regierung kann versuchen, den Kurs der «Titanic» zu ändern. Aber sie muss wissen, dass die Zahl der Rettungsboote nicht ausreicht.

Giulio Meotti ist italienischer Journalist bei der Zeitung *Il Foglio*, Mitarbeiter des Gatestone Institute und der Israel National News sowie Autor mehrerer Bücher über Europa, den Islam und das Christentum.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



# Gurken, Pizzas und Journalismus

Der Kontrollwahn der EU hat ein neues Zielobjekt gefunden. Nun geht es gegen die Medien.



Die Verordnung Nummer 1677/88 ist bis heute das beste Beispiel dafür, wie die EU funktioniert. Es ist die famose Gurkenverordnung.

Die Gurkenverordnung der EU legte europaweit fest, dass eine Salatgurke auf zehn Zentimeter Länge eine maximale Krümmung von zehn Millimeter aufweisen darf. Ist sie krummer, wird die Gurke verhaftet.

Ebenso hübsch ist die Verordnung Nummer 97/2010. Es ist die famose Pizzaverordnung der EU. Sie legt europaweit fest, dass eine Pizza napoletana einen maximalen Durchmesser von 35 Zentimetern aufweisen darf. Ist sie grösser, wird die Pizza verhaftet.

Nun sind, im gleichen freiheitlichen Sinn, die Medien dran. Letzte Woche präsentierte EU-Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen die neuste Verordnung der EU. Wie immer, wenn von der Leyen eine Vorlage vorstellt, kann es nicht pompös genug sein. Das war auch diesmal so. Das neue Gesetz der EU trägt den hochtrabenden Titel «European Media Freedom Act».

Der europäische Medienfreiheitsakt erinnert allerdings stark an den europäischen Gurkenfreiheitsakt und den europäischen Pizzafreiheitsakt. Auch die freien Medien sollen nun stärker reguliert werden, weil sie bisher der Aufsicht aus Brüssel entgingen.

Der Media Freedom Act schafft eine neue Behörde, genannt das Europäische Gremium für Mediendienste. Bei der Behörde, das sagt die EU ohne Umschweife, handelt es sich um eine «Kontrollinstanz», auf Englisch «watchdog» genannt. Natürlich schiebt Brüssel dann has-

tig nach, es sei dies eine «Kontrollinstanz für Medienfreiheit».

Man muss also die Medien kontrollieren, damit ihre Freiheit erhalten bleibt. Die neue Aufsichtsbehörde bekommt dazu ein ein Millionenbudget. Sie schlägt Sanktionen vor, wenn die Medienfreiheit gefährdet ist. Natürlich ist, wie die EU schon weiss, die Medienfreiheit weitherum hochgradig in Gefahr. Überall in den Märkten gibt es «besorgniserregende Tendenzen».

In Ländern wie Frankreich und Italien kontrollieren Milliardäre wie die Agnellis und Drahis den Markt und haben selbst linke Blätter wie die *Repubblica* und die *Libération* unter Kontrolle. In Ländern wie Polen und Ungarn versuchen Politiker wie Mateusz Morawiecki

## *Keine Eingriffe in die Redaktionen auch von privater Seite – das ist radikal.*

und Viktor Orbán, mehr Einfluss auf die Medien zu bekommen. Auch in Deutschland lauert Gefahr, denn das führende Pressehaus Springer fährt einen sehr EU-kritischen Kurs und fouiert sich um Brüssels Selbstbespiegelung.

Springer-Verleger Mathias Döpfner hat für die neue Medienaufsicht der EU denn schon einen abgewandelten Namen gefunden. Er nennt sie den «Media Unfreedom Act». Döpfner sagt: «Die EU setzt die Pressefreiheit in Deutschland und Europa nicht nur aufs Spiel, sondern trifft sie im Kern.»

Man kann seine Rage verstehen. Wenn es nach der EU geht, dann hat Döpfner in seinem

eigenen Unternehmen nichts mehr zu sagen. Brüssel will, so die Kommission wörtlich, «dass unsere Medien ohne irgendwelche Eingriffe operieren können, sei es von privater oder von öffentlicher Seite».

Keine Eingriffe in die Redaktionen auch von privater Seite. Das ist radikal. Das traditionelle Berufsbild des Verlegers wird dadurch ausradiert. Zu den Inhalten seiner Blätter und Sender hat ihr Besitzer künftig nichts mehr zu melden. Es ist klar, dass die Journalisten das Dekret aus Brüssel grossartig finden. Endlich könnten sie tun und lassen, was immer sie wollen. Was sie wollen, ist bekannt. Um die 70 Prozent der Journalisten deklarieren sich als links oder links-grün. Und sie bejubeln die Zentralmacht der EU, auch dies im Gegensatz zur restlichen Bevölkerung.

Der European Media Freedom Act muss noch vom europäischen Parlament genehmigt werden. Nehmen wir an, dass das geschieht, und malen wir uns die Folgen für die Schweiz farbig aus. Die Schweiz würde, im üblichen Rahmen des autonomen Nachvollzugs, die EU-Medienkontrolle übernehmen. Verleger Michael Ringier hätte dann bei seinem *Blick* Zutrittsverbot. Verleger Pietro Supino könnte bei seinem *Tages-Anzeiger* vergeblich ans Fenster klopfen. Verleger Peter Wanner würde bei seinem *Tele Züri* aus dem Studio verwiesen. Und auch Verleger Christoph Blocher müsste bei seinem *Tagblatt der Stadt Zürich* den Schlüssel abgeben.

Nur noch die Journalisten würden entscheiden, was wir lesen und sehen. Endlich hätten wir die totale Medienfreiheit.

# Europa bleibt ein Hoffnungsschimmer

Störrische Typen, anderswo geächtet, wurden auf dem Kontinent des Widerspruchs unsterblich. Dieses kostbare Erbe gerät in Gefahr. Wir müssen wieder lernen, was uns ausmacht.

Jürgen Wertheimer

Tübingen

Wenn man eine relativ lange Geschichte der europäischen Kulturen schreibt, bleibt es nicht aus, dass sich einige Schlüsselmomente festsetzen. Eine Figur wie Antigone. Wo sonst gäbe es weltweit eine ähnliche Konstellation: eine Achtzehn-, vielleicht Zwanzigjährige, die einen Herrscher auf offener Bühne unter den Augen des Volkes zur Rede und blossstellen würde und als moralische Siegerin vom Platz ginge?

Oder einer wie Don Quijote, ein aus der Zeit gefallener «Ritter» auf Kollisionskurs gegen den Rest der Welt – dennoch unsterblich bis heute. Oder der renitente Werther, der ganz Europa in seinen Bann schlug. Kafkas Jedermann K. oder F. die systematisch Sand ins Getriebe bürokratischer Abläufe streuten.

Je mehr man nachdenkt, umso klarer wird: Europa ist der Kontinent des Widerspruchs und der Kritik. Typen, störrische Individuen, denen man andernorts die Hand abhacken würde, wurden bei uns unsterblich. Auf diese Traditionslinie sollte Europa stolz sein, nicht auf seine immer wieder stereotyp repetierten «Werte» – so, als ob nur wir Werte und damit das Recht hätten, sie über die ganze Welt zu stülpen, wie wir es ja lange genug tatsächlich getan haben.

## Antigone ade, Cassandra ade

Daran musste ich immer wieder beim Schreiben denken, und meine Wut wurde immer grösser. Die Wut darüber, dass wir mit diesem hart und kontinuierlich erarbeiteten Erbe derart achtlos, ja verächtlich umgehen, wie dies derzeit zu beobachten ist. Kritik: verpönt. Individualismus von Normierungssystemen glattpoliert, allenfalls Masseneremiten werden geduldet. Und die EU ist in Gefahr, zu einer Behörde der Gleichmacherei zu verkommen. Antigone ade. Cassandra ade. Kultur allenfalls als Deko. In zwei Jahren werden sie allenthalben Kant feiern, aber die Kunst, sich des «eigenen Verstandes zu bedienen», längst verlernt haben.

Ich übertreibe masslos? Gewiss. Aber ich übertreibe, um die Dinge zur Kenntlichkeit zu bringen. Denn wir sind tatsächlich in Gefahr, nicht



Einer wie Don Quijote.

nur den Hafen von Piräus und die französischen Weingüter, sondern auch unsere Fähigkeiten und Eigenarten meistbietend zu verkaufen, wie einst Peter Schlemihl seinen Schatten verkaufte. Statt selber zu denken, setzen wir künstliche Intelligenzen ein und werden sie bald über uns entscheiden lassen. Wir sind dabei, uns selbst zu vergessen. Wir ertrinken in Datenfluten und

## Die EU droht zu einer Behörde der Gleichmacherei zu verkommen.

verlieren den Blick auf Zusammenhänge und Kontexte. Denn wir haben das Wichtigste vergessen, das, was Europa zu Europa machte: Die Kultur, genauer, die verschiedenartigen Kulturen, die diesen Kontinent von Beginn an prägten.

Wir ignorieren den Chor der Cassandra-Stimmen aus dem Bereich der Kultur. So, als ob die Stimmen von Musik und Theater, Film und Literatur nicht ständig Signale der Warnung und des Verstehens senden würden. Als würden sie nicht

entscheidende Informationen über die wirklichen Gefühle der Menschen übermitteln, die an den Bruchzonen der Systeme leben. In seinem Roman «Moscoviada» lässt Juri Andruchowitsch seinen Kiewer Protagonisten Otto bereits vor dreissig Jahren in die Abgründe und die Unterwelt des Sowjetsystems im wahrsten Sinne des Wortes eintauchen und letztlich auch in ihnen untergehen. Seine geplante Rückfahrt nach Kiew wird zu einem Menetekel, das die tragischen Entwicklungen der Gegenwart nahezu halluzinatorisch antizipiert. Hätte man Stimmen wie diese rechtzeitig zur Kenntnis genommen und ernst genommen – keiner könnte sagen, er sei von den Eskapaden Putins «überrascht» worden.

## Wörter einer verhassten Sprache

An warnenden Stimmen hat es also nie gefehlt. Aber man hat diese Stimmen überhört, obwohl, vielleicht weil sie oft Jahre vor einer Eruption das Grollen im Untergrund hörbar, spürbar machen. Weil sie den Sound der Erregung, der Ängste, der Bedürfnisse der Menschen übermitteln. Weil sie zum Umdenken, zum Nach-



denken, zum Handeln führen würden. Weil sie zur Erkenntnis führen würden, dass nicht die «Fakten», sondern «Fiktionen» unsere Wirklichkeit bestimmen.

Ob Herta Müller oder Swetlana Alexijewitsch, ob Olga Tokarczuk, Serhij Schadan oder Juri Andruchowitsch – bei aller Unterschiedlichkeit der Positionen im Einzelnen: Alle stimmen in der Kernaussage überein, dass ihre Länder sich im Zustand heilloser innerer Gespaltenheit befinden. Selbst bei der extrem systemfeindlichen Swetlana Alexijewitsch gibt es Momente einer fast nostalgisch getönten Erinnerung an die grosse sowjetische Zeit. Europa ist und bleibt für die allermeisten ein vager Hoffnungsschimmer, freilich vollgesogen mit enttäuschten Erwartungen.

Nach dem Krieg – wie immer er endet – wird die Orientierungslosigkeit, werden die inneren Widerstände und Widersprüche nur noch mehr an die Oberfläche treten. Es wird mit Sicherheit keine Zeit der eindeutigen Zuordnungen sein. Wer immer dann an den Verhandlungstischen sitzt, um an einer neuen Friedensordnung zu basteln, wäre gut beraten, wenn er/sie folgende indirekte «Einflüsterungen» der Kulturschaffenden ins Kalkül ziehen würde.

**1. Wir müssen den Umgang mit hybriden Realitäten lernen.** Die meisten Länder Osteuropas, ob Estland, Lettland, Litauen, die Ukraine, Polen oder Moldawien, leben seit Jahrzehnten, häufig seit Jahrhunderten, im Zustand tiefer innerer Gespaltenheit. Oft nur unterschwellig – aber im Spiegel der Künste erkennbar. So zeigt etwa Olga Tokarczuk in ihren «Jakobsbüchern» Territorien mit sieben Grenzen, fünf Sprachen und drei grossen Religionen vermeintlich unter dem Zeichen eines Landes vereint. Wie sie zeigt, eine äusserst trügerische Vereinigung. 2014 stellt Szczepan Twardoch in «Drach» die Trennlinien zwischen Polen, Deutschen, Juden und Schlesiern in Schlesien dar. Eigentlich herrscht immer ein verdeckter Kriegszustand. Auch wenn es oft nur ein Krieg der Wörter ist – Wörter einer verhassten und gewaltgeladenen Sprache.

**2. Wir müssen Europa zu einem Kontinent der Ambiguitäten umbauen.** Ob wir es wollen oder nicht, ein Gürtel «neutraler Zonen» zwischen den östlichen und westlichen Teilen Europas, also Russlands und Kerneuropas, muss ernsthaft neu gedacht werden. Neutralität ist dabei nicht mit Schwäche gleichzusetzen, sondern entspricht dem Status eines Privilegs. Die erwähnten Länder fungieren gleichsam als Scharniere, die Europa zusammenhalten. Als Brücken und Transiträume zwischen den Systemen. Offen nach beiden Seiten, geschützt von beiden Seiten. Eine Illusion, werden viele sagen, denen alleine der Begriff der «Neutralität» Schauer der Bündnistreue über den Rücken jagt. Dennoch sollte man mit dem Versuch dieses Brückenbaus beginnen und dessen Potenzial ausloten. Wie

dies zum Beispiel Andrzej Stasiuk in «Der weisse Rabe» (1998), seinen «Galizischen Geschichten» (2002), in «Unterwegs nach Babadag» (2005) und «Der Osten» (2015) tut. Er entwirft darin exemplarisch die Vorstellung einer Einheit aller Regionen südöstlich von Polen.

**3. Wir müssen es lernen, Europa als bewegliches, fluides System zu begreifen.** Europa hat immer am besten als offenes System funktioniert. Eingezwängt in starre, strikt voneinander separierte Zonen und getrennt durch scharfe Grenzen, kommt es fast zwangsläufig zum

*Nach dem Krieg werden die inneren Widerstände und Widersprüche nur noch mehr an die Oberfläche treten.*

Aufstauen und zur Blockade kultureller Energien. Kultur beweist permanent, dass es auch anders geht: Vielstimmigkeit, Unterschiedlichkeit, trügerische Ähnlichkeiten und scheinbare Unvereinbarkeiten gehören zu ihrer Grundlage. Transkultureller Austausch darf nicht nur in Kunst und Kultur stattfinden – er muss in einem überlebensfähigen, auf Heterogenität fussenden Europa zur Grundlage auch der politischen Agenda werden. Was passiert, wenn anders gedacht wird, steht in Wladimir Sorokins «Manaraga» (2017): Europa zerfällt in kleine Einheiten, Republiken, Diktaturen, Monarchien, und Bücher ersetzen Holzkohle.

**4. Wir müssen es lernen, Europa von seinen Rändern her zu ordnen und zu verstehen.** Und seine unterschiedlichen Narrationen und Stimmungen dort ernst zu nehmen. Julia Kissina zeigt in «Elephantinas Moskauer Jahre» (2016), dass Prägungen und Mentalitäten von früher, wie der russische «Kosmopolitismus», letztlich noch immer nichts an Aktualität eingebüsst haben. Von der unersprießlichen Alternative hierzu, von nicht enden wollenden Kriegen und Bürgerbewegungen am Rande Europas (Berg-Karabach), schreibt Olga Grjasnowa in «Der Russe ist einer, der Birken liebt». Nur wenn es uns gelingt, den baltisch-osteuropäischen wie den Balkanraum, aber auch die Regionen Nordafrikas und des Mittelmeerraums so zu integrieren, dass ihre Autonomie und Eigenständigkeit gewahrt bleiben, wird es gelingen, Konfliktpotenzial zu absorbieren und entstehende Spannungen im Vorfeld abzufangen. Dazu bedarf es keiner Grenzzäune, sondern intelligent angelegter Grenzräume.

All diese Massnahmen können kleine Beiträge zum Vermeiden dessen sein, was wir nun drastisch erleben. Ohne eine neue, vielleicht artistisch komplizierte Balance im Verhältnis zu Russland wird das alles nicht viel nützen. Kein Geringerer als Henry Kissinger sah dies bereits 2014 kommen und kritisierte, dass die Politik den Konflikt um die Ukraine zu sehr

als Entweder-oder-Situation betrachte: Entweder die Ukraine gehört zum Osten – oder zum Westen. Seiner Ansicht nach würde es bei der Konfliktlösung helfen, wenn man das Land stattdessen als «Brücke» sehen und eine Kompromisslösung anstreben würde, die zu einer «ausgewogenen Unzufriedenheit» aller Beteiligten führt. Die Geschichten vieler Autoren bestätigen diese Scheweise.

### Dann gute Nacht

Vladimir Sorokin skizziert in «Der Tag des Oprintschniks» (2006) die Wucht dieses bedrohlichen Potenzials, das nicht allein an der Figur eines angeblich paranoiden Putin festzumachen ist: In seinem Roman dirigiert im Jahr 2027 ein fiktiver, brandgefährlicher Handlanger der Macht die «russische Bärin». Auch in Wiktor Jerofejews «Enzyklopädie der russischen Seele» (2021) sucht das zerrissene Russland nach einer mythischen Figur: dem Grauen, um wieder zu einer Grossmacht zu werden. Von der Verführbarkeit des Menschen, wenn die Gier nach Macht zum stärksten Motiv seines Handelns wird, erzählt Viktor Martinowitsch in «Revolution» (2021).

Es wäre schön, wenn dieses *modest proposal* und die warnenden Stimmen der Autorinnen und Autoren Eingang in das Denken der Entscheidungsträger finden könnten und nicht nur als interessant, aber lästig abgetan würden. Wie antwortete mir der Aussenbeauftragte der EU so verräterisch: «Ihr Projekt ist hochinteressant. Für uns allerdings zu <komplex> und <jenseits der vorhandenen Formate>.»

*Good night, Europe.*

Jürgen Wertheimer ist Professor emeritus für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft und Komparatistik an der Universität Tübingen. 2020 erschien sein Buch «Europa – eine Geschichte seiner Kulturen» (Penguin, München).



© LIECHTENSTEIN. The Princely Collections, Vaduz-Vienna

Was Ihre Anlagen bewirken, ist uns wichtig

Vorausschauend seit Generationen

# Leistungsträger belohnen!

Die starke Neigung der Lehrkräfte zu Teilzeitpensen schwächt die Schule.  
Würden die Vielarbeiter steuerlich entlastet, liesse sich der Mangel entschärfen.

Reiner Eichenberger und Patricia Schafer

**D**er Lehrermangel bedroht die Bildung als Fundament der Schweiz. Über seine Ursachen herrscht Werweissen. Klar ist, dass die Schülerzahl infolge zuwanderungsbedingten Bevölkerungswachstums schnell steigt und das Arbeitsangebot der Lehrer nicht mithält. Dafür werden Ursachen wie tiefe Löhne, hohe Pensionierungszahlen, hohe Administrations- und Integrationslasten, mehr Lektionen durch Lehrplan 21 und, besonders prominent, weitverbreitete Teilzeitarbeit angeführt. Was also ist zu tun?

Schulreformen brauchen lange und gehen nicht selten schief. Allgemeine Lohnerhöhungen sind sehr teuer, bringen grosse Mitnahmeeffekte und können sogar in die falsche Richtung wirken, weil dann Lehrkräfte ihre Einkommensziele mit noch kleineren Deputaten erreichen könnten. Zudem wirken sie bestenfalls längerfristig. Lehrernachwuchs muss ja nicht nur angelockt, sondern auch noch ausgebildet werden.

## Freude und Erfüllung

Viel effektiver wäre es, den Beschäftigungsgrad der Lehrer zu erhöhen. Dafür muss man verstehen, weshalb er so tief ist. Er ist das Ergebnis einer individuellen Abwägung der pro zusätzlicher Arbeitsstunde gewonnenen Nach- und Vorteile. Die Nachteile wachsen mit der Arbeitszeit, weil auf immer wichtigere alternative Tätigkeiten verzichtet werden muss und die gefühlte Arbeitslast überproportional zunimmt. Hingegen schrumpfen die Vorteile, da zusätzliche Arbeitsstunden oft weniger Freude und Erfüllung bringen als die ersten.

Aber noch ein Vorteil schrumpft: der Stundenlohn. Wegen der Progression der Einkommenssteuer steigt bei zunehmender Arbeitszeit die Steuerbelastung überproportional, wodurch der Nettostundenlohn sinkt. Das trifft Lehrer besonders hart. Die Schulen können sie für hohe Beschäftigungsgrade kaum mit Boni oder Beförderungen belohnen, und ihre Einkommen liegen im Bereich hoher Steuerprogression; ihr Arbeitspensum prägt ihre Steuerlast.

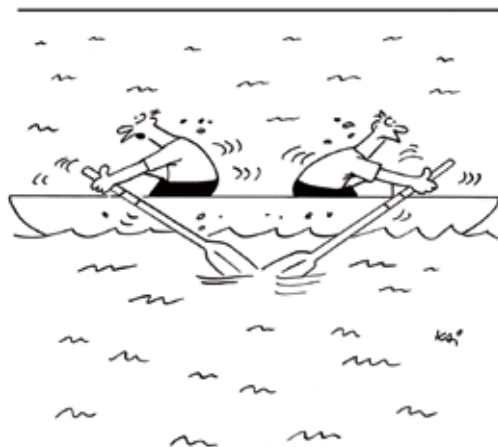
So wächst das Einkommen einer Primarlehrerin mit zehn Jahren Berufserfahrung in der

Stadt Zürich bei Erhöhung des Arbeitsumfangs von 60 auf 100 Prozent von etwa 66 000 auf 110 000 Franken. Dadurch steigt ihre Steuerbelastung pro zusätzlich verdientem Franken von etwa 20,6 auf 30,8 Prozent und sinkt der Nettolohn nach Steuern pro zusätzlicher Arbeitsstunde von 79,4 auf 69,2 Prozent des Bruttolohnes, also um gut einen Achtel. Wenn berücksichtigt wird, dass die AHV-Beiträge

*Die Steuerbelastung soll mit dem Einkommen steigen, aber auch mit dem Beschäftigungsgrad sinken.*

beim höheren Einkommen nicht mehr rentenbildend sind, sinkt der Nettolohn sogar um über einen Fünftel. Solche Nettolohnverluste dämpfen die Leistungsbereitschaft und Lust auf hohe Beschäftigungsgrade.

Wie also weiter? Die von Lehrervertretern geforderten generellen Lohnerhöhungen bringen eben vor allem Mitnahmeeffekte und ändern nichts am Absacken der Stundenlöhne bei höheren Beschäftigungsgraden. Zielführender wäre eine bessere Entlohnung nur für höhere Pensen. Dafür könnten vom Beschäftigungsgrad abhängig Stundenlöhne oder Zulagen bezahlt werden. Oder das Problem könnte generell mit einer Steuerreform angegangen werden.



*Vielleicht ein Konstruktionsfehler?!..*

In immer mehr Branchen verstärkt die zunehmende Teilzeitbeschäftigung – Stichwort Generation Z – die Knappheit an Arbeitskräften und bedroht die Steuergerechtigkeit. Denn heute zahlen zwei Personen, die gleich viel verdienen, aber ganz unterschiedlich viel arbeiten und so unterschiedlich viel Freizeit haben, gleich viel Steuern. Das empfinden viele als ungerecht, was die Arbeits- und Steuermoral bedroht. Zugleich sind Teilzeitarbeit und Freizeit wichtige Treiber der Schattenwirtschaft.

## Steuerabzug für jede Stunde Arbeit

Die starke Ausbreitung von Teilzeitarbeit erhöht die volkswirtschaftlichen Kosten progressiver Einkommenssteuern. Diese sind umso höher, je leichter die Steuerzahler ihr Arbeitsdeputat verringern und so ihre Zeit für unbesteuerter Tätigkeiten einsetzen können. Wir schlagen deshalb vor, dass die Steuerbelastung nicht mehr wie heute nur mit dem Einkommen steigen, sondern auch mit dem Beschäftigungsgrad sinken soll. Eine gute Umsetzung ist ein Steuerabzug für jede Stunde Arbeit, die über eine bestimmte Grenze hinaus geleistet wird. Dieser «Arbeitsabzug für Vielarbeit» könnte zum Beispiel für jede über 70 Prozent einer vollen Beschäftigung hinaus geleistete Arbeitsstunde gelten. Für Arbeitnehmer wäre das recht einfach umzusetzen.

Etwas aufwendiger wird es bei Selbständigen. Aber: Angesichts der hohen gesellschaftlichen Kosten der steuerbedingten Flucht aus der Vollzeitbeschäftigung, der schnell zunehmenden Steuergerechtigkeit und der Schwächen der (hier nicht geschilderten) alternativen Massnahmen halten wir den Abzug für Vielarbeit für den richtigen Weg.

Reiner Eichenberger ist Professor für Theorie der Finanz- und Wirtschaftspolitik an der Universität Freiburg und Forschungsdirektor beim Institut Crema.

Patricia Schafer ist Diplomassistentin und Doktorandin am gleichen Lehrstuhl.



# Eine Obsession namens Bolsonaro

Die medialen Dauerattacken gegen Brasiliens Präsidenten entbehren jeder Grundlage. Der Mann ist ein Pragmatiker, seine Politik vernünftig.

Alex Baur

Lima

**T**raut man den Umfragen, hat Luiz Inácio Lula da Silva, kurz Lula, die Präsidentschaftswahlen in Brasilien mit fast 10 Prozentpunkten Vorsprung so gut wie gewonnen. Doch ebendieses Vertrauen hält sich in Grenzen. Wäre es nach den medialen Prophezeiungen gegangen, wäre der gegenwärtige Amtsinhaber Jair Bolsonaro nie Präsident von Brasilien geworden. Gewählt wird am 2. Oktober. Vieles deutet auf eine Stichwahl zwischen Bolsonaro und Lula Ende Oktober hin.

Lula, 76, wie Bolsonaro, 67, sind seit den 1980er Jahren als Berufspolitiker unterwegs. Lula positionierte sich stets stramm links in der von ihm mitgegründeten Arbeiterpartei (PT). Er war in diverse Korruptionsskandale verwickelt, die ganz Lateinamerika erschütterten. Bolsonaro wechselte die Couleur mehrmals. Zwischendurch gehörte der Ex-Militär sogar den Grünen an. Das Image des Neoliberalen legte er sich erst vor seiner Wahl von 2018 zu. Seither ist er dieser Linie treu geblieben.

Mit der Rückkehr zum Links-rechts-Muster folgt Brasilien einem Trend, der sich in ganz Südamerika abzeichnet. Doch über Inhalte wird kaum diskutiert. Wie schon vor vier Jahren hat sich der Mainstream auf die Reizfigur Bolsonaro eingeschossen in primitiver Einseitigkeit, die sich nicht einmal um einen Anschein von Ausgewogenheit bemüht. Was Bolsonaro auch sagt oder tut – es ist falsch und verlogen, ja kriminell. Lula kann sich dagegen alles erlauben.

## Lulas hanebüchenes Statement

Ein Beispiel unter zahllosen lieferte kürzlich die Zeitung *Folha de S. Paulo*, als sie Bolsonaro für den Wiederanstieg des Analphabetismus verantwortlich machte; das von der Regierung lancierte Homeschooling während der Corona-Lockdowns habe versagt. Was das Blatt verschwieg: Bolsonaro hatte sich – als einer der weltweit wenigen Politiker – immer gegen Lockdowns gewehrt, weil deren Kollateralschäden grösser seien als der epidemiologische Nutzen. Doch er wurde von den Gerichten, Parlamenten und Bundesstaaten überstimmt.



Mischung aus Salvini und Blocher:  
Jair Bolsonaro mit Gattin Michelle.

Gerade die Corona-Politik zeigt, wie absurd die kolportierte angeblich antidemokratische Gesinnung des brasilianischen Staatschefs ist. Zwar trifft es zu, dass Bolsonaro mehrfach Richter und Urteile kritisierte, was umgehend als Angriff auf den Rechtsstaat ausgelegt wurde. Tatsächlich ist der Missbrauch der Justiz für politische Zwecke in ganz Lateinamerika ein notorisches Übel, das auch Lula immer wieder

## Wirtschaftlich steht Brasilien heute besser da als die meisten Nachbarländer.

ins Feld führte. Doch wenn der mehrfach rechtskräftig wegen Korruption verurteilte Sozialist – nur dank angeblicher Formfehler und Verjährung kam Lula vorzeitig aus dem Gefängnis – dasselbe sagt wie sein Gegner, nicken die meisten Journalisten verständnisvoll.

«Wenn du eine Frau schlagen willst, dann gehe anderswohin – aber tu es nicht zu Hause», ereiferte sich Lula Ende August während einer Rede. Man stelle sich den Aufschrei vor, wenn Bolsonaro ein derart hanebüchenes Statement absondert hätte. Doch bei Lula geben sich die

meisten Journalisten bestenfalls etwas irritiert bis belustigt über eine «konfuse» verbale Verirrung, sofern sie überhaupt darauf eingingen.

Jair Bolsonaro ist in seinem Charakter weder mit Putin zu vergleichen noch mit Erdogan, ja nicht einmal mit Donald Trump. Und selbst wenn er totalitäre Züge hätte, würde er am brasilianischen System scheitern. Wenn es ein Pendant gäbe, wäre dieses eine Mischung aus Matteo Salvini und Christoph Blocher. Bolsonaro hat eine feine Nase für die wunden Punkte seiner linken Gegner. Er ist ein Provokateur, der nie zurückweicht und noch eins draufgibt, wenn er unter Druck gerät. Misst man ihn allerdings an seinen Taten, entpuppt sich der vermeintliche Haudegen als Pragmatiker.

## Leuchtturm der Wokeness

Bei Modethemen wie Klima, Gender, Regenwald und Indianer steigert sich der mediale Anti-Bolsonaro-Reflex ins Obsessive. In Wirklichkeit ist Brasilien, gemessen an seinen Nachbarn, ein Leuchtturm der Wokeness. Doch wie überall in Lateinamerika stehen grandiose Gesetze in einem eklatanten Widerspruch zu ihrer liederlichen Umsetzung. Der Versuch, die illusorischen Vorgaben auf ein umsetzbares Mass einzudampfen, zieht sich wie ein roter Faden durch Bolsonaros Politik.

Wie weit ihm das gelungen ist, lässt sich wegen der Corona-Krise schwer beurteilen. Die Lockdowns haben in ganz Südamerika grenzübergreifend verheerende Folgen gezeitigt. Wirtschaftlich steht Brasilien heute allerdings besser da als die meisten Nachbarländer. Und die Demokratie war in seiner Amtszeit nie bedroht. Bolsonaro hat angekündigt, sich im Falle einer Abwahl in den Ruhestand zurückzuziehen. Noch ist das Rennen offen. Die grössten Verlierer stehen aber schon heute fest. Es sind die etablierten Medien, die sich gegenseitig in ein irres Bolsonaro-Bashing hochgeschaukelt und dabei jede Glaubwürdigkeit verspielt haben.

Alex Baur, Lateinamerika-Korrespondent der *Weltwoche* mit Sitz in Lima, wird nächste Woche in einem täglichen Videoblog auf *Weltwoche.ch* aus São Paulo über die Wahlen in Brasilien berichten.

# Damoklesschwert über den Eliten

Stephan Rietiker und Walter Wobmann übernehmen das Kommando bei der neuen Auns. Was haben der Zuger Unternehmer und der Solothurner Politiker vor?

Marcel Odermatt

*Bern*  
**D**as konservative Lager bündelt seine Kräfte. Die drei Vereine «Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz» (Auns), «Nein zum schleichenden EU-Beitritt» (EU-No) und «Unternehmer-Vereinigung gegen den EU-Beitritt» fusionieren am 15. Oktober in der Kaserne in Bern zur neuen Organisation «Pro Schweiz».

Mit diesem Zusammengehen wollen die Schweizer Souveränisten ihre Schlagkraft wieder erhöhen. Die Zeiten, als das Polit-Establishment vor den rechten Rebellen zitterte, sind vorbei – trotz erfolgreichem Kampf gegen das Rahmenabkommen.

Vor allem die Auns wirkte zuletzt kraftlos. Christoph Blocher, ihr Mitbegründer und ehemaliger Präsident, resümierte im Frühling: «Wir sind heute nicht mehr in der Lage, mit der Auns einen Abstimmungssieg zu erreichen. Wir sind nicht mehr referendumsfähig. Wenn wir das aber wieder können, haben sie Angst im Bundeshaus.»

## Rencontre mit «Arena»-Brotz

Es war der bald 82-jährige alt Bundesrat persönlich, der sich auf die Suche nach einem Präsidenten von «Pro Schweiz» machte. Dem Vernehmen nach stand der im letzten Jahr zurückgetretene Bundesrichter Hans Georg Seiler (SVP) zur Diskussion. Der zurückhaltende Jurist habe jedoch abgewinkt. Er sehe sich nicht in einem politischen Amt, in dem er dermassen der Öffentlichkeit ausgesetzt sei.

Fündig wurde Blocher dann bei Stephan Rietiker. Der Mediziner und Medtech-Unternehmer aus dem Kanton Zug wird nun zur Wahl vorgeschlagen.

Mit Rietiker gelingt Blocher ein Überraschungscoup. Der Wirtschaftsmann ist zwar Mitglied der SVP, hatte aber noch nie ein wichtiges politisches Amt inne. Einer breiteren Öffentlichkeit bekannt wurde Rietiker im Frühling 2019 als Kurzzeit-Präsident der Grasshoppers. Politisch machte er sich im Herbst 2021 einen Namen, als er das Referendum gegen das Covid-19-Gesetz unterstützte.



*Lieblingsgegner linker Journalisten:*  
Mediziner Rietiker (r.), Nationalrat Wobmann.

In Erinnerung geblieben ist vor allem ein Rencontre mit «Arena»-Moderator Sandro Brotz. Nachdem Mediziner Rietiker sich erlaubt hatte, medizinische Aussagen eines nicht-medizinischen SRF-«Faktencheckers» in der

*«Jetzt ist die Zeit gekommen, etwas zurückzugeben und hinzustehen», sagt Rietiker.*

Sendung kritisch zu hinterfragen, wurde er von Moderator Brotz abgekanzelt («Ich erteile Ihnen hiermit eine Verwarnung!»).

Die Erfahrung dürfte sich als nützlich erweisen. Als künftiger Chef der wichtigsten zivilgesellschaftlichen Vereinigung im rechtsbürgerlichen Lager wird Rietiker für linke Journalisten fortan zu den Lieblingsgegnern zählen. Er weiss jetzt, was ihn erwartet.

Warum übernimmt er das fordernde Amt, mit immerhin 65 Jahren, nach einer erfolgreichen Karriere in der Wirtschaft?

«Als Unternehmer und Bürger habe ich mein Leben lang davon profitiert, dass ich in der Schweiz arbeiten und leben durfte. Jetzt ist die Zeit gekommen, etwas zurückzugeben und hinzustehen», sagt Rietiker. Sein Ziel sei es, «Pro Schweiz» breit abzustützen und auch Leute ausserhalb der Politik und der SVP für die Organisation zu gewinnen.

## Erfolgsgeschichte sondergleichen

Es wäre eine Art Rückkehr zu den Wurzeln. Die Auns, die heute als SVP-Klub gilt, formierte sich 1986 im Abstimmungskampf gegen einen Schweizer Uno-Beitritt und war im bürgerlichen Lager parteienübergreifend verankert. Profilierte FDP-Nationalräte wie Ernst Mühlemann und Jean-Pierre Bonny kamen zu den Versammlungen, wo sie auf CVP-Kollegen wie Edgar Oehler und Paul Eisenring trafen. Als erster Präsident amtierte der junge Christoph Blocher.

Die Gründungsjahre waren eine Erfolgsgeschichte sondergleichen: Nein zur Uno



(1986), Nein zum EWR (1992), Nein zur EU (2001) – die Auns gewann alle wichtigen Abstimmungen dieser Zeit. Sie war das Damoklesschwert über den Köpfen der europhilen Eliten.

Diese Zeiten sind passé. Die freisinnigen Aushängeschilder haben sich längst aus den Führungsgremien der Auns verabschiedet. Dasselbe gilt für die Vertreter der CVP, der heutigen Mitte.

Je stärker die Auns von der SVP geprägt wurde, desto heftiger waren die Angriffe von deren Gegnern. Manchmal machte es die Auns ihren Widersachern allzu leicht. Die heutige Führung um SVP-Nationalrat Lukas Reimann war zum Beispiel unvorsichtig genug, haltlose Vorwürfe zu dementieren. Das ist in der Politik meist das falsche Rezept ist, weil man damit die Agenda der Gegenseite übernimmt und sich selbst in die Defensive bringt.

So grenzt sich die Auns auf ihrer Website von Rechtsextremen ab – als ob sie je einmal etwas mit Rechtsextremismus zu tun gehabt hätte. Das liest sich dann so: «Die Auns vertritt in ihrer Grundauffassung das Gegenteil der Nationalsozialisten. Diese wollten nämlich ein Grossreich als Diktatur, während die Auns die Unabhängigkeit, Neutralität und die direkte Demokratie der Schweiz erhalten will.»

### Treue Mitglieder, volle Portemonnaies

Während die Auns auch durch solche Fehler an Einfluss verloren hat, gehört sie finanziell immer noch zu den gewichtigen Akteuren der Schweizer Politik. Allein in den vergangenen zwei Jahren verzeichnete sie Einnahmen von zwei Millionen Franken. «Pro Schweiz» kann also auf treue Mitglieder zählen, die bereit sind, ihre Portemonnaies zu öffnen.

Rietiker will sich zu Beginn auf die Neutralitätsinitiative konzentrieren, die an der Gründungsversammlung präsentiert wird. Sie geht auf Christoph Blocher zurück und hat im Politikbetrieb schon viel zu reden gegeben. «Pro Schweiz» und ihr neuer Präsident erhalten damit ein öffentlichkeitswirksames Projekt mit auf den Weg.



Unterstützung bekommt Rietiker von Walter Wobmann. Dieser hat zwar erst kürzlich seinen Rücktritt als Nationalrat auf Ende Legislatur bekanntgegeben. Doch der 64-jährige SVP-Politiker will es nun an anderer Stelle nochmals wissen. Er wird, so denn die Delegierten zustimmen, Vizepräsident von «Pro Schweiz» und gleichzeitig Präsident des Komitees für die Neutralitätsinitiative.

Auch Wobmann wurde von Blocher persönlich angefragt. Dass die Wahl auf ihn gefallen ist, kann nicht erstaunen. Wenn jemand weiss, wie man Unterschriften sammelt und erfolgreich Abstimmungskämpfe führt, dann der bauernschlaue Solothurner.

Gleich zweimal bodigte Wobmann eine schier übermächtig wirkende Gegnerschaft aus Behörden, Medien und Parteien links der SVP:

### Gleich zweimal bodigte Wobmann eine übermächtige Gegnerschaft aus Behörden, Medien und Parteien.

erst mit der Minarett-, dann mit der Burka-Initiative. Ausserdem gelang ihm das Kunststück, der damaligen Bundesrätin Doris Leuthard eine ihrer seltenen Abstimmungsniederlagen beizufügen, indem er die Verteuerung der Autobahnvignetten von 40 auf 100 Franken per Referendum verhinderte.

Wobmann bleibt gewohnt bescheiden. Am Rande der Herbstsession im Bundeshaus sagt er: «Es liegt ein grosses Stück Arbeit vor uns. Einfach wird es sicher nicht, die Initiative zu gewinnen» Das ist wohl wahr. Einmal mehr sehen er und seine Mitstreiter sich praktisch dem gesamten Establishment gegenüber.

### Geschichte als Provokation

Rietiker feilt unterdessen an seiner Ansprache für den 15. Oktober. Er wolle eine geopolitische Standortbestimmung vortragen, verbunden mit einem Aufruf an die Schulen, den Kindern und Jugendlichen wieder verstärkt die Geschichte der Schweiz näherzubringen. «Nur mit einem historischen Bewusstsein ist es möglich, den Wert und den Sinn der Neutralität unseres Landes richtig zu beurteilen», so Rietiker.

Was fast überall auf der Welt eine Selbstverständlichkeit darstellt, gilt in der Schweiz für viele schon als Provokation. Schweizer Geschichte wird bestenfalls dekonstruiert, eher aber ignoriert.

Rietiker freut sich auf die Auseinandersetzungen. Selbstbewusst sagt er: «Herr Blocher ist an mich herangetreten, weil er jemanden suchte, der nicht einknickt und unabhängig ist.» Die Zeiten, in denen die Auns ängstlich die Beleidigungen der Gegner richtigstellte, scheinen vorbei zu sein. «Pro Schweiz» will zurück zum Erfolgsrezept der Auns aus Anfangstagen: Angriff.



## INSIDE WASHINGTON

### Humanitäre Krise im Paradies

Die Einwohner der noblen Insel Martha's Vineyard in Massachusetts müssen sich von den fünfzig venezolanischen Migranten verabschieden, die vergangene Woche dank des republikanischen Gouverneurs von Florida, Ron DeSantis, auf ihrer Insel gelandet sind. Weniger als 48 Stunden nach ihrer Ankunft wurden die unerwarteten Neuankömmlinge mit Hoffnung im Herzen und einer Broschüre in der Hand auf Anordnung des Gouverneurs und unter strenger militärischer Bewachung schnell zur Joint Base Cape Cod verfrachtet.

Ein abreisender Migrant sagte der *Martha's Vineyard Times*, er wünschte, er könnte bleiben. Ein anderer meinte: «Die Insel ist wunderschön, und die Menschen sind sehr nett.» Leider erklärten verzweifelte örtliche Beamte die überraschende Ankunft zu einer «humanitären Krise», obwohl viele der Sommerhäuser leer stehen, darunter auch das 29 Hektar grosse, am Meer gelegene Anwesen des ehemaligen Präsidenten Barack Obama.

Ein wütender Inselbewohner sagte gegenüber NBC News, DeSantis' Umsiedlungsplan sei so, «als würde ich meinen Müll auskehren und in verschiedene Gegenden fahren und ihn einfach dort hinwerfen».

Dennoch bestehen einige Anwohner darauf, dass ihre kurze Begegnung mit den illegalen Einwanderern und die Anhörung ihrer erschütternden Geschichten über Tod und Entbehrung «uns bereichert haben». Lisa Belcastro, die eine Obdachlosenunterkunft für den Winter leitet, war den Tränen nahe, als sie zum Abschied winkte. «Ich möchte nur, dass ihre Reise ein glückliches Ende nimmt», sagte sie gegenüber CNN. Ein Passant warf den Migranten eine Tüte mit Pralinen zu, begleitet von einem wehmütigen Farewell. «Juan, wir haben dich kaum gekannt.»

Amy Holmes

# Lehren von Samarkand

Das Gipfeltreffen in Usbekistan zeigte, dass Putin sein Russland an Nachbar China verhökert hat. Die Brücken zum Westen sind für ihn abgebrochen.

Francis Pike

London

Vor rund zwanzig Jahren war ich zu einem Essen mit Boris Beresowski eingeladen, dem russischen Oligarchen im Londoner Exil, der später auf mysteriöse Weise sterben sollte. Er meinte, dass Russland langfristig grosse Teile von Sibirien an China verpachten solle. «Wir haben zu viel unproduktives Land», sagte er, «und sie haben zu viele Menschen.»

Was für eine verrückte Idee, dachte ich. Wenn Sibirien vor allem von Chinesen bevölkert wäre, würde Russland das Land nie wieder zurückbekommen – so wie Mexiko, das Texas an die Vereinigten Staaten verlor, nachdem amerikanische Siedler sich dort hatten niederlassen dürfen. In Beresowskis Vorstellung steckte aber zumindest der Keim einer Geschäftsidee, die nun das Verhältnis zwischen Russland und China prägt.

## Keine Liebesbeziehung

Die Begegnung von Wladimir Putin und Xi Jinping auf dem Gipfel der Shanghai Organisation für Zusammenarbeit (SOZ) im usbekischen Samarkand in der letzten Woche lieferte erneut den Beweis (wenn es eines solchen bedurft hätte) dafür, dass die Welt in ein neues Zeitalter geopolitischer Bipolarität eingetreten ist: China und Russland versus Amerika und Europa.

Das Verhältnis von China und Russland ist keine Liebesbeziehung. Dagegen wird die Allianz zwischen Amerika und Europa, so schwierig sie manchmal auch ist, durch Einwanderung, Kultur und Familienbande zusammengehalten. Die Allianz zwischen China und Russland ist anders beschaffen: Es ist eine Geschäftsbeziehung.

Russland ist, kulturell gesehen, ein europäisches Land. Etwa 75 Prozent der Bevölkerung leben im europäischen Teil Russlands, aber 80 Prozent der Fläche entfallen auf den asiatischen Teil. Wie der russische Historiker Alexei



Misserfolge und Chancen:  
Staatschefs Xi (l.), Putin.

Lobanow-Rostowski 1928 schrieb, ist «die russische Geschichte ein ständiges Hin und Her zwischen zwei Anziehungspunkten [Europa und China]».

Die Unterstützung von Maos Revolution in der Nachkriegszeit war nur von kurzer Dauer. Nach 1964 waren Grenzstreitigkeiten eine Konstante in den chinesisch-russischen Beziehungen bis 2008. Dann schlug das Pendel – angestossen durch Putins Verärgerung

## Der Ton der Statements und die Körpersprache von Xi und Putin haben sich deutlich verändert.

über die Nato-Osterweiterung – wieder in die andere Richtung aus, und beide Seiten unterzeichneten ein umfassendes Grenzabkommen.

Die Beziehung zwischen China und Russland galt als gleichberechtigte Partnerschaft. Doch das stimmte damals nicht und heute erst recht nicht. Damals betrug das chinesische Bruttoinlandprodukt das Dreifache der russischen Wirtschaftsleistung – heute ist es das Sechsfache. Das Treffen in Samarkand bestätigte, dass Russland heute de facto ein Klient Chinas ist. Der Ton der Statements und die Körper-

sprache von Xi und Putin haben sich deutlich verändert, seit im Februar noch von einer «Freundschaft ohne Grenzen» die Rede gewesen war.

Der SOZ-Gipfel in Samarkand hat gezeigt, dass die Unfähigkeit der russischen Armee in der Ukraine das Ansehen Russlands in der Welt beschädigt. Der indische Premier Modi, der sich nach der russischen Invasion jeder Stellungnahme enthalten hatte, erklärte nun ganz unverblümt: «Heute ist nicht die Zeit von Kriegen.» Andere neutrale Staaten werden Modis Beispiel folgen.

## Dienstmagd der Chinesen

Xi dürfte einerseits enttäuscht sein über die Misserfolge seines Verbündeten in der Ukraine, andererseits bieten sich ihm dadurch geschäftliche Chancen. Der chinesische Gasbedarf steigt jährlich um 12,5 Prozent. In zehn Jahren könnte China mit seinen Importen Europa überholt haben.

Der geschäftliche Charakter des russisch-chinesischen Verhältnisses ist also klar. Das könnte sich ändern – allerdings nicht unter Putin, der alle Brücken zum Westen abgebrochen hat. Putin hat China vielleicht nicht den Pachtvertrag angeboten, von dem Beresowski sprach, aber er hat die Zukunft Russlands faktisch an den mächtigeren Nachbarn verhökert.

Ein künftiger russischer Präsident könnte freilich erkennen, dass es nicht mehr erstrebenswert ist, Dienstmagd der Chinesen zu sein. Es könnte zu einer Rückbesinnung auf den Westen kommen. Das ist schliesslich die historische Natur des russischen Hin und Hers zwischen Europa und Asien. Und das Verhältnis zwischen dem europäischen und dem asiatischen Russland neigt sich historisch, kulturell und bevölkerungsmässig eindeutig dem Westen zu.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



# Ich bin ein Photon

Wie die Astrophysik mir half, meine nichtbinäre Geschlechtsidentität zu akzeptieren – in all ihrer Komplexität.

*Kaitlin Rasmussen*

**A**ls Kind hatte ich einen Haufen Fragen. Viele wiesen schon voraus auf meine Zukunft in der Astronomie: Warum ist die Sonne gelb? Warum sehen die Sternbilder so aus? Warum hat Jupiter einen grossen Fleck? Meine Eltern gaben die Antworten, die ihnen möglich waren, und für den Rest kauften sie Bücher. Aber die Frage, die ich als Kind am häufigsten stellte, lautete: Warum bin ich ein Mädchen? Darauf wussten meine Eltern keine Antwort.

In den 1990ern hatte dort, wo wir lebten, niemand eine Antwort. Es war meine erste Begegnung mit einer Frage, auf die es keine einfache Antwort gibt. Sie tauchte regelmässig in meinem Bewusstsein auf und verschwand wieder, bis in der Pubertät Bestürzung und Abscheu hinzukamen. Jeden Tag musste ich eine Weiblichkeit vorspielen, die mir fremd war, immer fremder wurde.

Im schulischen Alltag sah es auch nicht viel besser aus. In der Highschool hasste ich besonders Physik, die mir mit ihren starren Gesetzen wie ein Spiegel der Gesellschaft vorkam. So wie wir lernten, dass ein Pendel hin und her schwingt, ein Felsblock eine schiefe Ebene hinunterrollt, ein Ball über eine Klippe fliegt, so wurde von mir erwartet, dass ich in die Kirche gehe, einen Mann kennenlerne, jung heirate und Kinder bekomme. Diese scheinbar unabwendbare Aussicht bedrückte und lähmte mich.

## Erste Berührung mit queerem Leben

Ich studierte, weil ich einen Ausweg suchte. Ich fühlte mich hohl, sinnlos, ziellos und hatte gleichzeitig das Gefühl, tausend Wege einschlagen zu können. Ich hätte – wie ein Partikel auf einer vollkommenen Sphäre – in jede Richtung fallen können. Es war reiner Zufall, dass ich in der Auslage einer Buchhandlung auf Stephen Hawkings «Der grosse Entwurf» stiess.

Ich weiss nicht, was mich dazu brachte, ein Buch über Kosmologie zu kaufen. Aber so war es, und binnen weniger Minuten hatte ich einen Weg entdeckt, der zu einer neuen Physik

führte – einer Physik, die nicht alle Antworten weiss, die Widersprüche zulässt, die unordentlich und chaotisch ist und, ja, sogar Spass macht. Eine Woche danach beschloss ich, im Hauptfach Astrophysik zu studieren.

In den folgenden Jahren beschäftigte ich mich mit Relativität und wie sich die Zeit unter bestimmten Bedingungen verlangsamen kann.



*Eine Weile führte ich ein Doppelleben.*

Ich studierte Quantenmechanik, in der alles geschehen kann. Es gab keine absoluten Gesetze mehr. Was ich als Tatsache angesehen hatte, waren nur Annäherungen an unergründliche Wahrheiten.

Auf dem College hörte ich auch zum ersten Mal das Wort «Transgender». Ich lernte queere Menschen kennen, die liebevolle Beziehungen führten. Das war so ganz anders als meine erste Berührung mit queerem Leben – einem abfälligen Spruch auf einem Protestschild, hochgehalten von Mitgliedern der Westboro Baptist Church, die in meiner Heimatstadt demonstrierten. Da war ich dreizehn.

Am Ende des Studiums wurde mir klar, dass ich bisexuell bin – ich fühlte mich zu meinem eigenen Geschlecht hingezogen und zu anderen, so wie durch die Schwerkraft jedes Ding im Universum von anderen Dingen angezogen wird. Das schien mir ganz natürlich, als hätte ich einen entspannteren Energiezustand gefunden. Aber ich war nach wie vor nicht auf sicherem Terrain.

Das geschah, als ich über Freunde auf Twitter den Begriff «nichtbinär» fand. Mit seiner

Fluidität und der Nichtanerkennung traditioneller binärer Geschlechterverhältnisse fühlte sich das richtig an. Ich fühlte mich zu Hause. Als hätte ich die ganze Zeit immer nur versucht, ein chaotisches System zu ordnen, um schliesslich zu erkennen, dass es nicht die eine Antwort gab, sondern viele. Da wurde mir klar, dass ich ein Photon bin – dass ich Eigenschaften besitze, die beiden Seiten des Binären zugeordnet werden können, ich selbst aber letztlich weder zur einen noch zur anderen Seite gehöre.

## Kraft meiner Identität

Das war nicht immer leicht. Eine Weile führte ich ein Doppelleben, authentisch und verborgen in meiner Internet-Existenz, bis ich meine Dissertation abgeschlossen hatte. Doch als ich bereit war, brachte mich das Akzeptieren meiner Identität in eine wunderbare Gemeinschaft. Heute weiss ich, welche Kraft in meiner Identität liegt. Als nichtbinärer Mensch hinterfrage ich jeden Tag den Status quo. Alles kann und muss in Frage gestellt werden. Es bedeutet, grundlegende Dinge völlig neu zu betrachten. In meinem Alltag bringt mich meine Geschlechtsidentität dazu, unkonventionelle Lösungen für schwierige Probleme zu suchen. Ich drehe jeden Stein um. Ich probiere unorthodoxe Methoden aus. Ich kämpfe mit grossen, grundlegenden Fragen. All das macht mich zu einer besseren Wissenschaftlerin.

Die Physik entwickelt sich immer weiter, genau wie die Geschlechterverhältnisse. Wenn wir verstehen, dass die Dinge komplexer sind, als sie scheinen, dann lernen wir. Wenn Wissenschaftler die Komplexität des Universums anerkennen, kann unsere Wissenschaft nur besser werden.

Kaitlin Rasmussen forscht an der University of Washington in Seattle und ist Mitglied der International Society of Nonbinary Scientists.

Dieser Artikel ist zuerst im Magazin *Science* erschienen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

# «Die Welt ist interessant»

Helmut Markwort, 85, Journalist, Schauspieler und Politiker, hat gegen alle Widerstände das Magazin *Fokus* zum Blühen gebracht. Hier spricht er über sein journalistisches Erfolgsrezept, Deutschlands Regierung, den Krieg in Europa und die Essenz des Lebens.

Roger Köppel

**Weltwoche:** Herr Markwort, Sie sind Journalist, Unternehmer, Erfinder des Nachrichten-Magazins *Fokus*; Sie wurden als FDP-Politiker in den Bayerischen Landtag gewählt, und, was speziell fasziniert, Sie haben als Schauspieler sogar in Filmen mitgewirkt. War die Schauspielerei Ihre eigentliche Leidenschaft?

**Helmut Markwort:** Keinesfalls, wo denken Sie hin? Unser Beruf ist viel spannender. Jeden Tag was Neues, jeden Tag Abwechslung. Ich kenne erstklassige Schauspieler, die sagen, ich spiele schon zum 130. Mal den König Philipp oder den Hamlet. Mein Gott, da muss man jeden Abend dasselbe aufsagen.

**Weltwoche:** Sie spielten schon in der Schule Theater – Sie haben von der Bühne in die Medien gewechselt.

**Markwort:** Damals war ich achtzehn. Meine Kollegen sagten mir, ich solle zur Zeitung, in Darmstadt, um etwas über unser Stück zu schreiben. Warum die mir das zugetraut haben, ist mir bis heute schleierhaft. Der Lokalchef wollte zunächst nichts von mir wissen, aber ich blieb hartnäckig. Er befahl mir, mich sofort an die alte Schreibmaschine zu setzen. Ich tippte, der Text war brauchbar, und fortan arbeitete ich, als Primaner, für die Zeitung. Zeilenschinderei, acht Pfennig pro Zeile. So fing das an. Mein Studium brach ich ab, bevor ich anfang, weil es mit meiner Laufbahn in der Zeitung flott voranging.

**Weltwoche:** Kein Bedauern?

**Markwort:** Nein. Augstein und Nannen haben auch nicht studiert. Der Erfolg kam so toll, warum sollte ich mich da in die Uni verkriechen? Ausserdem traf ich immer wieder auf Kollegen mit Dokortitel. Die haben Schweissausbrüche gekriegt, wenn sie über einen Unfall schreiben sollten. Da sagte ich: Komm her, ich schreibe es dir schnell. Viele hatten studiert, konnten aber nicht schreiben. Ich blieb bei den Zeitungen: Darmstadt, Nürnberg, Wuppertal, Düsseldorf. Zehn Jahre Tageszeitung. Und dann kam das Angebot vom *Stern*. Da arbeitete ich unter dem grossen Henri Nannen, als Leiter der Düsseldorfer Redaktion. Meine Spezialität waren Geschichten über die Abstürze der Starfighters. Ich hatte

immer die Fotos. Der damalige Verteidigungsminister von Hassel erteilte mir Hausverbot, weil ich so gut informiert war. Nach zwei Jahren *Stern* kam der Verleger Hubert Burda auf mich zu.

**Weltwoche:** Sie haben eine äusserst vielseitige Karriere gemacht, ungezählte Chefredaktionen, aber auch Radios haben Sie ge-

*«Wir alle haben den Spiegel gelesen, aber diese Alleinherrschaft, die durfte nicht sein.»*

gründet, Sie wurden Unternehmer, doch Ihre grösste Leistung ist die Erfindung des Nachrichtenmagazins *Fokus*. Wie kam es dazu?

**Markwort:** Die Kernidee lautete: Wettbewerb. Wir wollten den *Spiegel* herausfordern. Die *Spiegel*-Leute sagten, es habe fünfzig Versuche gegeben, dem *Spiegel* Konkurrenz zu machen, alle seien gescheitert. Diese Ansage spornte mich an.

**Weltwoche:** Warum der Burda-Verlag?

**Markwort:** Vater Burda hatte mich einst rausgeschmissen, ich war ihm wohl etwas zu aggressiv mit meinem Journalismus. Mit Hubert Burda, dem Junior, hatte ich allerdings immer glänzende persönliche Kontakte. Ich war bei seinem Fünzigsten, er war bei meinem Fünzigsten, das ging hin und her. Und wir haben beide immer herumgesponnen. Er wollte, dass ich mit ihm um den Tegernsee laufe. Wir haben

über ein Nachrichtenmagazin geredet. Da habe ich ihm das vorgetragen, und er war begeistert.

**Weltwoche:** Wo war die Achillesferse des *Spiegels*?

**Markwort:** Der *Spiegel* war ein fantastisches Produkt, die Lebensleistung von Rudolf Augstein. Grosse Klasse. Wir alle haben den *Spiegel* gelesen, aber diese Alleinherrschaft, die durfte nicht sein.

**Weltwoche:** Stand der ganze Verlag hinter Ihrem Projekt?

**Markwort:** Kein Mensch hat uns geglaubt. Es gab sogar Widerstand in der eigenen Familie Burda, der Betriebsrat, alle haben gesagt: «Hört auf, das Erbe geht kaputt.» Führende deutsche Medienmanager schrieben dem Hubert Briefe: «Sie bringen das Erbe Ihres Vaters um, lassen Sie diesen Wahnsinn sein. Sie können das nicht.»

**Weltwoche:** Woher kam Ihre Überzeugung?

**Markwort:** Fakten, Fakten, Fakten. Der *Spiegel* war ein Meinungsmagazin. Gar kein Nachrichtenmagazin mehr. Ich wusste, dass wir den *Spiegel* dort angreifen konnten, wo er selber sein eigenes Credo nicht mehr lebte: «Schreiben, was ist». Ausserdem war der *Spiegel* durchsetzt mit Fremdwörtern. Manche *Spiegel*-Redakteure suchten in abseitigen Lexika nach kuriosen Fremdwörtern, die sie da angeberisch unterbringen konnten. Eine unglaubliche Überheblichkeit. Gleichzeitig redete ein *Spiegel*-Chefredakteur auf mich ein: «Lassen Sie das doch sein, Sie blamieren sich. Ich bin ein Freund von Ihnen, aber wir haben die grossen Heere, und Sie haben nur eine kleine Truppe. Und die Maschine und der Apparat beim *Spiegel* sind so gross.» Wie Verrückte haben sie auf mich eingeredet.

**Weltwoche:** Was Sie natürlich nur bestärkte.

**Markwort:** Ich wollte mich nicht abbringen lassen. Hubert Burda kannte den Augstein von Sankt Moritz. Sie duzten sich. So fuhren wir sogar gemeinsam zu *Spiegel*-Gründer Augstein nach Hamburg. Unser Projekt hatte den Decknamen Zugmieze.

**Weltwoche:** Zugmieze?

**Markwort:** Das war mein Deckname, Herkunft bleibt mein Geheimnis. Wir trafen uns in einem Lokal. Augstein trank ein Bier nach dem







«Sehe das Positive. Bleibe optimistisch»: Medienunternehmer Markwort.

anderen und noch ein Bier. Er sagte zu Burda: «Wenn du es nicht sein lässt, bist du irgendwann pleite, aber bei mir kriegst du immer eine warme Suppe.»

**Weltwoche:** Trotzdem haben Sie es geschafft, sich neben dem *Spiegel* zu etablieren.

**Markwort:** Ich glaube, der *Spiegel* machte damals einen grossen Fehler. Die hätten uns nicht beachten dürfen. Die hätten uns totschweigen können. Aber sie griffen uns an, was beste Werbung für uns war! Wir haben die provoziert, Fernsehteams kamen zu uns, es gab ein Riesengeschrei, eine öffentliche Debatte, David gegen Goliath. Das hat mir unheimlich geholfen. In der veröffentlichten Meinung bei den Kollegen hat uns keiner eine Chance gegeben. Aber in der Öffentlichkeit fanden sie das interessant, was der kleine David da treibt.

**Weltwoche:** Wie haben Sie den Rückhalt des Verlegers gegen alle Widerstände gesichert?

**Markwort:** Der Hubert Burda hat an mich geglaubt. «Der macht das. Der kriegt das hin.» Da lebten seine Brüder noch. Die haben gesagt: «Lass den Scheiss mit dem Markwort.» Doch Hubert glaubte an mich.

**Weltwoche:** Was war das journalistische Erfolgsrezept?

**Markwort:** Kürzer, verständlicher, positiver. Das war von Anfang an ein Riesenerfolg. Und ich liebe alle Redakteure, die da mitgemacht haben. Weil es wegen der öffentlichen Meinung, wegen des Neids und des Spotts in der Branche so schwer war, Mitarbeiter zu finden.

**Weltwoche:** Hat man Sie auch politisch attackiert? Jetzt kommen die Rechten?

**Markwort:** Klar. Der *Spiegel* schrieb, *Focus* sei ein Blatt für die rechten Taxifahrer aus Rosenheim. Die haben richtig draufgehauen.

**Weltwoche:** Eigentlich haben Sie damals den US-Journalismus von *USA Today* nach Europa gebracht.

**Markwort:** Das habe ich ganz vergessen. Ich war in den USA, ging vierzehn Tage zu *Newsweek*. Ich liess mir alles erklären. Infografiken waren wichtig, dabei kapiert der Leser schneller, wenn er eine Grafik sieht. Einer von diesen *Newsweek*-Typen hat dann beim *Spiegel* in Hamburg angerufen: «Hier ist ein Verrückter aus München, der will euch Konkurrenz machen.»

**Weltwoche:** Sie haben auch den sogenannten Nutzwert eingeführt: Steuern sparen. Oder Ranglisten von Ärzten.

**Markwort:** Die besten Ärzte. Das war meine wichtigste Erfindung. Gegen Ärztekammern und Prozesse. Inzwischen ist das gang und gäbe. Alle guckten drauf. Das führte auch dazu, dass sich die Ärzte in Deutschland noch mehr Mühe gaben.

**Weltwoche:** Das Schwierigste ist die Titelseite. Was war da Ihr Konzept?

**Markwort:** Das ist jede Woche die schwierigste, fürchterlichste Entscheidung. Man lernt ja immer aus Fehlern. Ich hatte mal eine tolle Geschichte über Gregor Gysi, der ja der wirkliche Wendehals der deutschen Politik ist. Das war das schlechtestverkaufte Heft überhaupt.

Die Leute wollten diesen Herrn nicht auf ihrem Kaffeetisch haben.

**Weltwoche:** Gibt es eine Formel für gutverkaufende Titelgeschichten?

**Markwort:** Ja. Ich sehe es an den Fehlern, die die anderen machen. Die machen die Welt ernährungskrise, aber die Welt interessiert nicht. Die Leute interessieren sich für sich, für ihre Gesundheit, für ihr Geld, für ihr Auskommen. Für ihre Karriere. Man muss alle Geschichten runterbrechen auf den Menschen. Geldgeschichten! Der Leser ist ein Egozentriker.

**Weltwoche:** Nach welchen Kriterien haben Sie die Journalisten ausgewählt?

**Markwort:** Gott, o Gott. Das sind ja die grossen Fragen. Es muss einer was tun wollen. Ich hasse «nine-to-five people». Es gibt die Urlaubsleute, die interessieren sich vor allem für die Ferienordnungen der Bundesländer. Unbrauchbar. Dann gibt's die Sicherheitsleute, die nie etwas riskieren. Von mir aus kann einer Fehler machen. Aber nichts tun und sich drücken ist das Ärgerlichste. Mein Grundsatz lautete: Wer samstags nicht arbeiten will, braucht sonntags gar nicht zu kommen. Das war ausbeuterisch damals. Aber aus Idealismus. Das war eine Pionierzeit, das war eine fantastische Stimmung. Wie wir das geschafft haben. Und die sind ja alle mit dem Erfolg mitgeschwommen.

**Weltwoche:** Jede Zeitung braucht eine Botschaft, was ist Ihre Botschaft?

**Markwort:** Freiheit, Marktwirtschaft und Wettbewerb. Ich bin immer gegen Monopole

angegangen. Mit dem *Focus* trat ich gegen das Monopol *Spiegel* an. Und mit der Antenne Bayern gegen den Bayerischen Rundfunk, gegen die Öffentlich-Rechtlichen. Ich bin gegen Monopole jeder Art.

**Weltwoche:** Auch gegen die Meinungsmonopole?

**Markwort:** Natürlich. Wir erleben es gerade wieder. Die Öffentlich-Rechtlichen wollen uns das Gendern aufzwingen. Die andere Meinung soll unterdrückt werden, die anderen Fakten lässt man weg. Der *Spiegel* hat viele Leute totgeschwiegen. Sie können jemanden totschieben, aber wenn Sie ihn nicht mal erwähnen, ist das noch schlimmer.

**Weltwoche:** Sind Sie mit *Focus* unter Druck gekommen – von den Etablierten?

**Markwort:** Regelmässig. Wir haben manchen Anzeigenkunden der *Bunten* verprellt. Die Telekom hat mal alle Anzeigen gesperrt, war ein Riesendrama. Und wir hatten eine lebensgefährliche Auseinandersetzung mit einer Privatbank in Hamburg. Vier Jahre Prozess. Da hat der *Stern* schon hämisch geschrieben, wie Burda an diesem Schadensersatzprozess zugrunde gehen wird. Wir haben aber gewonnen. Da ging es um die Frage, ist die Bank pleitegegangen, weil *Focus* so darüber geschrieben hat. Oder war sie schon pleite, als wir das diagnostiziert haben. Ein Riesenprozess. Die ganze Hamburger Elite hatte da ihr Geld.

**Weltwoche:** Und Sie haben sich mit denen angelegt.

**Markwort:** Ich habe die Dimension gar nicht erkannt.

**Weltwoche:** Der Erfolg gab Ihnen recht.

**Markwort:** Der *Focus* war damals, der Hubert erzählt das immer, so dick, dass er nicht in den Briefkasten passte. Eine Goldgrube. Am World Economic Forum in Davos hat mich bei einer Veranstaltung Hubert Burda auf die Bühne gerufen und gesagt: «He made me rich.» Da ist

«*Mich stört die romantische, diktatorische Begeisterung für die Antifreiheitspartei Die Grünen.*»

der Chef von Siemens gekommen: «Also bist du denn verrückt, du kannst doch so was nicht sagen. Was glaubst du, was der von dir verlangt, wenn du sagst, er macht dich reich?» Aber Hubert Burda erzählt überall ganz positiv über mich. Ich habe immer gesagt, ich habe meinen Ruf riskiert, der Hubert Burda sein Vermögen.

**Weltwoche:** Hatten Sie Selbstzweifel?

**Markwort:** Keine öffentlichen. Ich wusste, ich darf niemals eine Sekunde Schwäche zeigen. Für die Mannschaft. Auch für Hubert Burda. Ich ging da wie ein Priester voran. Keine Zweifel nach aussen.

**Weltwoche:** Sind Sie vom Typ her eher Schauspieler oder Journalist, Bühnenper-



«Die Kernidee lautete Wettbewerb»:

Markwort mit Verleger Hubert Burda, 2000.

former, Infotainer? Oder am Ende Politiker? Sie sitzen im Landtag.

**Markwort:** 1968 trat ich in die FDP ein, als der Joschka Fischer mit Steinen auf Polizisten schmiss.

**Weltwoche:** Markwort, der Anti-Joschka?

**Markwort:** Durchaus. In Prag sind die Russen einmarschiert, in Frankfurt haben sie die Polizisten niedergeschmissen, und APO hiess ja damals Ausserparlamentarische Opposition. Ich wollte aber parlamentarische Opposition machen. Deswegen bin ich in die FDP eingetreten.

**Weltwoche:** Sie waren ein bürgerlicher Anti-68er.

**Markwort:** Ja. Ich bin damals mit der Tschechenfahne herumgefahren.

**Weltwoche:** Was machen Sie heute?

**Markwort:** Ich habe zwanzig Jahre *Focus* gemacht. Jetzt schreibe ich nur noch meine Kolumne und sitze zu Hause und studiere meine Kontoauszüge. Ich habe auch, im Rhein-Main-Gebiet, ein paar Unternehmungen. Die Banken fressen einem ja das Geld weg mit den Negativzinsen. So sass ich gemütlich zu Hause, als mich vor ein paar Jahren der Landesvorsitzende der FDP anrief. Da war ich schon über achtzig. Er sagte: «Mensch, wir haben ein Problem, ein Drama, in München-Land. Unser Kandidat ist übergelaufen zur CSU. Könnten Sie nicht einspringen?» So kam ich in die aktive Politik.

**Weltwoche:** Was hat Sie daran fasziniert, mit über achtzig Jahren?

**Markwort:** Der Wettbewerb, der Kampf. Am liebsten mache ich Wahlkampf. «Fakten in den Landtag!» Da bin ich von Platz 16 auf Platz 2 vorgewählt worden. Sensationell.

**Weltwoche:** Ermüden Sie nicht die endlosen Plenarsitzungen?

**Markwort:** Die grösste Zeitverbrennungsmaschine, die es gibt. Furchtbar. Ich gehe gerne in die Fraktion. Da können wir diskutieren. Aber früh um neun Uhr im Plenum sitze ich da und höre, wie mittelmässig begabte Leute Referentenreden ablesen, die

ihnen Referenten geschrieben haben. Langweilig. Da kriege ich Gähnkrämpfe, Wadenkrämpfe, alles. Ich freue mich über jeden, zum Beispiel über den Hubert Aiwanger von den Freien Wählern. Der hat nie einen Zettel dabei, der redet drauflos, das ist unterhaltsam. Aber die meisten sind so *schisserig*. Und die Referenten haben ja noch mehr Angst. Die machen glattpolierte Reden. Aber meine Kollegen sind rücksichtsvoll zu mir, weil ich ja viele Stimmen bringe und die grösste Aussenwirkung habe.

**Weltwoche:** Wie beurteilen Sie die aktuelle deutsche Regierung?

**Markwort:** Ich frage mich schon, wie so durchschnittliche Figuren nach oben kommen. Die grossen Figuren scheinen ausgestorben.

**Weltwoche:** Schönwetterzeiten produzieren Schönwetterkapitäne.

**Markwort:** Das sind so Leute, die schon im Ortsverband fragen: Wie ist die Beschlusslage, und wie komme ich da an? Da fehlt die Überzeugung.

**Weltwoche:** Dekadenz? Oder wird Deutschland von der Verwaltung regiert?

**Markwort:** In der Verwaltung sind immerhin die allerbesten Juristen. Was sie damit machen, ist eine andere Frage. Im bayerischen Staat brauchst du eine Examensnote, um Ministerialer zu werden. Minister können sie ohne was werden. Das ist vielleicht der Unterschied.

**Weltwoche:** Vielleicht besteht die Grösse Deutschlands ja auch darin, dass es auf die Politik gar nicht mehr so ankommt.

**Markwort:** Vor der Verwaltung habe ich grössten Respekt, aber wir dürfen auch die Wirtschaft nicht vergessen. Die Wirtschaft funktioniert. Noch. Die grossen deutschen Unternehmen, Allianz oder Siemens, die arbeiten vor sich hin. Auch die Mittelständler, was gibt es da für tolle Unternehmen!

**Weltwoche:** Das Unbehagen wächst. Immer mehr Leute haben das Gefühl, der Apparat in Berlin drifte in die falsche Richtung. Wie sehen Sie das?

**Markwort:** Na ja. Mich stört die romantische, schwärmerische, insgeheim diktatorische Begeisterung für die Antifreiheitspartei Die Grünen. Die erlebe ich ja. Das sind ganz schreckliche Leute. Ich möchte nicht, dass die noch mehr an die Macht kommen. Ich bin entsetzt, wie populär die sind. Unglaublich. Die rufen für alles und immer nach dem Staat, schrecklich.

**Weltwoche:** Wie gross ist die Krise, in der Deutschland steckt?

**Markwort:** Politisch? Olaf Scholz ist der grösste Feigling und Drückeberger und Langweiler überhaupt, der kann stundenlang reden und nichts sagen.

**Weltwoche:** Er lässt sich immerhin durch nichts aus der Ruhe bringen.



**Markwort:** Der ist stolz darauf, dass er nichts sagt. Der übt das, auf Fragen auszuweichen.

**Weltwoche:** Warum wird so jemand gewählt?

**Markwort:** Er ist nur deshalb gewählt worden, weil der Söder den Laschet zerstört hat. Der Söder hat für Scholz die Wahl gewonnen. Mit seiner Stinkstiefelei gegen den eigenen Kanzlerkandidaten. Das macht zwei, drei Prozent. Mit diesen wäre der Laschet Kanzler geworden.

**Weltwoche:** Wer ist für Sie der bürgerliche Hoffnungsträger?

**Markwort:** Nun. Friedrich Merz ist vielleicht zu alt. Ich finde ihn nicht schlecht. Der tritt gut auf, redet gescheit daher, komplette Sätze und so. Andererseits geht er auch auf die siebzig zu.

**Weltwoche:** Was ist derzeit das Positivste an Deutschland, der Lichtblick?

**Markwort:** Dass die Politiker doch weitgehend die Wirtschaft in Ruhe lassen.

**Weltwoche:** Finden Sie? Die grüne Energiewende ruiniert gerade die deutsche Autoindustrie. Die Russland-Sanktionen würgen unsere Wirtschaft.

**Markwort:** Mein Sohn sagt, er kaufe kein deutsches Auto mehr. Es sei nicht zum Aushalten, wie sich die Autokonzerne den Grünen anbieten. Die Anpasserei ist ganz fürchterlich.

**Weltwoche:** Wie steht es um die Meinungsvielfalt? Die geht zurück.

**Markwort:** Ja, natürlich ist das so. Die allermeisten Journalisten sind Anpasser. Die wollen nicht anecken.

**Weltwoche:** Warum?

**Markwort:** Wenn ich das wüsste. (Lacht) Angst. Nicht anecken. Wohlgefällig sein, es allen recht machen. Das ist wahrscheinlich auch die tiefsitzende Feigheit in uns allen. Es gehört ja Mut dazu, sich anzulegen, sich anpesten zu lassen.

**Weltwoche:** Jetzt haben wir ja noch gar nicht über Russland gesprochen. Wie sehen Sie diesen Krieg? Was kommt da auf uns zu?

**Markwort:** Der Krieg kann noch lange dauern. Daran sind nicht die zögerlichen Waffenlieferungen aus Deutschland schuld. Die USA unterstützen die Ukraine so massiv, dass die Auseinandersetzungen sich noch lange hinziehen können.

**Weltwoche:** Die Wirtschaftsaussichten sind düster, vor allem in Europa. Wie stellen Sie sich darauf ein?

**Markwort:** Leider spielt die Bundesrepublik eine negative Führungsrolle. In vielen anderen Ländern ist die Lage wesentlich erfreulicher. Wir leiden unter einem Wirtschaftsminister Habeck, der von Wirtschaft zu wenig versteht. Er hat keine Ahnung von der Lage der Bäcker und Blumenhändler, und er hat sich auch in

der Kernkraftfrage völlig verrannt. Weil er der Liebling vieler Journalisten ist, vor allem in den öffentlich-rechtlichen Medien, überlebt er die schlimmsten Blamagen. Wir sollen kalt duschen und Waschlappen benutzen, aber der Strom aus Kernkraftwerken soll abgedreht werden. Die Folgen sehen wir am Aktienmarkt. Die amerikanischen Firmen halten sich deutlich besser als die deutschen, die unter den Versagerministern Habeck und Lauterbach leiden.

**Weltwoche:** Sie sind jetzt 85, Herr Markwort. Ist Markwort eigentlich ein Künstlername?

**Markwort:** Nein, ich heisse wirklich so.

**Weltwoche:** Herr Markwort, Sie sind jetzt 85, haben einen wunderbaren Geburtstag gefeiert mit vielen Stars. Wie schauen Sie in die Zukunft?

**Markwort:** Von Tag zu Tag.

**Weltwoche:** Was ist die Essenz Ihres Lebens?

**Markwort:** Sehe das Positive. Bleibe optimistisch. Die Welt ist interessant. «What a Wonderful World» heisst das berühmte Lied. Ich finde das Leben spannend. Vor allem, wenn ich was zu tun habe. Ich habe Sorgen, wenn ich mal nichts zu tun hätte. Ich freue mich immer, wenn ich früh aufstehe.

**Weltwoche:** Vita activa.

**Markwort:** Vita activa.

**Weltwoche:** Herr Markwort, ganz herzlichen Dank für das Gespräch.

# Reale Werte

statt

# leere Worte



Beispiellose Staatsverschuldungen und die grassierende Inflation gefährden unsere Ersparnisse. Unser Ziel ist der Kapitalschutz und Vermögenserhalt über Generationen.



Die Informationen richten sich nur an Personen mit Sitz in der Schweiz und stellen weder ein Angebot noch eine Aufforderung zur Offertstellung dar (Werbemittellungen nach Art. 68 FIDLEG). Es besteht keine Gewähr für die Aktualität, Richtigkeit und Vollständigkeit der Inhalte. Anlageentscheide sollten erst nach der gründlichen Lektüre des aktuellen Prospekts getätigt werden, welcher unter [realunit.ch/downloads/](http://realunit.ch/downloads/) eingesehen werden kann.

[www.realunit.ch](http://www.realunit.ch)

# Judenhass, unterstützt mit Schweizer Steuergeld

Wieder taucht ein antisemitisches Schulbuch des Uno-Hilfswerks für Palästinenser auf. Wieder schaut Bern weg. Qualitätskontrollen und Korrespondenzen gibt es keine.

David Klein

Das Uno-Hilfswerk für die Palästinenser (UNRWA) steht seit Jahrzehnten international in der Kritik. Der häufigste Vorwurf betrifft die antisemitische Indoktrination arabischer Kinder und Jugendlicher durch Lehrmaterialien, mit denen an UNRWA-Schulen unterrichtet wird.

Im Juli dieses Jahres stiess das israelische Institut zur Überwachung von Frieden und kultureller Toleranz in der schulischen Bildung, Impact-se, erneut auf UNRWA-Lehrmittel, die UNRWA-Schulkinder aufhetzen. Sie sollten «Märtyrer» werden, Israelis als «Hobby» töten und als «Dschihad-Krieger» ihr «Blut für die Befreiung von Jerusalem opfern». Juden werden als inhärent «verräterisch» dargestellt, das Uno-Mitglied Israel wurde auf Karten durch «Palästina» ersetzt.

Fast gleichzeitig veröffentlichte die in Genf ansässige Organisation UN Watch einen 42-seitigen Bericht über UNRWA-Lehrer, die in den sozialen Medien «dreckige Zionisten schlachten und auf den Müllhaufen werfen» wollen. «Bekämpft und tötet sie, jagt sie überall, an jeder Ecke, auf jeder Strasse, unser grösster Feind ist Israel», schreibt beispielsweise UNRWA-Lehrerin Elham Mansour.

## Aufruf zum Mord an Juden

Die Schweiz unterstützt die UNRWA via Aussendepartement (EDA) seit 1949. Bis dato hat das EDA 600 Millionen Franken an die UNRWA gezahlt. Allein seit 2010 hat es 66 neue Verträge mit dem umstrittenen Hilfswerk abgeschlossen, wie aus einer der *Weltwoche* exklusiv vorliegenden Liste hervorgeht. Dies, obwohl die antisemitischen Inhalte der UNRWA-Lehrmittel seit 1998 bekannt sind.

Auf Anfrage schreibt EDA-Sprecher Pierre-Alain Eltschinger, der UN-Watch-Bericht sei dem EDA «bekannt». Auch bezüglich der neuentdeckten Lehrmittel sei man mit der UNRWA «in engem Kontakt». Dieser finde jedoch ausschliesslich mündlich statt. EDA-Rechtsberater Daniel Ladanie-Kämpfer, zuständig für



Reformen? Fehlanzeige:  
Aussenminister Cassis.

Datenschutz, Öffentlichkeitsprinzip und Informationssicherheit, bestätigt, «dass in Bezug auf die von Ihnen genannte Thematik betreffend Vorwürfe über Judenhass bei UNRWA-Lehrern keine schriftliche Korrespondenz zwischen dem EDA und der UNRWA besteht».

Es gibt demnach seitens des EDA als Geldgeber keinen Mailwechsel oder anderen schriftlichen Austausch, in dem das EDA den

## Im Juli stiess das israelische Institut erneut auf UNRWA-Lehrmittel, die Schulkinder aufhetzen.

systemischen Antisemitismus innerhalb der UNRWA thematisiert, anmahnt, kritisiert oder sich in irgendeiner Weise dazu positioniert. Ebenso wenig existiert eine schriftliche Stellungnahme der UNRWA. Die Qualitätskontrolle für die Vergabe von Hunderten Millionen Staatsgeldern an eine Organisation, deren Mitarbeitende zum Mord an Juden aufrufen, erledigt das EDA auf Zuruf.

Ein einziges Schriftstück ist nach über sieben Jahren Finanzierung der UNRWA durch das EDA und mehr als einer halben Milliarde

bezahlter Steuerfranken zur «Thematik» vorhanden: ein «Kurzprotokoll» mit dem Titel «Auszüge aus den Treffen auf hoher Ebene zwischen dem EDA und der UNRWA bezüglich des Vorwurfs von Aufrufen zu Gewalt und Antisemitismus», insgesamt drei Termine aus den Jahren 2019 bis 2022.

## Plauderstündchen mit Bundesrat

Das Schriftstück – auch dieses liegt der *Weltwoche* exklusiv vor – beinhaltet inhaltsarme Gesprächsfetzen aus Plauderstündchen mit Bundesrat Ignazio Cassis, dem UNRWA-Generalkommissar Philippe Lazzarini («Es hilft, Schweizer zu sein.») und EDA-Staatssekretärin Livia Leu. Die Unterrichtsmaterialien seien «intensiv überprüft» worden, beschwichtigt Lazzarini. Er suche ausserdem den «Dialog mit palästinensischen Behörden, damit solche Passagen verbessert werden». Cassis «begrüss die Absichten, diese müssen nun aber in dieser grossen Organisation auch umgesetzt werden». «CH als Donor möchte sicherstellen, dass Gelder gemäss CH-Werten verwendet werden», so Cassis weiter.

Das ist reichlich mager, wenn man bedenkt, dass das EDA allein für wirkungslose «Reformen» und ineffiziente «Workshops» der UNRWA in den Jahren 2012 bis 2022 x Millionen an die UNRWA zahlte.

Im letzten Meeting zwischen Livia Leu und UNRWA-Chef Lazzarini vom 9. Juni dieses Jahres mahnte Leu die «Wichtigkeit der Überwachung der Managementreformen durch die UNRWA» an. Lazzarini beeilt sich, die «zahlreichen Fortschritte» anzupreisen, die «seit 2019 umgesetzt wurden, insbesondere zur Stärkung der Transparenz und der internen Verwaltung innerhalb der Organisation». Was diese «zahlreichen Fortschritte» im Detail beinhalten, bleibt im Dunkeln.

Die Antwort liefert Impact-se. Einen Monat nach diesem Treffen «auf hoher Ebene» machte die Organisation die neuentdeckten antisemitischen UNRWA-Lehrmittel publik. Reformen? Fehlanzeige.



# Würden Sie heute Polizist sein wollen?

Über Gesetzeshüter, deren Arbeit vom Wort «Rassismus» überschattet wird.



**W**ürden Sie heutzutage in Deutschland noch Polizist sein wollen? Ich habe mich das in den letzten Jahren öfter gefragt und komme immer wieder zu dem Schluss, dass wohl nur eine gehörige Portion intrinsische Motivation einen hinreichenden Grund liefern könnte, um an dieser Stelle guten Gewissens mit «Ja» zu antworten.

Kaum eine Berufsgruppe in der Bundesrepublik steht unter grösserem medialem Beschuss als die der Polizeibeamten. Das Paradoxe: Je mehr wir als Gesellschaft auf sie angewiesen sind, desto häufiger scheint es Teilen von Politik und Medien ein Anliegen zu sein, die Arbeit der Polizei zu torpedieren, indem man den Polizisten zum Prügelknaben der Nation erklärt. Das macht nicht nur den Beruf des Gesetzeshüters zunehmend unattraktiv, sondern verschiebt auch den Fokus – weg von den eigentlichen Problemen der inneren Sicherheit hin zu ideologischen Scheindebatten. Konkret: Statt über Gewalt und Kriminalität von Migranten sprechen wir über angeblichen Rassismus und Polizeigewalt.

Der Fall des erschossenen sechzehnjährigen Senegalesen in Dortmund zeigte in den letzten Wochen wohl am deutlichsten, wie mittels einer gezielten Diskursverschiebung durch linke Aktivisten, Politiker und Medien eine komplette Täter-Opfer-Umkehr erzielt wird. Es muss nur jemand an der richtigen Stelle das Wort «Rassismus» rufen, und plötzlich spielt es keine Rolle mehr, ob der junge Mann die Polizisten zuvor mit einem Messer attackiert hat, es geht nur noch darum, dass er dafür erschossen wurde.

Ähnlich verhält es sich im aktuellen Fall des Berliner Polizisten, der bezichtigt wird, eine syrische Frau rassistisch beleidigt zu haben. Ein von linken und grünen Politikern sowie Influencern gepushtes dreissigsekündiges Video zeigt, wie er und sein Kollege einen Mann in seiner Wohnung festnehmen. Die Frau des Mannes insistiert heftig, woraufhin der Polizeibeamte sie darauf hinweist, dass sie Gast in seinem Land sei und sich an Regeln zu halten habe. Auch der Satz: «Halt die Fresse!» fällt.

Nun dürfen Sätze wie der letztgenannte bei aller Wut und allem Adrenalin nicht fallen. Dass der Hinweis darauf, dass jemand Gast

*Ab dem Zeitpunkt, wo ein Rassismusvorwurf im Raum steht, geht es nur noch um Vergeltung.*

in einem Land sei und sich an dessen Regeln zu halten habe, jedoch bereits als rassistisch gewertet wird, halte ich mindestens für bedenklich.

Das eigentlich Interessante ist aber, dass das ursprüngliche Video nicht dreissig Sekunden lang ist, sondern dreissig Minuten, wobei sich das Paar weigert, das gesamte Video der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Das ist insofern von Bedeutung, als bereits der Pressebericht der Berliner Polizei zu dem Fall nahelegt, dass sich Mann und Frau der Polizei zuvor extrem widersetzt haben. Auch wollte man auf einer zusammen mit Politikern der Linkspartei einberufenen Presse-

konferenz keine Angaben zum derzeitigen Aufenthaltsstatus der Familie machen. Der Haftbefehl gegen den Vater gründete zudem auf dem Vorwurf des Erschleichens von Leistungen. Er wurde fallengelassen, als man es plötzlich doch vorzog, die offenen 750 Euro zu begleichen. Woher das Geld stammt, bleibt ebenso unbeantwortet wie die Frage, weshalb man es nicht gleich bezahlt hat, wenn man damit die gesamte Eskalation hätte verhindern können.

**D**ie Meute im Netz interessiert sich nicht für diese Ungereimtheiten. Wo die Ideologie regiert, bleibt die Ratio auf der Strecke. Ab dem Zeitpunkt, wo ein Rassismusvorwurf im Raum steht, geht es nur noch um Vergeltung. Das wissen letztlich auch jene Menschen wie die syrische Familie, die der Polizei vorwirft, keine Rücksicht auf die anwesenden Kinder genommen zu haben, denselben Kindern aber ein Handy zum Filmen in die Hand drückt, statt sie in einen anderen Raum zu bringen. Insofern hält man sich eben doch an die Regeln in diesem Land. Nur eher an die ungeschriebenen als an feste Gesetze.

An den Bahnhöfen wird die Bundespolizei derweil bereits kritisiert, wenn sie im Zuge der wieder ansteigenden illegalen Migration gezielt Personen mit Migrationshintergrund kontrolliert. Wer nicht auch die Omi mit Rollator um ihren Ausweis bittet, ist ein Nazi. Fragt sich nur, wie lange man dieses Spielchen hierzulande noch treiben können, bis auch dem Letzten auffällt, dass es innere Sicherheit nur durch effektive Polizeiarbeit gibt.

---

# Strom für alle

Das Tiefenlager für radioaktive Abfälle eröffnet der Kernkraft neue Perspektiven. Die Wiederverwendung von spaltbarem Material erschliesst fast unerschöpfliche Energiequellen.

Horst-Michael Prasser

**K**ernenergie rückt erneut ins Zentrum der Stromdebatte. In Deutschland wird über den Weiterbetrieb von Kraftwerken gestritten. Befürworter argumentieren, Kernkraft sei eine optimale Ergänzung von Solar und Wind für eine stabile und umweltverträgliche Versorgung. In der Schweiz hat die Nationale Genossenschaft für die Lagerung radioaktiver Abfälle (Nagra) kürzlich den Standortentscheid für das Tiefenlager bekanntgegeben. Radioaktiver Abfall soll dort sicher im Gestein eingeschlossen werden. Für die Atomkraftgegner bleibt der anfallende Atommüll unakzeptabel. Seine sichere Entsorgung ist in der Tat Grundvoraussetzung für eine Nutzung der Kernkraft.

## Abnehmende Gefährlichkeit

Die grösste Herausforderung ist dabei die Entsorgung ausgedienter Brennelemente. Sie gehören zum hochaktiven Abfall. Er bildet zwar nur ein kleines Volumen, in der Schweiz ohne Verpackung weniger als 1500 Kubikmeter – ein Würfel von weniger als zwölf Metern Kantenlänge –, enthält aber an Radioaktivität, grob gerechnet, mehr als das Tausendfache des ganzen übrigen schwach- und mittelaktiven Abfalls. Deshalb will ich mich auf die Entsorgung der ausgedienten Brennelemente konzentrieren.

Radioaktive Stoffe verschwinden von selbst. Jeder Atomkern kann nur einmal zerfallen und dabei genau in diesem Moment Strahlung abgeben. Nach dem Zerfall oder einer kurzen Kette von Zerfällen steht am Ende immer ein stabiles Atom. Radioaktiver Abfall ist ein Gemisch verschiedenster Isotope mit unterschiedlicher Lebensdauer. Deshalb ist er nicht, wie oft unterstellt wird, langlebig und hochaktiv, sondern seine Bestandteile sind entweder langlebig oder hochradioaktiv. Was langsam zerfällt, strahlt nur schwach. Was extrem stark strahlt, ist schnell weg. Deshalb ist eine Zwischenlagerung der Brennelemente sinnvoll. Eile ist kontraproduktiv.

Die Gefährlichkeit des Abfalls nimmt also mit der Zeit ab. Ist diese irgendwann einmal ganz weg? Nun, das ist sie nie. Ausserdem, was auf ganz lange Sicht übrigbleibt, ist immer

noch so giftig wie chemischer Giftmüll, auch jener aus der Herstellung von Solarzellen, zum Beispiel. Aber die Radioaktivität selbst der unbehandelten Brennelemente fällt nach 300 000 Jahren unter die Radioaktivität des Uranerzes ab, das man der Erde entnommen hat, um daraus den Brennstoff zu gewinnen. Dann wäre so etwas wie «Netto null» erreicht, und deshalb hat man sich darauf geeinigt, dass die Sicherheit der Entsorgung über einen vergleichbaren Zeitraum gewährleistet werden muss. Und zur zusätzlichen Sicherheit wurde die geforderte Einschlusszeit auf eine Million Jahre erhöht.

Wenn die Brennelemente ohne Wiederaufbereitung, also quasi «ohne Mülltrennung», entsorgt werden sollen, dann kann man sie nur gut verpacken, um zu verhindern, dass die Strahlung Schaden anrichtet. Direktstrahlung ist recht leicht abzuschirmen, dafür würden ein paar Meter Erdreich genügen. Gefährlich wird es, wenn radioaktive Stoffe in die Nah-

*Radioaktive Stoffe verschwinden von selbst. Jeder Atomkern kann nur einmal zerfallen.*

umgebung oder das Trinkwasser gelangen. Wenn der radioaktive Zerfall im Körper selbst stattfindet, können auch geringe Mengen an Radioaktivität auf die Dauer sehr schädlich sein. Man spricht von Radiotoxizität. Deshalb sollen die Brennelemente in stabile, dickwandige Stahlkanister eingeschweisst werden. Doch die halten nicht ewig. Sie korrodieren, und irgendwann können langlebige radioaktive Bestandteile doch entweichen. Und man muss sie vor unerlaubtem Zugriff und äusseren Einwirkungen schützen.

## 100 000 Jahre dicht

Hier kommt die Tiefenlagerung ins Spiel. Aber man muss die Gesteinsschicht, die man dafür verwenden will, sorgfältig auswählen. Opalinuston und ein weiteres Tongestein zum Verfüllen der Einlagerungstollen, Bentonit genannt, haben eine Reihe günstiger Eigen-

schaften. Sie sind deshalb in der Schweiz für das zukünftige Tiefenlager ausgewählt worden.

Als Erstes korrodiert Stahl nur extrem langsam in Tongesteinen. Aus Fossilien stammender Kohlenstoff wirkt wie ein Rostschutz. Und die Kanister sind sehr dickwandig. An der dünnsten Stelle sind es immer noch 15 cm. Die Korrosionsgeschwindigkeit wurde im Labor gemessen. Das Ergebnis: Die Kanister werden erst etwa in 100 000 Jahren undicht. Bei der Berechnung, wie viel radioaktive Stoffe danach in die Umwelt gelangen, wird jedoch so verfahren, als würden die Behälter schon nach 10 000 Jahren versagen. Damit man auf der sicheren Seite liegt. Nun muss das umliegende Gestein die weitere Ausbreitung verhindern.

## Americium, Curium, Berkelium

Um zu verstehen, wieso Tongestein das gut kann, muss man die verschiedenen Bestandteile des Abfalls kennen. Ausgediente Brennstäbe enthalten noch viel unverbrauchtes Uran. Dann sind da radioaktive Produkte der Kernspaltung, also die Bruchstücke des Urans aus dem eigentlichen Energie freisetzenden Prozess. Das ist ein wildes Gemisch verschiedenster Elemente und deren Isotope. Viele von ihnen sind sogar recht mobil und würden rasch an der Erdoberfläche ankommen. Doch sie sind kurzlebiger als die dichtgeschweissten Kanister. Sie sind praktisch weg, noch bevor der «Rost» den Behälter zernagt hat.

Die Brennstäbe enthalten aber auch Nebenprodukte, die entstehen, wenn im Reaktor ein Teil der Neutronen vom nicht spaltbaren Uran 238 eingefangen wird. Dann bildet sich daraus Plutonium, und daraus wiederum entstehen noch weitere künstliche Elemente, die es in der Natur nicht gibt: Americium, Curium, Berkelium und Californium, es sind sogenannte Transurane, auch minore Actinoide genannt. Viele ihrer Isotope zerfallen so langsam, dass sie noch reichlich vorhanden sind, wenn der Tiefenlagerbehälter versagt. Obwohl ihre Radioaktivität lange nicht so stark ist wie die der Spaltprodukte, sind diese Isotope doch sehr schädlich, wenn sie in den Körper gelangen.



Doch gerade diese Elemente werden vom Tongestein gut zurückgehalten. Erstens sind sie schlecht wasserlöslich. Wenn sie sich dennoch auflösen, werden sie zu positiv geladenen Ionen. Töne haben eine Art mikroskopische Lamellenstruktur mit negativ geladenen Andockstellen,

### *Zukünftige Generationen könnten Kernenergie praktisch für immer betreiben.*

und dort werden die positiv geladenen Atome festgehalten. Das wurde auch durch raffinierte Grundlagenexperimente und molekular-kinetische Simulationen bestätigt und ist ein gut verstandenes Phänomen.

Schon die Verfüllmasse Bentonit bremst die Wanderung. Die meisten Isotope sind schon zerfallen, bevor sie den Opalinuston erreichen können. Der erledigt dann den Rest auf wenigen Metern. Vorgegeben ist eine Schicht von mindestens vierzig Metern unterhalb und vierzig Metern oberhalb der Behälter. Das ist zur Sicherheit mehr, als eigentlich gebraucht würde. Bei der Wahl eines Standorts sind natürlich noch viele andere Aspekte zu beachten wie die ausreichende Tiefe der ausgewählten Schicht, die geologische Stabilität, potenzielle Nutzungskonflikte durch Bodenschätze und so weiter.

Modellrechnungen ergeben, dass einige Jahrtausende nach dem Versagen der Kanister dennoch radioaktive Stoffe aus dem Tiefenlager austreten werden. Es handelt sich um drei exotische Spaltprodukte mit sehr grossen Halbwertszeiten. Für die vorhergesagte Strahlendosis, der eine Person am Standort irgendwann während der nächsten Million Jahre ausgesetzt werden darf, wurde im Gesetz ein Grenzwert festgelegt, der deutlich unter der natürlichen Strahlenbelastung liegt. Die Berechnungen ergaben eine etwa tausendmal niedrigere Dosis. Die betreffenden drei Exoten unter den Spaltprodukten sind nur sehr schwach radioaktiv, eben weil sie sehr langlebig sind. Das ist wirklich ein sehr grosser Sicherheitsabstand. Deshalb bin ich wie viele meiner Kollegen der Ansicht, dass die vorgeschlagene Technik der Tiefenlagerung sicher ist.

#### **Neuer Spaltstoff**

Oft wird der Energiegehalt der ausgedienten Brennelemente thematisiert. Soll man sie wirklich «verlochen»? Antwort: In dieser Beziehung sind die Spaltprodukte nutzlos. Sie sind sozu-

sagen die Asche der Kernspaltung. Da ist nichts mehr drin. Anders ist es bei den Transuranen. Durch den Einfang von Neutronen werden die Atomkerne sozusagen aufgepeppt, und aus dem reichlich vorhandenen nicht spaltbaren Uran 238 wird neuer Spaltstoff. Hauptbestandteil ist Plutonium. Aber auch die anderen Transurane sind spaltbar. Dieses Material könnte zur Energieerzeugung genutzt werden.

Unsere heutigen Reaktoren erzeugen jedoch deutlich weniger neuen Brennstoff, als sie verbrauchen. Es lohnt sich nicht, diesen Abfall aufzubereiten. Es wird auch niemanden interessieren, ausgediente Brennelemente aus einem Tiefenlager wieder hochzuholen, behaupte ich.

Besser ist es, die Reaktoren so zu optimieren, dass sie mehr neuen Spaltstoff produzieren, als sie verbrauchen. Das Uran 238, das damit nutzbar gemacht wird, kommt 150-mal häufiger vor

reaktoren. Vorteilhaft ist zudem, dass Uran, Plutonium und die minoren Actinoide nicht mehr ins Tiefenlager müssen, sondern im geschlossenen Kreislauf genutzt werden können. Drei Dinge muss man aber wissen: Erstens wird es mit dem «geschlossenen Brennstoffkreislauf» nichts, wenn das Verbot der Wiederaufbereitung bestehen bleibt. Die Spaltprodukte müssen abgetrennt werden, dürfen nicht wieder in den Reaktor gelangen, sie stören nämlich die Kettenreaktion. Zweitens wächst dabei die Menge der Transurane eine Zeit lang an, bis ein Gleichgewicht erreicht ist und genau so viel «verbrannt» wie «erbrütet» wird. Wer das will, muss akzeptieren, dass Plutonium und minore Actinoide sich in den Anlagen des Brennstoffkreislaufs befinden und nicht tief unter der Erde. Drittens kann man trotz alledem nicht auf ein Tiefenlager verzichten. Es sind weiterhin die Spaltprodukte zu entsorgen. Sie sind in den ersten paar hundert Jahren viel radioaktiver als der ganze Rest. Dafür reduziert sich die notwendige Einschlusszeit im Tiefenlager auf eben diese paar hundert Jahre. Dies sehen viele Befürworter der Kernenergie als Vorteil.

#### **Nicht warten!**

Fazit: Wenn man mit Kernenergie etwas für Versorgungssicherheit, Klima- und Umweltschutz sowie für eine wirtschafts- und sozialverträgliche Energieversorgung tun will, darf man nicht auf die vierte Generation von Kernkraftwerken warten. Druck- und Siedewasserreaktoren mit ausgezeichneten Sicherheitseigenschaften sind verfügbar und können bei entsprechendem politischem Willen auch effizient errichtet und betrieben werden. Die direkte Tiefenlagerung der ausgedienten Brennelemente ist eine gangbare Lösung für diese Kernkraftwerke. Und sie werden einem geschlossenen Brennstoffzyklus

mit Reaktoren der Generation IV nicht den Brennstoff «wegfressen». Gen IV läuft mit dem, was die heutigen Reaktoren nicht oder kaum verwerten, nämlich mit Uran 238 und Plutonium.

Für den Start einer Flotte von Reaktoren mit schnellen Neutronen gibt es davon genug, auch in den nuklearen Waffenarsenalen, die hoffentlich auch einmal abgeschafft werden.

**Horst-Michael Prasser** ist emeritierter Professor für Kernenergiesysteme an der ETH Zürich. 2007–2017 leitete er parallel das Labor für Thermohydraulik am Paul-Scherrer-Institut.



*Comeback der Kernkraft.*

als das spaltbare Uran 235. So können gewaltige Vorräte an Energierohstoff erschlossen werden. Zukünftige Generationen könnten Kernenergie somit praktisch für immer betreiben. Für diese Reaktoren mit schnellen Neutronen werden aber andere Kühlmittel gebraucht als Wasser. Metallschmelzen wie flüssiges Natrium oder ein Gemisch aus Blei und Wismut sind geeignet. Oder verschiedene Salzschnmelzen. Das klingt abenteuerlich. Doch solche Reaktoren hat es gegeben. Sie sind gelaufen oder laufen noch. Und in einigen Ländern werden wieder Pilotanlagen gebaut. Dies zur Serienreife zu bringen, ist das Ziel der Entwicklung einer sogenannten Generation IV (Gen IV) von Kern-

# Migrations-Klartexter klopft ans Elysée

Gérald Darmanin macht es wie sein Vorbild Sarkozy: Er gibt als Innenminister den Hardliner. Bereits wird er als möglicher Nachfolger von Präsident Macron gehandelt.

Jürg Altwegg

Der Sommer war mörderisch. Doch an keinem der apokalyptischen Schauplätze liess sich Emmanuel Macron, der im Juni die Mehrheit im Parlament verlor, blicken. Stets war Frankreichs Innenminister Gérald Darmanin an der Front, eine Schlüsselfigur des Kabinetts. Als Frau wäre der ehrgeizige Politiker wohl Premierminister geworden. Er aber will noch höher hinaus und dereinst Macron als Präsidenten beerben. Dafür setzt er sich geschickt in Szene.

Etwa vor den Flammen der brennenden Wälder, wo er sich mit den Helden der Feuerwehr ablichten liess. Oder im Kriminalitäts-Hotspot Marseille: Darmanin brachte 300 Polizisten mit. Für Schlagzeilen sorgte sein Schlagabtausch mit Grégory Doucet, Lyons grünem Stadtpräsidenten, nachdem im Problemviertel La Duchère drei Polizisten schwer verletzt worden waren. Darmanin sprach von einem «Versuch, sie zu lynchen», und unterstellte Doucet eine «polizeifeindliche Ideologie». Der Bürgermeister weigerte sich im Gegenzug, den Innenminister zu empfangen, als dieser in Lyon ein Ausschaffungszentrum für kriminelle Ausländer eröffnete.

## Er verteilt Ehrenmedaillen

Die Ausländerpolitik ist Doucets grosses Thema. Mitte August besuchte er Mayotte. Die kleine Insel zwischen Madagaskar und dem Kontinent Afrika ist ein Einfallstor nach Frankreich. Das «Recht des Bodens» garantiert jedem hier geborenen Kind die französische Staatsbürgerschaft. Darmanin will es aussetzen. Den Polizisten verteilte er Ehrenmedaillen und versprach Waffen, wie sie «beim Niederschlagen von Revolten» gebraucht werden. «Neun-, zehn- oder elfjährige Kinder», so Darmanin, würden Polizisten mit Macheten angreifen. Der Innenminister fordert darum «geschlossene Erziehungslager».

Ende August begleitete er den Staatschef nach Algerien. Auch Frankreich braucht Gas. Macron kündigte eine Kommission mit Historikern beider Länder an, die ihre gemeinsame Geschichte – Kolonialismus und Krieg – aufarbeiten soll. Der Innenminister musste den Algeriern derweil

die verschärften Visa-Bedingungen vermitteln und mit ihnen über die kabyllischen Terroristen verhandeln, die in Frankreich untergetaucht sind. Seine nächste Auslandsreise führt nach Senegal – Ziel ist die Bekämpfung des Drogenhandels. Darmanin auf allen Kanälen: Der Mann ist aus Frankreichs Öffentlichkeit nicht mehr wegzudenken.



**Blitzkarriere:**  
Politiker Darmanin.

Dass ihm eine solche Karriere an der Wiege gesungen wurde, kann niemand behaupten. Die Mutter war Putzfrau. Der Vater – Alkoholiker, viermal verheiratet – betrieb eine Bar. Seine dramatische Jugend hätte den heutigen Innenminister zum Verbrecher prädestinieren können. Darmanin wurde Politiker. Bei den Republikanern machte er eine Blitzkarriere. Bald war er Abgeordneter und Bürgermeister. 2017 unterstützte er im Wahlkampf Nicolas Sarkozy und

danach François Fillon. Macron bekämpfte er als «Schickeria-Populisten» und «endgültiges Gift» für die Fünfte Republik. Trotzdem machte dieser ihn 2020 zu deren jüngstem Innenminister.

Bei einem seiner ersten Auftritte im Amt – einer Gedenkzeremonie für einen von Terroristen ermordeten Priester – wurde Darmanin als «Minister der Vergewaltigung» ausgebuht, da ihm 2017 eine Frau vorgeworfen hatte, sie für rechtliche Unterstützung zum Sex gezwungen zu haben. Inzwischen ist das Verfahren eingestellt worden. Seine zweite grosse Herausforderung waren die «Black Lives Matter»-Demonstrationen im Sommer 2020. Er gewann die Debattenhoheit mit dem Schlagwort der «Verwilderung», die er der Gesellschaft bescheinigte.

## «Darmanin braucht Ferien»

Einen Rückschlag erlebte Darmanin beim zu spät angepöferten Champions-League-Final 2022. Für die tumultartigen Szenen vor dem Stade de France in Saint-Denis, Paris, machte er Fans des FC Liverpool verantwortlich. Dabei waren sie es, die mit ihrer Geduld eine Tragödie verhindert hatten. Banden aus Saint-Denis hatten eigentliche Plünderungszüge auf die Besucher unternommen. Auch die Familie des Liverpool-Trainers Jürgen Klopp zählte zu den Opfern. Der Innenminister wollte die Peinlichkeit kaschieren. In zwei Jahren finden in Paris die Olympischen Spiele statt. Es galt, den Eindruck zu vermeiden, Frankreich sei mit der Organisation sportlicher Grossanlässe überfordert.

«Darmanin braucht Ferien», höhnte Grégory Doucet, sein Gegner aus Lyon. Vielleicht ist da was dran. Unermüdlich hat Gérald Darmanin an seinem Image als Hardliner und Feindbild der Linken gearbeitet. In fünf Jahren will er Staatspräsident werden, wie sein Mentor Sarkozy, der als Innenminister den Sprung ins Elysée schaffte. Seit zwei Jahren ist Darmanin verheiratet, und in diesen Tagen ist er erstmals Vater geworden. Tatsächlich hat er nun eine kurze Auszeit genommen. Er kann es sich leisten, denn er dürfte noch viel Zeit vor sich haben. Im Oktober wird er gerade einmal vierzig Jahre alt.



# BRIEF AUS TRANSSILVANIEN

Peter Littger



Als ich neulich für das Magazin *Spiegel* das Immobilienvermögen der britischen Krone zusammenrug, stiess ich auf ein 17 Hektar grosses Anwesen in einem abgelegenen Tal in Rumänien. Ich wollte wissen, was Charles immer wieder an diesen Ort zieht – Sie wissen schon: *the King formerly known as Prince*. Und ich wollte, wenn möglich, in seinem Bett schlafen und – natürlich im Badezimmer – seinen Thron benutzen.

Nach allem, was ich auf die Schnelle finden konnte, reist Charles seit 1998 nach Siebenbürgen – jene Region im Herzen von Rumänien, die die deutschsprachige Minderheit nach sieben Burgen benannt haben soll und die zugleich den geheimnisvollen Namen «Transsilvanien» trägt.

In einem Interview hat sich Charles III. ausgerechnet als Nachfahre von Vlad III. bezeichnet, einem Fürsten, der die Region im 15. Jahrhundert beherrscht hatte und seine Gegner auf Stöcke zu spießen pflegte. Fünfhundert Jahre später inspirierte er den irischen Autor Bram Stoker zur Figur von Dracula. Wenn diese Abstammung kein Grund für ein transsilvanisches Refugium ist!

Doch als Antwort reichte mir das ebenso wenig wie der Hinweis, dass die letzte rumänische Königin Mary eine Enkelin von Königin Victoria gewesen war – also eine Gross tante von Charles.

Deshalb brach ich auf: mit dem Flugzeug, weil ich keine Autovermietung finden konnte, die es mir gestattete, von Deutschland nach Rumänien zu fahren. Statt vom Westen her auf neuen, EU-finanzierten Autobahnen einzureisen, mietete ich am Flughafen in Bukarest einen Wagen und fuhr auf einer Pass-

strasse über die Karpaten. Die Warnungen, die bald mit ohrenbetäubendem Ton auf dem Telefon eintrafen, gaben einen Vorgeschmack auf die Stimmung, die vor mir lag: «The presence of a bear was reported! Avoid the area, stay inside!»

Es dauert nicht lange, bis man in Rumänien darauf kommt, dass niemand Angst vor Vampiren hat – und dass Knoblauch nur als Köder für Touristen dient. Tatsächlich fürchten sich alle vor Braunbären. Als ich Zalănpatak am Eingangstor des königlichen Gutshofs ankomme, hat sich der Himmel zugezogen. Ich höre weder Vögel noch das Rauschen des Bachs. Über allem liegt das Heulen der Hunde. «Sie wollen die Bären ver-

*Charles III. hat in Rumänien ein Bett, in dem ich auch schlafen wollte. Deshalb brach ich auf.*

jagen, die zu tief ins Tal kommen», sagt Hausdame Eva mit gebrochenem Englisch. Sie steht im Rahmen der Eingangstür und winkt mich herein – in eine kleine, unheimlich friedliche Welt, die sich einen Wiesenhang hinauf ausbreitet.

Ich sehe Holz, Stein und Grün. Ein hübsch arrangiertes Ensemble hüttenartiger Häuser, durch Wege und Brücken verbunden und durch Bäume, Zäune und Hecken voneinander getrennt. Der Ort wirkt auf doppelte Weise fremd: Weder spüre ich etwas von der chaotischen Realität, die das Rumänien der Gegenwart prägt, noch von der neurotischen Realität im Vereinigten Königreich. Ich wittere eine Doppelstrategie: die grosse weite Welt nach Transsilvanien zu bringen und ihr dort gleichzeitig zu entfliehen!

Die erste Nacht schlafe ich im Zimmer des Butlers und ziehe dann ins Gemach des Königs nebenan, wo ich auf einer handgemachten

Wollmatratze schlafe. Jeder Mensch kann sich hier für 100 bis 180 Franken pro Nacht einquartieren – vorausgesetzt, der Eigentümer ist nicht zugegen. Das war er zuletzt im Mai.

Eva erzählt, dass Charles mit sechs Angestellten kam und abends im Badezimmer unter freiem Himmel planschte. Als er in ihre Küche trat, habe sie aufs Schild «Staff only» hingewiesen – was er mit einem Lachen respektierte. Ob ihn auch das reizt? Fern von daheim nicht immer von untertänigen Hofschranzen umgeben zu sein?

Stilistisch ist das Krongut ein wilder Mix aus europäischen Traditionen: mit antiken Teppichen aus der Türkei, englischen Badezimmern mit unpraktischen Armaturen und restaurierten Möbeln, die als «altdeutsch» durchgehen. Praktisch dient die rustikale Herberge als perfekter Stützpunkt für Ausflüge in die Natur. Ohne Zweifel sind sie es, die Charles immer wieder herlocken. Davon zeugen Wälzer wie «Wildpflanzen Siebenbürgens» oder seine persönlichen Wanderstöcke und Strohhüte – die mir kurz das Gefühl geben, dem Ökomonarchen hautnah zu sein. Auch die Menschen im Ort erzählen es: dass Charles im Sonnenlicht des Tages leidenschaftlich durch das Blumenmeer und durch die Wälder des Tals zieht, wo sich in der Dämmerung die Bären tollen.

Wenn das kein Grund für eine Rückkehr ist! Wenigstens die Bären möchte ich einmal leibhaftig erleben.

Peter Littger ist Journalist und Buchautor. Zuletzt von ihm erschienen: «Hello in the round! Der Trouble mit unserem Englisch und wie man ihn shootet». C. H. Beck, 256 S., Fr. 19.90

# Buddenbrooks aus dem Fricktal

Sie waren Bauernkönige, Schatzhüter, Künstler, Revolutionäre, Drögeler. Die Geschichte meiner Familie ist eine Schweizer Saga von Glanz und Elend.

Franziska Laur



Wir zogen einen Schlussstrich: Dynastie Laur, zirka 1943.

**A**nfang des 19. Jahrhunderts packte im deutschen Markdorf ein junger Mann sein Bündel. Die Ahnen hatten ihre edlen Landsitze verloren, und so machte sich Ferdinand Laur auf den Weg, ein neues Vermögen zu erobern. Vielleicht weinte seine Mutter zum Abschied, vielleicht schaute ihm sein Vater, der Stadtschreiber, mit mahlender Kinnlade nach. Wie auch immer, der Sohn zog in Richtung Bodensee, um auf der anderen Seite, in der Schweiz, sein Glück zu suchen.

Ferdinand Laur, geboren 1791, ist mein Ururgrossvater. Schon bald mischte er Basel mit seinen Talenten auf. Er wirkte als Komponist, Dirigent, Chorleiter und Musikpädagoge, gründete den Gesangsverein und war Direktor der Konzertgesellschaft. 1840 organisierte er das Eidgenössische Musikfest. Seit 1967 verwendet das Königreich Lesotho die Melodie seines Chorlieds «Freiheit» als Nationalhymne.

Auch privat war Ferdinand ein Glückskind. Er heiratete eine Schülerin, eine Zaeslin aus gehobenem Basler Milieu, und begründete eine

Familie, die heute in der Nordwestschweiz tief verwurzelt ist. Seine Frau, ein zartes, rot-blondes Geschöpf, schenkte ihm sechs Kinder, darunter Ferdinand junior, einen Wildfang, der mit Gleichgesinnten den Basler Lohnhof stürmte, um Karl Brenner, den Chefredaktor

*Seit 1967 verwendet das Königreich Lesotho die Melodie seines Chorlieds «Freiheit» als Nationalhymne.*

der *National-Zeitung*, zu befreien. Später floh er nach Amerika, zog sich einen Messerstich zu und starb einsam in einer Dachkammer.

Sein Bruder Arnold, mein Ururgrossvater, hätte gern Medizin studiert, doch seine Familie drängte ihn dazu, eine Stelle als Spitalverwalter anzutreten. Er fügte sich und mehrte das ihm anvertraute Spitalvermögen mit Immobiliengeschäften. Glücklicher war er dabei nie.

Unter diesen Vorzeichen wurde 1871 in Basel mein Ururgrossvater Ernst geboren, heute als

«Bauerngeneral» oder «Bauernkönig» bekannt. Im frühen 20. Jahrhundert zählte er zu den mächtigsten Männern des Landes und hatte im öffentlichen Leben eine «herausragende Stellung» inne, wie es im «Historischen Lexikon der Schweiz» heisst.

Als Mädchen liess mich das herzlich unbeeindruckt. Ich habe meinen Ururgrossvater in den fünfziger, frühen sechziger Jahren noch erlebt und mochte ihn nicht, diesen kleinen, bärtigen Mann, den alle Welt so respektvoll behandelte. Ich war überzeugt, dass er schuld am Verfall meiner Familie war, von dem ich hier erzählen will. Wie hätte ich ihn da bewundern können? Später wurde ich etwas milder.

**«Chlyne, fürcht di nid!»**

Ernst muss ein anstrengendes Kind gewesen sein, unfolgsam, wagemutig, schwererziehbar. Seine Mutter, eine strenggläubige, humorlose Frau, prophezeite ihm: «Aus dir wird nie etwas Rechtes.» Die Schule langweilte ihn, die Lehrer hatten bald jede Hoffnung in ihn aufgegeben.



«Faul, unruhig, vorlaut» sei er. Zweimal musste er die Klasse wiederholen.

Eines Tages eröffnete der Ernst seinem Vater: «Ich will die Landwirtschaftsschule Strickhof machen.» Arnold, der unglückliche Spitalverwalter, gab dem Familienfrieden zuliebe nach. Zwar mochte Strickhof-Direktor Jakob Lutz keine Städter: «Meist hoffen sie, im Studium der Landwirtschaft ihr Eldorado zu finden.» Trotzdem nahm er den jungen Mann aus Basel auf.

Mein Urgrossvater träumte zeitlebens gross. Er wolle die Welt erobern oder untergehen, notierte er früh in sein Tagebuch. Schon während der Schulzeit schrieb er ein Büchlein: «Stallmist, Jauche und Kompost», das sich glänzend verkaufte. Nach Praktika auf Gutsbetrieben studierte er ab 1890 an der ETH Zürich. Drei Jahre später war er diplomierter Ingenieur der Agronomie.

Der ehrgeizige Ernst begann, als Landwirtschaftslehrer in Brugg zu unterrichten, und heiratete Sophie Schaffner, sein geliebtes «Söffeli», die Tochter des «Sternen»-Wirts. Nebenher politisierte er und begeisterte mit wuchtigen Reden ganze Heerscharen von Bauern. Bald war er als Vorsteher des neugeschaffenen,

### *Er stellte die Bauern für den Kampf gegen die Arbeiter bereit, was ihm das Bürgertum hoch anrechnete.*

vom Bund subventionierten Schweizerischen Bauernsekretariats im Gespräch, was in der zunächst Familie auf Widerstand stiess.

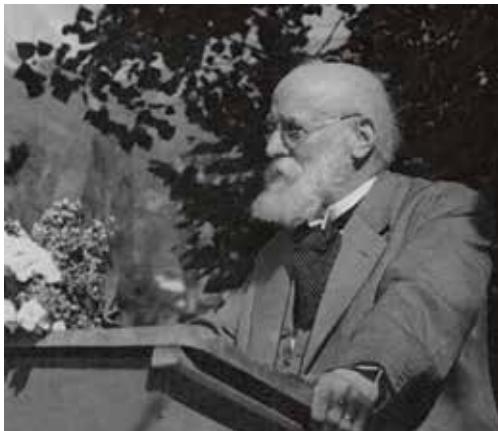
«Nein», sagte Sophie, «ich zügle nicht nach Bern!» Sie hatte sich in Brugg um eine gelähmte Schwester zu kümmern, ausserdem besass das junge Ehepaar ein Landgut in Effingen, Fricktal. Sophie konnte, wollte nicht weg. Schliesslich wurde Ernst zugestanden, zwei Tage pro Woche von Brugg aus zu arbeiten; vier Tage sollte er in Bern sein. Sophie war einverstanden. Doch noch musste ihr Mann gewählt werden.

«Ist er nicht zu jung?», fragte einer aus dem Wahlgremium und klopfte mit dem Stock auf den edlen Kassettenboden des Tagungsraums.

«Das ist ein Fehler, der sich mit jedem Tag bessert», sagte der Vorsitzende.

Am Schluss gaben alle Anwesenden dem 27-jährigen Ernst ihre Stimme. Nationalrat Joseph Gisi, ein Freisinniger aus dem Kanton Solothurn, rief ihm zu: «Chlyne, fürcht di nid, en erschrockene Ma isch im Himmel nid sicher!» Man schrieb das Jahr 1898.

Zur selben Zeit übernahm mein Urgrossvater die Geschäftsführung des ein Jahr zuvor gegründeten Schweizerischen Bauernverbandes. Ab 1901 lehrte er zudem am Eidgenössischen Polytechnikum als Privatdozent für Agrarpolitik, von 1908 bis 1937 als ordentlicher Professor für Landwirtschaft mit Schwerpunkt Betriebslehre. Von 1904 bis 1945 war er auch



Welteroberer: Ernst Laur, 1945.



Gefangen in stolzer Tradition: Effingen, 1955.

noch Delegierter des Bundesrats für Handelsverträge. Er sammelte einflussreiche Ämter wie andere Briefmarken.

Ernst, noch von den Urenkeln «Papa» genannt, eilte in diesen Jahrzehnten seiner gewaltigen Betriebsamkeit von Sieg zu Sieg – gar manches Mal mit hemdsärmeligen Methoden. So brachte er die Gründung der Käseunion zum erfolgreichen Abschluss, indem er den Versammlungssaal verschloss und drohte, den Schlüssel erst herauszugeben, wenn er das nötige Geld zusammenhabe. Er rang den Italienern einen für die Schweiz vorteilhaften Zollvertrag ab, wobei er sein Mandat ziemlich strapazierte. Seine Bauern brachte er gewinnbringend durch den Ersten Weltkrieg und stellte sie 1918 für den Kampf gegen die streikenden Arbeiter bereit, was ihm das erschrockene Bürgertum hoch anrechnete.

Auch die Familie blühte. Vier Kinder, zwei Töchter und zwei Söhne, gereichten dem Bauernkönig zur Freude. Der Kronprinz hiess Rudolf, geboren 1898, ein Prachtsbursche. Die Mädchen verzehrten sich nach dem raubeinigen Kerl mit den schwarzen Locken,



Zeichnen und Dichten: Rudolf Laur, zirka 1969.



Sogleich erkor man ihn zum Stammhalter: Arnold Laur mit Tochter Franziska, 1956.

die ihm kühn in die Stirn fielen. Er war ein Wandervogel, zog gern mit der Gitarre los und hatte überhaupt eine kreative Seite: Zeichnen und Dichten gehörten zu seinen liebsten Beschäftigungen. Gleichzeitig war er ehrgeizig und zielstrebig wie sein Vater.

### **Bedeutende Entdeckungen**

Rudolf studierte Geschichte, Germanistik und Geografie und kam als Quereinsteiger zur Archäologie, wo ihm bedeutende Entdeckungen gelangen, darunter die Zentralthermen von Vindonissa und die frühromischen Wachtürme am Walensee. Ab 1941 war er Professor für Ur- und Frühgeschichte an der Universität Basel. Er gehörte zu den Gründungsmitgliedern des Limeskongresses, war Präsident der Gesellschaft Pro Vindonissa und Konservator der Stiftung Pro Augusta Raurica. Der Höhepunkt seiner Karriere dürfte die Bergung und Nachbetreuung des Silberschatzes von Kaiser-August gewesen sein. In der Familie ist er seither als «Schatzhüter» bekannt.

Mir war er nie sympathisch. Ich empfand ihn als autoritär und von sich selbst eingenommen.

Doch er war schneidig, keine Frage, und mit Alice Belart hatte er eine gute Partie gemacht. Wer hätte auch etwas anderes erwartet?

Nach drei Töchtern kam 1927 ein Junge zur Welt. Sein Name war Arnold, nach dem Urgrossvater, dem Spitalverwalter. Sogleich erkor man den Kleinen zum Stammhalter. Das wehrlose Geschöpf wurde später mein Vater.

### Alkohol und Tabletten

Von früh auf war Arnold dem gnadenlosen Ehrgeiz seiner Familie ausgeliefert. Eine Professur allein wäre zu wenig gewesen. Ein Laur hatte in allen Lebensbereichen zu brillieren.

Nun war Arnold aus weicherem Holz geschnitzt als seine Vorfahren. Er war literarisch und cineastisch interessiert, eine Künstlernatur wie sein Ururgrossvater Ferdinand, der Komponist, ohne dessen Zielstrebigkeit zu besitzen. Seine Welt waren Philosophie, Marx, Hemingway, Sartre, Filmliteratur. Die Nächte glichen Symposien, sie verflossen bei Rotwein und vernebelten im Rauch des *tabac noir*.

Während meinem Vater die Frauenherzen zuflogen, entzogen ihm die Ahnen ihre Liebe. Der hochsensible Mann flüchtete sich in Alkohol und Tabletten und konnte sich doch nie von der Familie lösen. Er versuchte sich umzubringen – wie auch seine jüngere Schwester Hanni –, was der Bauernkönig und der Schatzhüter mit bösen Worten quittierten.

Arnold machte keine akademische Karriere. Er arbeitete als Buchhändler und als Redaktor für eine medizinische Zeitschrift. Die Heirat mit Helli Baur war immerhin ein Zugeständnis an die bürgerliche Lebensart der Eltern und Grosseltern, auch wenn die Verbindung der Familie anfänglich missfiel.



*Er liess sich von der Stimmung des Aufbruchs forttragen:* Andres Laur, zirka 1973.

Das Verhältnis blieb schwierig, auch für uns Kinder, meine drei Brüder und mich. Wir waren konfrontiert mit einer Situation, wie sie Thomas Mann in seinen «Buddenbrooks» erzählt: gefangen in einer stolzen Familientradition, die sich merklich auf ihr Ende hin zubewegte. Wir erlebten den grossbürgerlichen Lebensstil der Gross- und Urgrosseltern, rauschende Feste auf dem Fricktaler Landgut, während unser Vater am Gewicht der Ansprüche zerbrach.

Endlich liess man ihn in Ruhe und stürzte sich in die Formung meiner beiden grösseren Brüder Andres und Christian. Der ältere, Andi, geboren 1950, wurde zum Stammhalter erklärt. Er war ein Kämpfer, intelligent, ausdrucksstark, interessiert, zäh. Die Hoffnungen waren

gross. Andi sollte, nach dem Unterbruch von einer Generation, die stolze Familiengeschichte um ein heroisches Kapitel fortschreiben. Was folgte, war in der Tat dramatisch, aber kein Heldenstück, wie es sich für einen Laur ziemte.

### Brief aus der Zelle

Kaum war der Junge herangewachsen, kamen die 68er Unruhen, die siebziger Jahre, die Zeit der Revolution. Andi liess sich von der Stimmung des Aufbruchs davontragen. Er liebte die Revolution mit derselben Besessenheit wie seine Ahnen den Erfolg. Er war kompromisslos und lehnte alles Bürgerliche ab. Er sympathisierte nicht nur mit der Roten-Armee-Fraktion, sondern unterstützte sie aktiv. Er hatte ein politisches Temperament wie sein Ururonkel, Ferdinand junior, der im 19. Jahrhundert das Gefängnis in Basel gestürmt hatte.

Im Juni 1979 wurde Andi wegen Rauschgift-handels und illegalen Waffen- und Sprengstoffbesitzes verhaftet. Aus der Zelle schrieb er unserer Grossmutter Alice: «Und dass meiner Sensibilität in Sachen Familienehre und Familienstolz doch gewisse Grenzen gesetzt sind, weisst du ja nicht erst seit heute. Diese wird hier drin übrigens auch nicht gerade gefördert. Gerade gestern habe ich im *Spie-*

*«Na, zum Glück muss der Arme nicht mehr erleben, was aus <unserem Blute> geworden ist.»*

gel Nummer 22 von letzter Woche einen Artikel über «Holocaust und die Schweiz» gelesen. Darin wird Papa [gemeint ist Ernst Laur; Red.] auf einer Landwirtschaftsausstellung der deutschen Faschisten zitiert: «Als ich die Massen an Bauern so hereinstürmen sah, da sagte ich mir: Das ist Blut von unserem Blute!» Na, zum Glück muss der Arme nicht mehr erleben, was aus «unserem Blute» geworden ist [...] Sorry, aber angesichts eines solch offenen Rassismus ist mir der letzte Knastbruder hier drin noch lieber.»

Er starb später an den Drogen, so wie auch mein Bruder Christian. Ich fing an, meine Ahnen zu hassen. Ich machte sie für das Elend meines Vaters und meiner Brüder verantwortlich. Ich verdamnte ihre überzogenen Erwartungshaltungen. Heute bin ich der Ansicht, dass sich meine Lieben auch für ein anderes, glücklicheres Leben hätten entscheiden können.

Im November 1991 brannte das Landgut im Fricktal, fast genau 200 Jahre nach der Geburt von Stammvater Ferdinand. Wir zogen einen Schlusstrich, ähnlich wie Hanno Buddenbrook im Roman. Ein jeder holte sich in Effingen, was er wollte. Dann verkauften wir das Haus.

Franziska Laur: Die Schatten der Ahnen. Niedergang einer Schweizer Familiendynastie. Zytglogge. 375 S., Fr. 34.90

**FOKUSKMU**  
Alle sind Wirtschaft.

## Cyberkriminalität: So schützen sich KMU

Ab Montag, 26. September, täglich ab 17.30 Uhr auf



und ab Montag, 3. Oktober, täglich ab 17.20 Uhr auf



www.fokus-kmu.tv



Sponsoringpartner





# Moralistische Manöver

Jetzt gelten schon schlanke Körper als «bedenklich». Weit sind wir gekommen.



Es gibt dicke Menschen, die ihr Übergewicht nicht wesentlich durch Ernährung und Sport ändern können. Und es gibt solche, die von Natur aus schlank sind, weder hungern noch Diät machen und essen können, was sie wollen, ohne zuzunehmen. Schlank und mager ist nicht dasselbe: Während die Allgemeinwahrnehmung von «mager» eine knochige Statur beschreibt mit aussergewöhnlich dünnen Armen und Beinen, steht «schlank» in den Augen der meisten Betrachter für eine schmalgewachsene, aber wohlproportionierte Figur. Schlanke werden als «schlank» oder «dünn» bezeichnet, je nach persönlicher Wahrnehmung; der Unterschied des Erscheinungsbilds ist jedenfalls fließend.

Ich bin so eine Person. Für meine 1,73 Meter bin ich recht schlank geraten, manche sagen dünn, kilomässig liege ich unter dem Idealgewicht. Die Begriffe «Knochengerrüst», «magersüchtig» und «Klappergestell» haben mich ein Leben lang begleitet, und ich gönne den Menschen die Befriedigung, die sie durch diese Begrifflichkeiten erlangt haben. Es perlt an mir ab, wie andere meinen Körper beurteilen. Ich bin mit ihm zufrieden, fühle mich in ihm wohl, bin gesund. Die einzige Frage, die ich mir stelle: Warum ist *fat shaming* in der Gesellschaft (zu Recht) verpönt, aber bei *skinny shaming* (so heisst das bei den Dünnen) regt sich über weite Strecken kein Widerstand? Dabei kann man ja bei dem Thema nicht vorsichtig genug sein. Ein falsches Wort über Körperfülle bringt die Welt zum Einstürzen, und selbst der gesundheitliche Rat, Essensgewohnheiten umzustellen und mehr Sport zu treiben, gilt unter Umständen schon als Hassrede. Bei unvoreilhaftem Begriffen, die sich gegen Dünne richten, kriegt aber keiner das Herzrasen. Dabei sind doch «Knochen» und «Nilpferd» im selben Topf.

Diese Schiefelage beobachte ich immer wieder, neulich bei Twitter. Ein Meme geistert durchs Internet mit zwei Bildern aus Werbekampagnen von Calvin Klein. Das eine Bild ist von 2009 und zeigt ein schlankes Model im Bikini, sportliche, fitte Figur, definierte Bauchmuskeln. Auf dem anderen von 2019 ist eine stark übergewichtige Frau in Unterwäsche zu sehen. Das Meme soll offenbar das Anpassen von Calvin Klein an den Zeitgeist demonstrieren, zu dessen Überzeugungen die Body-Positivity-Botschaft «Jeder Körper ist schön, jeder Körper soll gefeiert werden» gehört, oder auch die durch die Jahre veränderten Ideale, was überhaupt «schön» ist. Vielleicht will der Konzern in seiner Werbung einfach nur die Realität abbilden.

Jedenfalls schrieb ein User dazu: «Massives Übergewicht führt unmittelbar zu Herzkreislauf- und Stoffwechselerkrankungen (wie Diabetes), Arthrose, Leber- und Nierenerkrankungen und Schlafproblemen. So etwas sollte durch Werbung nicht normalisiert und damit unterstützt werden.» Diesen Menschen helfe man mit solchen Werbeplakaten nicht. Das sei, als würde man für Gift werben, meinte er. «Diesen Menschen hilft man, indem man sie darin bestärkt und unterstützt, abzunehmen. Das ist die einzige Lösung.»

Sie können sich die Reaktionen vorstellen, allen voran den Vorwurf *fat shaming*. Dass der User gar nicht dicke Menschen kritisierte, sondern auf den möglichen Einfluss der Body Positivity und den Anstieg der Fettleibigkeit in der Bevölkerung anspielte – egal. Dabei schlug die WHO erst im Mai Alarm: In Europa leben fast zwei Drittel der Erwachsenen mit Übergewicht oder Fettleibigkeit, auch eines von drei Kindern. «Übergewicht und Adi-

positas haben epidemische Ausmasse erreicht», warnt sie.

Überraschenderweise kam aber auch das Bild des fitten Models unter Beschuss: Die Rede war von «Hungerhaken», «abgemagert» und «extrem dünn» – und niemand protestierte. Es zeige kein gesundes Körperschema, sondern eines, das ebenfalls «sehr schädlich» sei. So etwas sollte durch Werbung nicht normalisiert und unterstützt werden.

Keine Frage, indem sie erwachsene Models mit Körpern zwölfjähriger Jungs in der Werbung zeigt, fördert die Modeindustrie ein fragwürdiges Schönheitsideal. Und das zu kritisieren, ist richtig, bei Essstörungen kann das eine gewichtige Rolle spielen. Aber Werbung mit einer durchtrainierten, fitten Frau ist problematisch? Darauf ein Tiramisù mit extra Rahm! Vor lauter Betroffenheit über Ungerechtigkeiten ist so manchen der Sinn für Normalität abhandengekommen. Indem man von einem tiefen Gewicht oder BMI automatisch auf kränklich oder ungesund schliesst und sämtliche schlanken/dünnen Körper zum Synonym für schädliche Beeinflussung erklärt, löst man das Problem der Magersucht nicht, man stigmatisiert lediglich eine andere Gruppe.

Ein sicherer Weg, um im «Anti-Intoleranz»-Lager als Doppelmoralist aufzufliegen, ist der Drang, ständig mit dem Finger auf andere zu zeigen. Der lässt einen nämlich in geübter Regelmässigkeit die eigenen zweifelhaften Manöver übersehen. Wer Spott gegen Dicke verurteilt und gleichzeitig schlanke Körper als «Hungerhaken» bezeichnet, ist keinen Deut besser, würde ich meinen, als jene, die *fat shaming* betreiben.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter: @TamaraWernli

# Alles ist wahr, auch das Gegenteil

Die Lüge ist in der Politik allgegenwärtig.

Das ist so gefährlich, weil es die Bürger ihrer Orientierung beraubt.

Milosz Matuschek

**V**olksverräter» – so lautet der wohl schlimmste Vorwurf, den der Souverän an seine gewählten Vertreter richten kann. Der Vorwurf ist zugegeben nicht gänzlich neu, und das ist auch kein Wunder: Verrat und Lüge können dort am besten gedeihen, wo Vertrauen auf Zeit vergeben wird, aber sich stets die Frage stellt, ob die Mandatsträger sich ihrem Auftrag verpflichtet fühlen oder anderweitigen Interessen. Vorbei scheinen die Zeiten zu sein, als die Lüge noch skandalisierte; als sie zu Rücktritten führte oder Konsequenzen hatte. Verhallt sind die verzweifelten Rufe eines Rio Reiser («Alles Lüge!») oder die verärgerte Forderung John Lennons: «Gimme Some Truth!»

## Habeck, Baerbock, Lauterbach

Heute ist die Lüge so endemisch wie systemisch. «Wenn es ernst wird, muss man lügen», gab der ehemalige EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker freimütig von sich. Der deutsche Wirtschaftsminister Robert Habeck will

sich gerade nicht erinnern, vor zwei Monaten noch gemeint zu haben, es gebe kein Stromproblem in Deutschland. Unterdessen kursieren bei der Berliner Polizei Notfallpläne für einen Blackout, während der Weiterbetrieb von Atomkraftwerken tabu ist. Die grüne Aussenministerin Annalena Baerbock erklärte öffentlich ihren Verfassungs-Amtseid für obsolet – sie

## Der grösste Gesundheitsskandal aller Zeiten schwelt fröhlich vor sich hin.

arbeitet lieber für das ukrainische Volk, als den Nutzen des deutschen Volkes zu mehren. Der sozialdemokratische Gesundheitsminister Karl Lauterbach propagiert immer noch die Gefährlichkeit von Corona, spielt die Nebenwirkungen der Impfstoffe herunter und preist die Effektivität der Massnahmen – auf miserabler Evidenzbasis. Er wusste schon vor Jahren, dass die Wahrheit in vielen Fällen zum politischen Tod führt.

Die Lüge herrscht auf allen Ebenen. Genau genommen leben wir nicht in Demokratien, sondern in «Mendaciokratien», Lügenherrschaften. «Alle Regierungen lügen!», lautete nicht umsonst das Motto des investigativen Journalisten I. F. Stone. Alle Kriege der letzten Jahre wurden mit einer Lüge begonnen, weiss Wikileaks-Gründer Julian Assange. Dafür, dass er Kriegsverbrechen offenlegte, liegt er nun in einem britischen Gefängnis in Ketten. Doch wie lange kann man die tragenden Balken unserer Ord-

nung biegen, bis sie brechen? Die Lüge ist wie ein Gift für den Körper der Demokratie. In kleinen Dosierungen mag sie erträglich sein. Im Übermass sorgt sie für ein Siechtum der Demokratie und schliesslich ihren Tod. Die Lüge vergiftet den Lügner gleichermassen wie den Belogenen und alles um ihn herum. Die systemische Lüge ist so gefährlich, weil sie das Koordinatensystem auflöst, aus dem der Bürger seine Orientierung bezieht. Wenn nicht mehr zwischen Wahrheit und Lüge unterschieden wird; wenn alles wahr sein kann, aber auch das Gegenteil; wenn der Bürger gezwungen wird, die Lüge als wahr zu akzeptieren, also zum Komplizen gemacht wird, wie in totalitären Regimes, dann ist das Band zwischen Bürger und Mandatsträger gänzlich durchschnitten. Die unausgesprochene Wahrheit gärt derweil vor sich hin und baut den Druck auf, der letztlich systemvernichtend ist.

Die Wahrheitsfindung ist die edle Aufgabe der Öffentlichkeit, damit der Presse, aber auch der Wissenschaft und Forschung sowie der Justiz. Denn die Reparaturbetriebe der Lüge machen diese durch ihr Schweigen erst systemisch. Es entsteht eine alternative Scheinrealität, das berühmte «Leben in der Lüge», wie es Václav Havel für den totalitären Sowjetkommunismus diagnostizierte. Die Aufdeckung der Lüge ist konstitutiv für die Demokratie. Radikale Skepsis ist ein Dienst an der Demokratie. Aus diesem Grund geniessen Meinungs-, Presse-, und Wissenschaftsfreiheit in westlichen Demokratien einen so hohen Stellenwert.

## Querulanten und Hobbydetektive

Die Aufdeckung der Lüge ist kein Selbstzweck, sondern dient dazu, die Katastrophe im Keim zu ersticken, die am Ende möglicherweise droht, wenn sich die Lüge fortpflanzt und ihre faulen Früchte trägt. Je weiter die Lüge gedeiht, desto grösser wird die Fallhöhe. Lügen sind toxische Blasen im System, die man am besten zersticht, wenn sie noch klein sind. Die grösste Gefahr droht bei einem grossen zeitlichen Vorsprung der Lüge. Diese kann, wie schon Mark Twain wusste, den Erdball bereits umrundet



Gift für den Körper der Demokratie.



haben, während die Wahrheit sich erst noch die Schuhe zubindet.

Kritische Beiträge über die Verflechtung der Politik mit Lobbyorganisationen, NGOs und Stiftungen sind in der Presse ein Tabuthema, sie werden verlässlich in die Nähe von Verschwörungstheorien gerückt. Wer diese Fragen aufbringt, wird als «truther» eingeordnet, als Teil einer verwirrten Minderheit von Querulanten und Hobbydetektiven. Das mediale Beschweigen ist kein Mysterium, ist doch der Medienbetrieb heutzutage ebenfalls mit Wirtschaft und Politik in einer Weise verflochten, dass jeder tieferschürfenden Kritik die Luft abgeschnürt wird. In Deutschland und Frankreich allein gab es Hunderte Millionen Euro für die Presse, sei es in Form von Subventionen oder in Form von Anzeigen für Kampagnen. Bill Gates legte auch noch mal 320 Millionen Dollar für die Medien drauf. Ein Blick auf die Berichterstattung der letzten zwei Jahre zeigt: Die Schweigeprämien haben bestens gefruchtet. Der grösste Gesundheitsskandal aller Zeiten schwelt fröhlich vor sich hin.

### Stirbt die Demokratie mit einem Winseln?

Bei Medien hat der Bürger immerhin die Möglichkeit, den Verrat mit Abo-Kündigung oder Verweigerung der Zwangsgebühr zu ahnden. Bei abtrünnigen Politikern ist es schwieriger. Wieso gibt es für diese Fälle nicht das «imperative Mandat», also die Möglichkeit, das Mandat von Seiten des Bürgers wieder zu entziehen? Und zwar sofort, nicht erst bei der nächsten Wahl? Wenn der Bürgersouverän die Zügel in der Hand hat, muss er auch stets die Möglichkeit haben, Verrat und Lüge mit Mandatsentzug zu bestrafen. Dem Vertrauensvotum sollte ein ständiges Misstrauensvotum des Bürgers zur Seite gestellt sein.

Die Lüge macht den Boden unter unseren Füssen morsch, sie ist ein offensichtliches Systemrisiko, das am Ende alle ausbaden müssen. Man konnte es an der desaströsen Impfkampagne sehen, die gerade für Rekordnebenwirkungsraten sorgt. Man sieht es an der Lüge des schlechten Geldes, die den Bürger gerade durch Inflation enteignet. Und man wird es im nächsten Winter an möglichen Blackouts sehen.

Sterben Demokratien also mit einem Knall oder einem Winseln? Vielleicht mit beidem, in naher Abfolge. Die Mächtigen könnten durch den morschen Boden der Scheinrealität fallen, wie im Fall des Erfurter Latrinensturzes: Dabei fielen im Jahre 1184 etwa sechzig Adelige durch die fauligen Böden zweier Stockwerke einer Dompropstei und landeten in der Fäkaliengrube im Untergeschoss, wo sie ertranken oder von herunterfallenden Balken erschlagen wurden.

Milosz Matuschek ist Herausgeber von [www.freischwebende-intelligenz.org](http://www.freischwebende-intelligenz.org) und Autor des Spiegel-Bestsellers «Wenn's keiner sagt, sag ich's» (Verlag Fifty Fifty).

# Von Rentenkürzungen kann keine Rede sein

Silvia Affolter argumentiert gegen die AHV-Reform. Ich sehe es anders.

Brigitte Pfiffner

**L**iebe Frau Affolter, interessant zu lesen, wie Ihr persönliches Vorsorge-Portefeuille bestückt ist und wie Sie sich beruflich durchgesetzt haben («Ladys, wacht auf!», *Weltwoche* 37/22). Chapeau!

Ihre Argumente gegen die AHV-Reform überzeugen mich allerdings nicht. Sie schreiben, von Gleichstellung könne keine Rede sein, denn «viele Paare leben die klassische Rollenteilung» und nach der Scheidung müssten sie wieder auf eigenen Beinen stehen. Und «für die meisten älteren Frauen sieht es düster aus». Es spiele eine Rolle, ob diese ein Jahr früher oder später die Rente kriegen.

### Witwe vs. Witwer

Diese Argumentation erscheint mir wacklig, teilweise falsch. Zum Beispiel: Einzig die (Ehe-)Frauen mit der von Ihnen genannten «klassischen Rollenteilung» sind diejenigen, die tiefere AHV-Renten haben – denn sie haben einen Verdiener an ihrer Seite. Diese Frauen nehmen teil am Verdienst und an der Vorsorge ihrer Ehemänner.

In einer Scheidung werden sie auch nach den neuerlichen Bundesgerichtsurteilen nicht von heute auf morgen zur vollen Berufstätigkeit «gezwungen». Auch diese neue Regelung soll von den unteren Gerichten sozial verträglich ausgestaltet sein. Die Praxisänderungen des Bundesgerichts betreffen übrigens Ein-Kind-Ehen mit einjährigem Zusammenleben. Frau: Ökonomin, Mann: Unternehmer. Dort sagte das Gericht, die Verbindung sei nicht lebensprägend, und daher seien keine lebenslänglichen Unterhaltsbeiträge für die Frau geschuldet.

Demgegenüber haben geschiedene, getrennte und Singlefrauen – statistisch unbestritten – praktisch die gleich hohen

AHV-Renten wie Männer in derselben Lebenssituation.

Und was ist von Aussage zu halten, dass es für «die meisten älteren Frauen» düster aussehe? Die Reform sieht das Gegenteil vor. Neun Übergangsjahrgänge (1961–1969) bekommen lebenslange Zuschläge, sozial abgestuft. Je niedriger die Rente, desto höher der monatliche Zuschlag. Das sind Verbesserungen im Vergleich zur heutigen Rechtslage. Von Rentenkürzungen kann keine Rede sein.

Zusätzlich können sozial schlechter gestellte Frauen – ohne Einbusse – sich vorzeitig wie bisher mit 64 pensionieren lassen. Ich warte, bis sich ein Mann in gleicher sozialer Situation – ein Cargo-Angestellter am Flughafen zum Beispiel – auf sein Anrecht auf Gleichstellung berufen wird. Die Schweiz kennt ja in

der Verfassung einen Gleichstellungsartikel – und ist vom Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte verurteilt worden, weil sie einen Witwer im Vergleich zu einer Witwe diskriminiert.

### Machogehabe

Es liegt im Trend, von benachteiligten Frauen zu schreiben. Benachteiligungen gibt es; Machogehabe und Gewalt an Frauen gibt es; Arbeitsteilung und Teilzeitjobs gibt es. Ich verstehe einfach nicht, weshalb dies in der AHV abgehandelt werden soll.

Das Gejammer an falscher Stelle bringt Frauen nicht weiter.



Gejammer an falscher Stelle.

Brigitte Pfiffner, Rechtsanwältin, war Präsidentin der sozialrechtlichen Abteilung am Bundesgericht. Sie ist Mitglied der Grünen Partei.

# Warum wir Schwedendemokraten so erfolgreich sind

Unsere Partei war als einzige willens, die Verhältnisse in Schweden beim Namen zu nennen. Nach Jahren heftiger Anfeindungen gehen nun vielen Bürgern die Augen auf.

Jessica Stegrud

Stockholm

Wer sich fragt, warum wir Schwedendemokraten bei den jüngsten Parlamentswahlen so gut abgeschnitten haben, muss zunächst einmal der irritierenden Tatsache ins Auge sehen, dass Schweden, dieses vermeintliche skandinavische Paradies, nicht mehr das sorgenfreie Land ist, wie es in der Fantasie der meisten Europäer existiert. Schweden ist kein Bullerbü mehr und auch nicht die sozialdemokratische Utopie der 1970er. Es ist ein Land, in dem seit mehr als einem Jahrzehnt Überfälle mit Schusswaffen und Anschläge mit Sprengsätzen und Granaten nicht nur in der Peripherie, sondern auch in den Vorstädten quasi normale Vorkommnisse sind, wie Wirtschaftsschlägereien.

Nur die Schwedendemokraten waren bereit und willens, sich diese erschreckenden Verhältnisse in immer mehr schwedischen Städten anzusehen, die Probleme zu benennen und sie in einen Zusammenhang mit der laxen Einwanderungspolitik zu stellen. Wir Schwedendemokraten haben dies als Erste klar gesehen und ebenso klar unsere Besorgnis geäußert. Heute wird diese Erkenntnis weithin geteilt; aber als wir erstmals davon sprachen, verstießen wir gegen ein starkes Tabu. Und es dauerte Jahre, bis die Realität allmählich durchsickerte – trotz ausgeprägtem Herdentrieb, linken Moralpredigern und eifriger politischer Korrektheit.

## Konsens und Harmonie

Wer eine unangenehme Wahrheit ausspricht, macht sich nicht gerade beliebt. Es ist fast so, als würde man seinen besten Freund kurz vor der Hochzeit warnen, nicht «diese Frau» zu heiraten, weil sie ein Alkoholproblem hat und spielsüchtig ist. Recht zu haben, erscheint oft unsympathisch, und es braucht viel Mut, nicht davon abzurücken. Wir Schwedendemokraten hatten diesen Mut, als wir angingen, die Probleme des Landes anzusprechen, in dem so viel Wert auf Konsens und Harmonie gelegt wird.

Die schwedische Einwanderungspolitik verstand sich als Vorbild für Europa. Schweden



Chance zur Kehrtwende:  
Autorin Stegrud.

wollte es anders machen als Frankreich mit seinen enttäuschten nordafrikanischen Jugendlichen in den Banlieues, besser als Deutschland mit seiner Parallelgesellschaft. Es sollte genau

so reibungslos funktionieren wie der schwedische Wohlfahrtsstaat als Ganzes. Ein Scheitern war daher unvorstellbar, Unstimmigkeiten wurden ausgeblendet. George Orwell kommt einem in den Sinn: «Sehen, was vor der eigenen Nase passiert, bedarf ständiger Anstrengung.» Jeder kennt das aus seinem eigenen Lebensalltag, und es kann natürlich ganz angenehm sein, die Augen eine Weile vor Problemen zu verschliessen. Aber die schwedische Politik hat aus ideologischer Verbohrtheit, Selbstgefälligkeit und auch Ratlosigkeit die Augen zu fest und zu lange verschlossen, denn «es kann nicht sein, was nicht sein darf».

## Gewalt von Migranten

Allein schon, dass die Schwedendemokraten die Augen aufmachten und die Dinge klarer sahen, gegen heftigen Widerstand, ist ein historisches Verdienst. Als wir 2010 unsere ersten Mandate im Reichstag gewannen und es wagten, die schwedische Einwanderungspolitik als das zu bezeichnen, was sie ist, nämlich ein gigantischer, gutgemeinter Misserfolg, wurden wir heftig und rüde angegangen – nicht nur von politischen Rivalen, sondern von den Medien und von einflussreichen gesellschaftlichen Akteuren. Diese Angriffe gingen oft weit über akzeptable politische Kritik hinaus, waren emotional, persönlich und zuweilen aggressiv – und das in Schweden! Die meisten Parteien verurteilten uns dafür, dass wir Probleme ansprachen, statt dass sie sich selbst mit den Problemen auseinandersetzten. So zementierten sie nicht nur den Status quo, sondern ignorierten die wachsenden Probleme in den Vorstädten und trugen dazu bei, dass alles noch viel schlimmer wurde.

Als Ministerpräsident Stefan Löfven in einem Interview auf die explodierende Gewalt von Migranten in den Vorstädten angesprochen wurde, sagte er zumindest teilweise die Wahrheit. «Wir haben es nicht kommen sehen», murmelte er niedergeschlagen. Genau, weil er und seine Genossen nicht hingesehen haben.

Und wie hat Schweden sich verändert? Noch vor wenigen Jahrzehnten war Schweden ein



ethnisch homogenes Land. Inzwischen hat fast ein Drittel der Bevölkerung einen Migrationshintergrund. Und in der kriminell besonders auffälligen Bevölkerungsgruppe (Männer zwischen 15 und 44 Jahren) haben fast 40 Prozent einen ausländischen Hintergrund. Warum ist das so problematisch? Laut Statistik sind fast 30 Prozent der Männer aus Afrika und dem Nahen Osten (erste Generation oder Secondos) mutmasslich kriminell – sechsmal mehr als ethnische Schweden. Laut Schätzungen schwedischer Behörden wird sich die Zahl dieser Männer aus Afrika und dem Nahen Osten bis 2029 verdoppelt haben. Das sagt eigentlich alles.

Während die schwedischen Sozialdemokraten es «nicht haben kommen sehen», standen wir nicht nur für eine andere Einwanderungsdebatte, sondern auch für eine andere Klima- und Energiepolitik. Wir haben die Gefahren des Klimawandels nicht geleugnet, sondern nur weniger hysterisch darüber gesprochen und nüchtern die langfristigen Ziele und die kurzfristigen Auswirkungen analysiert – vor allem für diejenigen Bürger, die nicht über unbegrenzte Mittel verfügen. Wie die Einwanderungspolitik sollte auch die Energiepolitik durch Weitblick charakterisiert sein. Hektische Kursänderungen und sinnloses Zurschaustellen moralischer Tugendhaftigkeit sind teuer und schädlich und helfen dem Klima ganz gewiss nicht.

Es war nicht Putins brutaler Krieg, sondern die falsche Politik der schwedischen Regierung, die in all den Jahren nicht an einem Mix aus hochwertigen und sauberen Energien festgehalten, sondern die Stromversorgung abrupt und völlig unnötig auf ein wackliges Fundament gestellt hat. Aber spätestens seit dem Uk-

### *Die Schwedendemokraten haben dem Land eine neue Brille gegeben, mit der man klarer sehen kann.*

raine-Krieg erkennen immer mehr Schweden, dass falsche Entscheidungen getroffen wurden. Während viele Industrieländer im Kampf gegen die Erderwärmung auf klimafreundliche Atomkraft setzen, wollte die schwedische Regierung unbedingt auf Wind- und Sonnenenergie umstellen, ohne umfassende Prüfung aller Fakten.

#### **Teuer statt wirksam**

Politiker der anderen Parteien betonten immer wieder, dass der Kampf gegen die Treibhausgasemissionen intensiviert werden müsse: mehr Windkraft, rascher Ausstieg aus der Atomkraft, baldiger Abschied vom Verbrennungsmotor, sogar höhere CO<sub>2</sub>-Preise, was zu einem gigantischen Umbau von Wirtschaft und Gesellschaft führen werde. Immer nach



dem Motto «Mehr, mehr, mehr und schneller, schneller, schneller».

Doch nun waren es die Schwedendemokraten, die alles «kommen sahen» und es wagten, die Harmonie zu stören und zentrale Fragen zu stellen. Einen stabilen, kostengünstigen und sauberen Energiemix ohne Atomkraft zu erreichen, ist – vorsichtig gesagt – sehr, sehr schwer. Allzu oft wird behauptet, im Kampf gegen den Klimawandel seien alle Wege erlaubt. Statt sich auf die wirksamsten Massnahmen zu konzentrieren, implementierte die schwedische Regierung die teuersten. Wenn aufgrund von massiven staatlichen Investitionen in erneuerbare Energien die Strompreise explodieren und Stromausfälle zu befürchten sind, stimmt etwas grundsätzlich nicht.

#### **Aus Fehlern lernen**

Mit dem Einfluss, den die Schwedendemokraten durch die Parlamentswahlen gewonnen haben, geht mehr Verantwortung einher. Es ist höchste Zeit für einen Neuanfang in Schweden – mit kontrollierter Migration, wirksamer Verbrechensbekämpfung und einer ideologiefreien, aber zuverlässigen, stabilen und vernünftigen Energiepolitik. Der zunehmende Erfolg der Schwedendemokraten ist ein Sieg für die Demokratie, die nur dann widerstandsfähig und vital sein kann, wenn sie auch kritikfähig ist. Für Schweden ist es die Chance, aus Fehlern zu lernen, statt diese hartnäckig zu leugnen.

Die Schwedendemokraten haben dem Land eine neue Brille gegeben, mit der man klarer und deutlicher sehen kann. Wir haben die Probleme angesprochen und sind nun bereit, sie anzupacken – in einer Koalitionsregierung oder als Kompass ausserhalb. Nach Jahren von unnötig herbeigeführten Krisen und von Niedergang hat Schweden nun die Chance zu einer tiefgreifenden Kehrtwende.

Jessica Stegrud ist Mitglied der Schwedendemokraten. Seit 2019 sitzt sie im europäischen Parlament und gehört dort der Fraktion der europäischen Konservativen und Reformen an.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

## Top-Destination bei FlixBus ist Kiew

Welches ist das Top-Ziel für Städtereisen mit FlixBus? Spätherbstsonne tanken in Barcelona? Zum neuen König nach London? Partyszene in Kopenhagen? Falsch. Kiew ist Spitze.

Fahrten in die ukrainische Hauptstadt und andere Städte des Landes sind auf Wochen ausgebucht. Schliessen sich nun deutsche Bürger dem Kriegstourismus ihrer gewählten Politiker an und wollen auch ein bisschen Frontluft schnuppern?

Nein, es sind fast nur Ukrainer, die hin und her pendeln. Warum? Könnten es die üppigen Leistungen sein, die Ukrainern zustehen? Hartz IV vom ersten Tag an. Macht bei einer vierköpfigen Familie 1644 Euro im Monat. Mehr als das Fünffache eines ukrainischen Durchschnittsverdiensts. Anmelden, Konto angeben und wieder nach Hause. Da lebt es sich ohnehin viel besser als im zunehmend teuren Deutschland. Denn in rund 80 Prozent der Ukraine spürt man vom Krieg – nichts. Ukrainer wissen das. Nur in Deutschland ist die Botschaft noch nicht angekommen.

Wolfgang Koydl

## Bundesrat verewigt Pandemie

Die Landesregierung will das Covid-19-Gesetz bis 2024 verlängern. Wenn das Parlament dem Ansinnen wie erwartet zustimmt, kann der Bundesrat in Sachen Corona weiterhin schalten und walten, wie er will. Das Ganze soll im Dringlichkeitsverfahren über die Bühne gehen – die Verlängerung träte sofort in Kraft.

Woher kommt dieses blinde Vertrauen unserer Politiker in den Bundesrat, wenn Corona auf der Verpackung steht? Normalerweise bäumen sich National- und Ständeräte wichtigtuerisch auf, wenn sie finden, die Regierung entscheide selbstherrlich. Faktisch kann die Landesregierung bei einer Verlängerung des Covid-19-Gesetzes wie im letzten Jahr eine Zertifikatspflicht einführen und Impfgegner vom gesellschaftlichen Leben ausschliessen. Dabei ist die Corona-Pandemie schon seit Monaten kein Thema mehr. Es herrscht auch kein gesundheitspolitischer Notstand.

Die Verlängerung des Covid-19-Gesetzes ist nicht mehr zeitgemäss, sondern verewigt nur die Pandemie, die längst keine mehr ist.

Hubert Mooser

## Hirntotes EDA

Nr. 37 – «Was sich zwischen China und Russland tut»  
«Eilmeldung» von Stefan Baron

Stefan Baron nennt verschiedentlich das Konstrukt des eurasischen Wirtschaftsraums. Gemäss seiner Beschreibung ist das allerdings ein Wirtschaftsraum ohne Europa – also lediglich ein asiatischer Wirtschaftsraum chinesisch-russischer Machart. Es ist zu befürchten, dass es so weit kommt. Und es zeigt auch, in welcher misslicher Lage sich Europa befindet. Das «hirntote» (Zitat Baron) Europa täte gut daran, stärker zu differenzieren zwischen Europa und der «hirntoten» (ebenfalls Zitat Baron) Nato, um allenfalls einen Platz zu finden im eurasischen Wirtschaftsraum. Zeitenwenden wie die aktuelle Transformierung der globalisierten Welt in eine Welt der Feindschaften, die von Putin heraufbeschworen wurde und nun konkretisiert wird, böten dringenden Anlass, die vielzitierten Guten Dienste der Schweiz anzubieten. Sie ist dazu prädestiniert, da sie weder der EU noch der Nato angehört. Aufgrund ihrer Passivität ist aber zu befürchten, dass auch sie, mindestens das EDA, hirntot ist.

Martin Zürrer, Uster

## Drei Nobelpreisträger

Nr. 37 – «Den Vorfahren auf der Spur»  
Beat Gygis Porträt von Martin Pilhofer

Die Kryo-Elektronenmikroskopie wurde ursprünglich vom Schweizer Chemiker Jacques Dubochet entwickelt und von Joachim Frank und Richard Henderson weiterentwickelt. 2017 wurden alle drei für ihre Arbeit mit dem Nobelpreis für Chemie ausgezeichnet.

Peter Schwob, Stallikon

## Einfachste Alternative

Nr. 37 – «Lebenslügen der deutschen Energiepolitik»  
Thilo Sarrazin über Propaganda und Falschinformation

Oft beeindruckt Thilo Sarrazin durch sorgfältige, kritische Analysen. Seine Bemerkungen, wie harmlos Kernkraft sei, ist hingegen fahrlässig und durch keine seriösen Kenntnisse begründet. Die mit Kernkraft zwingend verbundenen radioaktiven Strahlen töten nicht wie ein Schlag auf den Hinterkopf, sondern still und leise, indem sie die Umwelt und die Gesundheit aller Lebewesen in ihrer Umgebung beeinträchtigen. Sie gehen durch Mark und Bein und auch noch durch die Wände von Behältern, in die man sie eingesperrt hat, Wände, die mit der Zeit korrodieren. Ja, es gibt sogar biologische Prozesse, durch die radioaktive Substanzen sich im Körper anreichern. An jeder Station auf ihrem Weg über die verschiedenen technischen Prozesse können radioaktive Substanzen in die Umwelt geraten, in die Luft, in die Erde oder ins Wasser – angefangen beim Abbau in den Minen, bei der Aufbereitung oder Wiederaufbereitung zu Brennelementen, bei einer Havarie im sogenannten Normalbetrieb, beim Transport auf der Strasse und noch Jahrtausende nach der «Entsorgung» im «Endlager». «Kurz ist der Wahn» – lang könnte die Reu sein nach dem Abenteuer einer technischen Nutzung nuklearer Energie. Dass gewisse Medien eine offene Diskussion über die damit verbundenen Probleme unterdrücken zugunsten einer Kampagne jenseits aller Fachkenntnisse, ist äusserst bedenklich. Die einfachste unter den möglichen Alternativen ist die dezentrale Wärme-Kraft-Kopplung.

Werner Furrer, Basel

## Wunderprodukt

Nr. 37 – «Lob der Ölheizung»  
Roland Bilang über den Vorteil von Heizöl

Ein erfreulicher Artikel. Nur, das war ein viel zu kleines Lob aufs schwarze Gold. Das von Grünen und Linken verteufelte Erdöl hat seit der ersten Ölquelle 1859 in Titusville, Florida, der Menschheit bis heute Aufschwung, Jobs, Luxus, Mobilität und Wohlstand gebracht. Denn Öl ist nicht nur Heizöl und Benzin: Mit Hilfe von Öl-Raffinaten werden Dünger, Asphalt, Schädlingsbekämpfungsmittel, Kunststoffe, Reinigungsmittel, Medikamente, aber auch Kosmetika gefertigt. Das Wunderprodukt von Mutter Erde ist noch lange nicht out. Franz Glinz, Bassersdorf

## Korrigenda

Nr. 36 – «Rettet Brüssel KMU vor Parmelin?»  
Kolumne von Peter Bodenmann

Peter Bodenmann schreibt, der Bundesrat habe «der Avesco, der Unternehmung von alt Bundesrat Johann Schneider-Ammann, acht mittlere amerikanische Notstromaggregate abgekauft. [...] Kriegsgewinnlerin Avesco wird einen zweistelligen Millionengewinn einstreichen.» Die Führung der Avesco AG Langenthal hält fest, dass der Bundesrat oder Einrichtungen des Bundes bei Avesco für das in Rede stehende Kraftwerk in Birr keine Notstromaggregate oder sonstigen Anlagen oder Komponenten bezogen hätten. Es würden in diesem Kraftwerk keine Anlagen oder Komponenten von Avesco eingesetzt. Die Redaktion

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.





## Kenneth Winston Starr (1946–2022) Pierre Casè (1944–2022)



*Unabhängiger Ermittler und Nemesis der Clintons: Jurist und Richter Starr.*

Er war die Nemesis der Clintons. Er war das Werkzeug jener «vast right-wing conspiracy», die Hillary Clinton einst im Jammertal der Widrigkeiten beschworen hatte, in die das Aufsteigerpaar aus Arkansas geraten war. Die grosse Verschwörung sollte Bill Clinton zu Fall bringen, der zwischen den beiden Präsidentschaften der Familie Bush im letzten Jahrhundert regierte. Fast wäre es auch gelungen.

Als unabhängiger Ermittler untersuchte Kenneth Starr während fünf Jahren betrügerische Praktiken bei der Whitewater-Immobilienfirma in Arkansas, das Verschwinden von Dokumenten nach dem Selbstmord des Anwalts Vincent Foster und schliesslich die sexuellen Eskapaden des Präsidenten mit der Praktikantin Monica Lewinsky im Weissen Haus. Jahre später war er als Verteidiger Präsident Trumps bei dessen erstem Amtsenthebungsverfahren erneut im Einsatz.

Die Lewinsky-Affäre resultierte im zweiten Impeachment eines Präsidenten in der amerikanischen Geschichte, während in den Angelegenheiten Whitewater und Foster Starr die Clintons entlastete. Was ihm heftige Kritik seitens der politischen Rechten einbrachte.

Kenneth Winston Starr war der Sohn eines texanischen Baptisten-Pfarrers, der auch als Barbier arbeitete. Er machte eine steile Juristenkarriere, die ihn als Richter ans Bundesappellationsgericht in Washington führte. Präsident Bush Vater ernannte ihn zum Chefankläger seiner Administration, übergab ihn jedoch bei

den Nominierungen für den Supreme Court. Starr war sowohl als Richter wie auch als Ankläger ein unabhängiger Geist, was Bush und dem republikanischen Establishment oft missfiel.

Als die rechtlichen Probleme der Clintons zunahmen, setzte ihre bekannte Gegenstrategie ein, nämlich die Reputation des Gegners zu zerstören. Starr wurde als rechtsextremistischer Fanatiker verteufelt, der im Auftrag der Republikaner handelte. Die Medien griffen den Vorwurf begierig auf, gingen dem Ablenkungsmanöver auf den Leim.

Als Ermittler wurde Starr von Clintons Justizministerin Janet Reno eingesetzt. Die Untersuchungen wurden erst später von einem Richterergremium auf die Lewinsky-Affäre ausgeweitet. In seinem Buch über diese Zeit schrieb Starr, er bereue es, diesen Teil der Untersuchung übernommen zu haben. Das war, bevor die #MeToo-Bewegung Clintons Verhalten verspätet anprangerte.

Doch hatte Starr die Genugtuung, dass trotz des gescheiterten Impeachment sein Bericht über die Anklagepunkte von Behinderung des Justizverfahrens bis zur Falschaussage unter Eid bis heute sachlich Bestand hat. Der Falschmünzer Clinton wurde gerügt und verlor seine Lizenz als Rechtsanwalt. Dabei ging es, wie bei allen Sonderermittlern und Impeachments, eigentlich um die Macht, die Gewaltenteilung in der Verfassung. Starr ist letzte Woche im Alter von 76 Jahren in Houston gestorben.

In seinem alten Haus in Maggia, in dem drei Generationen leben, ist der grosse Tessiner Künstler Pierre Casè gestorben. Der Name ist lombardisch. Ein Grossvater war als Schreiner von der Mailänder Scala ins kleine Theater von Locarno gekommen. Casè wuchs in einfachen Verhältnissen auf, denn sein Vater starb bei einem Feuerwehreinsatz. Das Geld reichte nur für die Ausbildung des älteren Bruders zum Lehrer. Angelo Casè (1936–2005) wurde seinerseits zu einem bedeutenden Tessiner Dichter. Pierre hätte gerne an der Mailänder Accademia di Brera studiert, musste sich aber zuerst als Helfer seines anderen Grossvaters, der mit seinem Wägelchen in den Dörfern des Maggiatals *gelati* und in Locarno Kastanien verkaufte, und später als Fensterdekorateur durchschlagen.

Seinen Weg als Künstler musste er sich erkämpfen, setzte sich aber dank seinem unbeirraren Willen, keiner Modetorheit, sondern nur seinem inneren Kompass zu folgen, rasch und glänzend durch. Schon mit zwanzig Jahren konnte er in Ascona ausstellen. Unzählige Ausstellungen folgten. Casè präsierte auch die Gesellschaft Schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten, leitete die Pinakothek Casa Rusca von Locarno und sass im Stiftungsrat der Gottfried-Keller-, der Giovanni-Segantini- und der Marguerite-Arp-Stiftung.

Im Alter kehrte er ganz zu den Ursprüngen zurück. Natur und alpine Kultur seines Maggiatals faszinierten ihn und boten vor kaum einem Jahr die Materialien für seine letzte Werkschau «Ex Voto». Selber heiterer Agnostiker, knüpfte er damit an die religiöse Malerei des anderen bedeutenden Künstlers des Maggiatals an, Giovanni Antonio Vanoni (1810–1886). Wenn man in Casès Atelier trat, kam zuerst ein dröhnendes «Chi è?» und dann ein strahlendes Lächeln für den Besucher. *David Vogelsanger*



*Unbeirrbar: Künstler Casè.*

# Fliegende Äxte, sägenhaft schnell

Weiach im Kanton Zürich begrüsst am Wochenende vom 10. und 11. September die europäische Sportholzfäller-Elite. Die besten Sportholzfäller krönten ihren neuen Schweizer Meister, und beim European Nations Cup ging der Titel hoch in den Norden, nach Skandinavien.

Max Kern

Der 250-ccm-Motor leistet 62 PS, die Spitzengeschwindigkeit liegt bei 240 km/h. Nein, die Rede ist nicht von einem getunten Motorrad, sondern von einer aufgemotzten Motorsäge. *Hot saw*, heisse Säge, nennen sie die Sportholzfäller. Mit der 25,5 (!) Kilogramm schweren Kettensäge bearbeiten die Timbersports-Athleten einen waagrecht verankerten Holzblock mit einem Durchmesser von 46 Zentimetern. In einem fünfzehn Zentimeter breiten, markierten Abschnitt müssen drei Scheiben (*cookies*) gesägt werden. Bevor das Startsignal ertönt, müssen die Holzfüller beide Hände auf den Holzblock legen. Darauf muss die beeindruckende Maschine mit dem Anwerfseil zum Laufen gebracht werden. Kein einfaches Unterfangen. «Make it or break it», sagen die Holzfüller, salopp übersetzt: alles oder nichts.

Dann geht's mit weit über hundert Dezibel los. Runter sägen, rauf, runter. Die Bestmarke des Luzerners Severin Bühler (33), dem Schweizer Meister von 2021, liegt bei 6,14 Sekunden. Eine *hot saw* kostet rund 5000 Franken. Das Geräusch der Motorsägen ist im zürcherischen Weiach, das an jenem Wochenende Corona-bedingt mit einem Jahr Verspätung sein 750-Jahr-Jubiläum feiert, schon von weither zu hören. Daneben lassen Kreativholzkünstler mit ihren Kettensägen Kunstwerke aus Holz entstehen. Jung und Alt schauen zu.

Es ist Samstag, kurz nach 13 Uhr. In gut zwei Stunden beginnen die Schweizer Meisterschaften. Übrigens: *Timber* ist Englisch und bedeutet Holz. Die Tribüne ist noch nicht ganz gefüllt. Das wird sich bald ändern. Platz genommen hat auch eine Fangruppe. Der Holzsportclub Luthern, gegründet 2022, ist gut vertreten. Die Luzerner 1263-Einwohner-Gemeinde liegt im Napfgebiet und ist in Weiach gleich mit zwei Athleten am Start: Severin Bühler und David Birrer. Moderiert wird der Anlass von Beni Fisch und dem ehemaligen Nidwaldner Sportholzfäller Peter «Body» Odermatt.

Veranstalter Stihl ist mit fünf Trucks angerollt, einen benützt der Videoschiedsrichter (VAR): Unter dem Dach der Bühne sind vier Highspeed-Kameras montiert. VAR sieht jedes Detail und

spricht wenn nötig sofort Disqualifikationen aus. Stihl Timbersports hat ein weltweit einheitliches Regelwerk, das für alle offiziellen Wettbewerbe der Serie gültig ist. Die Schiedsrichter sorgen für die Einhaltung und Auslegung der Regeln sowie die sichere Ausübung des Sports im Wettkampf.

## Duell der Sportholzfäller

Mit einer einzigen Ausnahme werden in allen Disziplinen Pappelholzer bearbeitet. Event-Organisatorin Karin Kryenbühl: «Für die Wettbewerbe wird speziell angebautes Industrieholz von zertifizierten Pappelplantagen verwendet. Die Bäume sind schnell wachsend, und die Holzreste werden nach allen Wettbewerben gesammelt und recycelt. Das Altholz wird für nachhaltige Zwecke wiederverwendet. Um bestmögliche Schnitt- und Sägebedingungen für die Wettkämpfe zu gewährleisten, ist eine selektive Holzernte von gleich gewachsenen Bäumen sehr wichtig. Bevor das Holz an die Wettkampfstelle

*Mit viel Kraft, perfekter Technik und viel Erfahrung sägt Geissler die Holzscheibe in 15,5 Sekunden ab.*

orte verteilt wird, werden alle Baumstämme auf Äste und Mängel untersucht, dann auf die gewünschten Längen geschnitten und auf einem Schäler auf die benötigten Durchmesser abgedreht. Erst dann werden die Blöcke zu allen internationalen und den meisten nationalen Timbersports-Wettkämpfen geliefert.» Vor den Wettkämpfen findet jeweils ein *woodmatching* (Auswahl des passenden Holzes) statt. Die «Melonen», so nennen die Profis weiches Holz, werden aussortiert.

Es geht los. Die erste Disziplin: «Underhand Chop». Jeweils zwei Holzfüller sind zum Duell bereit. Breitbeinig stehen die Athleten auf einem waagrecht verankerten Holzblock mit einem Durchmesser von 32 Zentimetern. Zur Sicherheit haben beide je zwei Äxte auf der Bühne. Nach dem Aufruf des Speakers («Stand to your timber», steh zu deinem Holz) fällt der Start-

schuss. Jetzt schlagen Martin Berwert und Robin Haas als Erste auf den gefällten Holzstamm ein. Oliver Reinhard ist der jüngste Pro-Athlet und mit 22,27 Sekunden der schnellste der zwölf Athleten. Er wechselte erst dieses Jahr zur Elite, nachdem er im Mai in Wien Vizeweltmeister in der Kategorie Rookie (Nachwuchssportler) wurde – ein fulminanter und beeindruckender Aufstieg des jungen Zürchers.

Bei der Disziplin «Stock Saw» wird's laut in der Luthertaler Fangruppe. Mit einer MS 661 C-M, einer handelsüblichen Stihl-Säge, gehen die Holzfüller ans Werk. Mit einem Abwärts- und einem Aufwärtsschnitt müssen innerhalb eines Bereichs von zehn Zentimetern zwei Scheiben von einem Holzblock mit einem Durchmesser von vierzig Zentimetern geschnitten werden. Bühler schafft's in 10,67 Sekunden, nur vier Hundertstel über seiner Bestmarke.

«Jawohl!», schreien die Luthertaler auf der Tribüne. Ihr Sportler ist weltweit einer der besten und konstantesten Athleten in dieser Disziplin, weshalb er auch schon einige Male bei der Timbersports-Teamweltmeisterschaft dabei war.

## Formel 1 des Sportholzfällens

Weiter geht's mit der «Single Buck». Dabei wird mit einer zwei Meter langen Zugsäge von einem Baumstamm mit 46 Zentimeter Durchmesser eine Scheibe abgeschnitten. Die Zähne der Handsäge sind sechs Zentimeter lang, und es werden dieses Mal nicht Pappeln bearbeitet, sondern das Holz von Weymouth-Kiefern. Diese Disziplin wird von Christophe Geissler dominiert. Mit viel Kraft, perfekter Technik und viel Erfahrung sägt er die Holzscheibe in gerade mal 15,5 Sekunden ab. Bühler bleibt ein paar Mal hängen, landet auf Platz sieben (von mittlerweile acht), womit er wichtige Punkte für die Titelverteidigung vergibt.

Und dann kommt sie, die heiss ersehnte letzte Disziplin, die «Hot Saw». «Die Formel 1 des Sportholzfällens», meldet der Speaker. Vor dem Start werden die 25,5 Kilogramm schweren Maschinen kurz aufgewärmt. Wie erwähnt, gilt danach «make it or break it». Nur noch sechs Ath-





**Glanzeistung:** Christophe Geissler in der Disziplin «Single Buck» an den diesjährigen Stihl Timbersports in Weiach.

leten dürfen ans Werk. Bühler tritt erneut an. In Nagelschuhen startet er seine Maschine, beginnt mit Sägen. Doch beim dritten Schnitt rutscht er ab, muss nachsetzen – und schafft trotzdem beachtliche 7,3 Sekunden. Aber der Schiri winkt ab: Disqualifikation!

Aus der Traum vom Sieg. Der geht an Christophe Geissler. Der 95 Kilogramm schwere und 1,83 Meter grosse Ausnahmesportler aus Aigle VD gewinnt die Meisterschaft vor Cyril Pabst und Oliver Reinhard. Bereits zum elften Mal darf sich Geissler die Krone als bester Schweizer Sportholzfäller aufsetzen. Bühler, der vor einem Jahr die Schweiz an der WM in München

*Beim dritten Schnitt rutscht er ab, muss nachsetzen – und schafft trotzdem beachtliche 7,3 Sekunden.*

vertreten durfte und dabei Achter wurde, landet in Weiach auf Rang fünf, einen Platz vor dem anderen Luthertaler, David Birrer.

Bis zum Schluss spannend war es auch am Vormittag beim Swiss Rookie Cup 2022 mit internationaler Beteiligung. Erst in der letzten Disziplin entschieden sich die finalen Plat-

zierungen beim Nachwuchswettkampf. Während die Schweizer Athleten stark starteten, war es immer wieder der Franzose Loïc Voinson, der mit unglaublichen Leistungen überzeugte. Mit zwei Punkten Vorsprung in der Gesamtwertung sicherte er sich den ersten Platz vor Ivan Bambuškar aus Tschechien. Bester Schweizer Athlet war Nils Rölli, der Platz drei belegte.

#### **53,26 Sekunden beim «Underhand Chop»**

Der erste Wettkampf in Weiach fand bereits am Freitagabend statt. Zuerst auf dem Podest stand die Deutsche Alrun Uebing (49). Bei der «Single Buck» überraschte die ehemalige Leichtathletin mit 22,7 Sekunden – sägenhaft schnell! Auch die Schweizer Athletinnen zeigten ihr Können. Insbesondere Irene Murer aus dem Kanton Zug, die beim «Underhand Chop» mit der neuen persönlichen Bestzeit von 53,26 Sekunden auch die Tagesbestzeit reüssierte. Mit dieser Glanzeistung schaffte sie mit nur zwei Punkten Rückstand den Sprung auf Rang zwei. Yolanda Gnädinger komplettierte das Podium auf Rang drei. Ein schöner Anblick für das Schweizer Publikum.

Am Sonntag fand der krönende Abschluss eines erfolgreichen Wettkampfwochenendes mit dem European Nations Cup statt: das Duell der Länder. Insgesamt trafen sich 24 Rookie- und Pro-Sportholzfäller aus insgesamt sieben Nationen Europas und kämpften in diesem prestigeträchtigen Wettkampf gemeinsam für ihr Land um den Titel – denn trotz individuellen Höchstleistungen zählt hier am Ende nur die Performance des gesamten Teams.

Die Stimmung im Publikum war hervorragend und machte perfekt mit dem strahlend blauen Himmel. Team Skandinavien, formiert aus schwedischen und dänischen Athleten, holte sich den Titel vor Deutschland und Polen. Das Schweizer Team belegte Rang fünf – dank dem wieder überragenden Geissler.

**STIHL**  
TIMBERSPORTS

Im Jahr 1926 vom Schweizer Erfinder und Unternehmer Andreas Stihl gegründet, ist Stihl heute der weltweit führende Hersteller von Motorkettensägen.

Dieser Beitrag erscheint im Rahmen einer Verlagskooperation zwischen Stihl und der Weltwoche.

# Was tut Jeff Bezos bei Christine Lagarde?

Die Europäische Zentralbank arbeitet mit Amazon et Co. am digitalen Euro.



Jetzt wächst der Medien-, Cloud-, Handels- und Logistik-Konzern Amazon auch in die Geldpolitik hinein. Und die Europäische Zentralbank (EZB) wächst in die privaten Räume und Verästelungen des Geschäftslebens hinein. Grosses privates Geld verbindet sich mit grossem staatlichem Geld. Amazon-Gründer Jeff Bezos setzt sich mit der EZB-Präsidentin Christine Lagarde zusammen. Die EZB hat vorige Woche fünf internationale Unternehmen als Partner benannt, die beim Übergang zu einem digitalen Zentralbankgeld wichtige Beiträge leisten sollen.

Die fünf ernannten Firmen Caixa Bank, Worldline, EPI, Nexi und Amazon sollen sich im Entwickeln und Testen von Benutzeroberflächen engagieren, also den Kontakt zwischen EZB und Menschen entwerfen helfen. Konkret soll sich jeder Projektpartner je einem der Spezialthemen widmen: Peer-to-Peer-Zahlungen online und offline, Point-of-Sale-Zahlungen, E-Commerce-Zahlungen – letzteres Thema liegt bei Amazon.

Die Notenbank erweitert damit den möglichen Kreis ihrer direkten Kunden gewaltig, auch wenn noch offen ist, an wen sich das Angebot dann genau richten wird. Bisher sind die Geschäftsbanken die Hauptpartner, wenn es um Umsetzung der Geldpolitik geht. Diese beziehen von der Zentralbank das Geld für ihre Geschäftstätigkeit oder deponieren nicht beanspruchte Mittel auf ihrem Konto bei der Zentralbank.

Wie bei einer Sanduhr laufen die Euros durch die enge Stelle, an der Banken und staatliche Stellen das Geschehen kontrollieren, die Flüsse

dosieren. Unternehmen und Haushalte werden indirekt mit Geld der EZB versorgt. Jetzt denkt die EZB an eine moderne Direktlieferung. Die altmodischere gibt es schon, nämlich das Bargeld, das jedermann anonym im Portemonnaie oder unter der Matratze halten kann. Die moderne Art würde dagegen auf eine Direktverdrahtung mit den Unternehmen, wohl auch den Leuten hinauslaufen.

Das ist eine Verstaatlichung, denn die EZB ist ja staatlich bestimmt. Mehr oder weniger an den Geschäftsbanken vorbei sollen Haushalte und Firmen laut diesem Ansatz irgendwann direkt digital Notenbankgeld verwenden können. Banken müssen sich umgangen vornehmen – wickeln doch die Leute bisher den Zahlungsverkehr über ihre Bankkonten ab. Plötzlich werden aus solchen Bankkunden Staatskunden.

Auf den ersten Blick sieht das nach mehr Sicherheit für Bürger, Sparer, Investoren aus. Ihr Geld auf Bankkonten ist ja heute lediglich eine Forderung gegenüber der Bank – und wenn die Bank untergeht, geht auch die Forderung unter. Digitales Geld der Zentralbank ist aus dieser Sicht nicht vom Wegfall bedroht, weshalb Zentralbankführungen erwarten, dass ihr neues Produkt begehrt sein werde.

Zugleich bedeutet digitales Zentralbankgeld aber auch Verunsicherung, denn die grosse Frage lautet: Wer erhält welche Daten über den Zahlungsverkehr, und wer kann digitalen Einfluss ausüben? Benutzer solchen digitalen Geldes begeben sich in ein staatliches Netz, nicht wie bei Bargeld in private Anonymität. Natürlich betuern alle Behörden und zugewandten

Stellen, dass der Datenschutz oberste Priorität habe und gewährleistet werde.

Aber beim Schaffen des Euro wurden auch viele Versprechungen gemacht, die später gebrochen wurden. Noch heute, nach fast einem Jahr rasant gestiegener Inflationsraten, begrüsst die EZB die Besucher auf ihrer Homepage mit der Wendung: «Wir bei der Europäischen Zentralbank (EZB) sorgen dafür, dass die Preise im Euroraum stabil bleiben. Warum wir das tun? Damit Sie mit Ihrem Geld morgen noch genauso viel kaufen können wie heute.»

## Bäcker früher und heute

Der Erdgas-Engpass in Europa und die emporgeschleunigten Energiepreise haben einen Berufsstand in den Brennpunkt der wirtschaftlichen Aktualität gerückt, der bereits früher in der Wirtschaftsliteratur eine prominente Rolle spielte: die Bäcker. Der deutsche Wirtschaftsminister Robert Habeck sprach am Fernsehen von Bäckern und Insolvenz, mit gewaltigem Echo in den Medien. Es häufen sich Zeitungsberichte über Bäckereien, deren Stromkosten das Geschäft fast oder ganz erwürgen. Die Branche sieht bedroht aus.

Dabei stand doch beim Philosophen und Ökonomen Adam Smith der legendäre Hinweis, dass es nicht von der Wohltätigkeit unter anderem des Bäckers abhängt, ob man auf seine Mahlzeit zählen könne, sondern davon, dass dieser in seinem Eigeninteresse handle. Haben wir es jetzt geschafft, diese Grundlage der liberalen Ordnung, des spontanen wirtschaftlichen Lebens zu zerstören und den Bäcker zur Staatsangelegenheit zu machen?



---

# WOODY ALLEN

## FÜNFZIG FILME

---



*Freude am Drehen:* «Stardust Memories», 1980.

Was seine Figuren  
gemeinsam haben,  
geht ihm selber ab:  
Sie lieben das Leben,  
unter dem sie leiden.

*Seite 60*

Wenn man sich die  
frühen Filme von ihm  
wieder ansieht, fällt auf,  
wie lustig sie immer  
noch sind.

*Seite 63*

In seinem Spätwerk  
hat er, sowohl als  
Drehbuchautor wie auch  
als Regisseur, ein hohes  
Niveau beibehalten.

*Seite 64*

# Er beschreibt, was uns zusammenbringt. Und was uns wieder trennt

Woody Allen dreht seinen fünfzigsten Film. In Amerika kommt sein Werk immer schlechter an. Zu Unrecht. Er bleibt einer der grössten Komiker des Landes.

Jean-Martin Büttner

In seinen meisten Filmen tritt er auf, als spiele er sich selber: einen Nerd mit Hornbrille aus Brooklyn. Einen lustigen Atheisten, der Baseball mit Kierkegaard versöhnt und Groucho Marx mit Ingmar Bergman. Einen bekennenden jüdischen Neurotiker, der jahrzehntelang auf der Couch lag.

Woody Allen: der kleine, schmale Mann, der die schönen Frauen kriegt. Der aufgeweckte Bub, der die Schule hasste, weil seine Lehrer gegen die Juden hetzten. Der Komiker, der schon mit sechzehn Jahren als Schreiber von Witzen mehr verdiente als seine Eltern. Der dauernd Ideen für Filme hatte, die er auf gelbem Papier, auf Servietten und Rechnungsbelegen notierte und in einer Nachttischschublade aufbewahrte. Der seine Drehbücher auf einer kleinen Schreibmaschine schrieb und beinahe jedes Jahr einen Film drehte. Der ohne Drogen auskam und ohne Starallüren, der das Lob nicht suchte und die Preisverleihungen mied. Der von seinem ersten Film an als Regisseur unabhängig arbeitete, weil er alle Termine und Budgets einhielt. Der dafür die Kontrolle über seine Filme behalten konnte. Als Drehbuchautor, Schauspieler, Regisseur, Komiker, Dramatiker und Musiker.

## Liebe und Tod

Er sieht als Schauspieler so unscheinbar aus und dreht seine Filme mit einer so einfach wirkenden Leichtigkeit, dass man gar nicht merkt, was für ein grossartiger Beobachter er ist, wie genau er den Menschen zuschaut, wenn sie miteinander zu tun haben. Wie vielfältig angelegt die Geschichten sind, die er uns erzählt. Und was für unterschiedliche Figuren er geschaffen hat.

Was sie gemeinsam haben, geht ihm selber ab: Sie lieben das Leben, unter dem sie leiden. Er selber kann nicht ertragen, dass es einmal zu Ende gehen wird. Als ihn ein französischer Journalist in Cannes fragte, wie er seine Beziehung zum Tod beschreiben würde, gab er zurück: «Meine Beziehung zum Tod bleibt dieselbe: Ich bin komplett dagegen.»

Das kam, wie so oft bei ihm, als leichte Pointe zu einem schweren Thema daher. Dabei meint

er seinen Satz ernst. Er sei in jenem Moment von einem fröhlichen zu einem missmutigen Kind geworden, sagte er einmal, als er sich seiner Sterblichkeit bewusst geworden sei. Diese Erkenntnis, die er sein Leben lang als einen Skandal empfand, ergriff ihn mit sechs Jahren. Dass er einen Film nach dem anderen dreht, begründet er auch mit dem Versuch, den Tod vor sich herzuschieben.

Woody Allen ist vom Tod besessen; er sieht ihn als Synonym für die Sinnlosigkeit des Lebens. Wie wenig der Regisseur von der menschlichen Existenz hält, hat er immer wie-

*Er ist der lustige Atheist, der Baseball mit Kierkegaard versöhnt und Groucho Marx mit Ingmar Bergman.*

der thematisiert, manchmal hört man seine Klagen im selben Wortlaut, von «Hannah and Her Sisters» bis zu «Whatever Works».

Allen thematisiert seinen Fatalismus schon am Anfang seines berühmtesten Filmes – und wiederholt die Aussage, wenn auch milder und als Frage formuliert, in seinem letzten.



«Ich bin komplett dagegen»: Allen, 1971.

Sein berühmtester Film bleibt sein zehnter: «Annie Hall» von 1977, der ihn als Regisseur, Drehbuchautor und stereotypisch linkischen, psychoanalytisch durchbehandelten New Yorker Juden weltbekannt machen sollte. Der Film, dessen Drehbuch er mit seinem Freund Marshall Brickman geschrieben hatte, brachte ihm vier Oscars ein. Und wird von vielen für seinen besten gehalten.

Zu Beginn von «Annie Hall» muss Alvy Singer, die Hauptfigur des Films, als Junge zum Psychiater. Seine Mutter hat ihn dorthin gezerrt, eine cholerische und überfürsorgliche jüdische *mame*. Ihr Sohn sei deprimiert und mache nichts mehr, sagt sie. «Das Universum weitet sich aus», gibt der Junge zurück, also werde es eines Tages auseinanderbrechen. «Was geht dich das an?», zischt die Mutter. Dem Psychiater klagt sie, ihr Sohn mache seine Hausaufgaben nicht mehr. «What's the point?», fragt der zurück.

43 Jahre, 39 Filme und eine jahrzehntelange Psychoanalyse später scheint Woody Allen nicht viel weitergekommen zu sein. Den Eindruck vermittelt der Filmexperte Mort Rifkin (Wallace Shawn) im Film «Rifkin's Festival» von 2020. Als Mort mit seiner entfremdeten Frau im spanischen San Sebastián das Hotelzimmer bezieht – sie sind wegen des Filmfestivals der Stadt hergefliegen –, setzt er sich aufs Bett und fragt unvermittelt: «What's this all about?»

## Findet er keine Stars mehr?

Wallace Shawn tritt meistens als Nebendarsteller auf, etwa in Allens «Radio Days» von 1987. Indem der Regisseur den Schauspieler in seinem letzten Film zur Hauptfigur machte, weckte er bei der Kritik den Verdacht, er könne keine Stars mehr für seine Filme gewinnen, weil diese nicht mehr mit ihm drehen wollten.

Tatsächlich haben sich berühmte Schauspielerinnen und Schauspieler von Woody Allen distanziert. Sie haben gesagt, dass sie die Arbeit mit ihm bereuten und keinen Film mehr mit ihm drehen wollten. Was zur Frage führt, warum sie überhaupt bereit ge-



wesen waren, mit ihm zu drehen. Zu den Abgefallenen gehören Colin Firth, Greta Gerwig, Rebecca Hall, Peter Sarsgaard, Michael Caine oder Mira Sorvino. Andere wie Jeff Daniels oder Cate Blanchett bleiben ambivalent, möchten es sich also mit keiner Seite verderben. Wieder andere stehen weiterhin zum Regisseur, darunter Kate Winslet, Javier Bardem, Diane Keaton, Scarlett Johansson, Alec Baldwin, Larry David, Alan Alda oder Jude Law.

### Freundin wird Feindin

Aber es stimmt: In Amerika kommt Allen mit seinen Filmen immer schlechter an. Mit ein Grund, warum er zunehmend in europäischen Städten und mit europäischem Geld gedreht hat: London, Barcelona, Paris, Rom. Mit ein Grund auch, wie er kürzlich im Gespräch mit dem Schauspieler Alec Baldwin bekanntgab, dass sein fünfzigster Film, an dem er derzeit arbeitet, vermutlich sein letzter sein werde. «Es macht keinen Spass mehr», sagte er.

Im selben Interview bestätigte der Regisseur, warum er seine Freude am Drehen verloren habe: wegen der anhaltenden Diffamierung aufgrund eines Vorwurfs, mit dem der heute 86-Jährige seit dreissig Jahren belangt wird. Er habe seine Adoptivtochter Dylan, als diese sieben Jahre alt war, sexuell belästigt. Die Rede geht von einer zwanzig Minuten dauernden Episode, die sich an einem Samstag im August 1992 abgepielt haben soll: im Estrich des Landhauses von Mia Farrow in Connecticut.

Die ehemalige Freundin bleibt Woody Allens grösste Feindin: Mia Farrow, die Schauspielerin, mit der er dreizehn Filme drehte, manche von ihnen gehören zu seinen besten. Die Liebesbeziehung des prominenten Paares, das zwölf

*So unscheinbar sieht er aus, dass man gar nicht merkt, was für ein grossartiger Beobachter er ist.*

Jahre zusammen war, ohne zusammenzuleben, endete Anfang der neunziger Jahre in einer bitteren, in die Öffentlichkeit gezerzten, von Blitzlichtern, Anwälten, Ärztinnen, Polizisten und Richtern kommentierten Trennung.

Obwohl der Vorwurf der sexuellen Belästigung von zwei Gerichten und zwei psychiatrischen oder psychologischen Fachorganisationen zurückgewiesen wurde, wiederholen ihn Mia Farrow, Adoptivtochter Dylan und Sohn Ronan bei jeder Gelegenheit. Der Beschuldigte bestreitet den Vorwurf bis heute und bezeichnet die Anklage als Racheakt seiner ehemaligen Freundin.

Die Farrow begründen ihre Behauptung unter anderem mit dem Umstand, dass Allen mit Mias Adoptivtochter Soon-Yi Previn im Dezember 1982 eine Affäre begonnen hatte. Allen war damals 56, Soon-Yi 21 Jahre alt. Vor



*Wenn die Liebe wichtiger ist: mit Diane Keaton, 1977.*

allem wirft ihm Mia vor, sich Tochter Dylan gegenüber zudringlich verhalten zu haben.

### Sohn verteidigt Vater

Dass Woody der Schuldige und Dylan die Geschädigte sei, behauptet auch die vierteilige, vom Bezahlsender HBO im letzten Jahr ausgestrahlte Dokumentation «Allen v. Farrow». Dabei verspricht der Titel eine Fairness, welche die Serie nicht einhält. Das hat mit der Ab-

sicht der beiden Regisseure zu tun. Sie verstehen sich als Opferjournalisten, was Kirby Dick und Amy Ziering so interpretieren, dass ihre Meinung schon vor den Recherchen feststeht. Weshalb ihre dreijährige Arbeit an der Dokumentation von Anfang an darauf hinauslief, Woody Allen mit Mia Farrow's Hilfe als Belästiger zu entlarven.

Vergeblich hat der Beschuldigte in Interviews, Gastartikeln, in Robert Weides Doku-

mentation über ihn und in seiner Autobiografie mit dem mehrdeutigen Titel «Apropos of Nothing» dagegeng gehalten. Auch Allens Adoptivsohn Moses hat den Vater in einem langen, offenen Brief verteidigt, und der Sohn war an jenem Augusttag selber im Haus gewesen, mit dem Auftrag, den Vater zu überwachen. Zudem haben mehrere von Mia Farrow's Adoptivkindern darauf hingewiesen, dass sie es war, die ihre Kinder wiederholt misshandelte; drei von ihnen starben später an den Folgen ihrer Drogensucht oder an Selbstmord.

Aber weder der wiederholte Freispruch von Woody Allen noch die Rachemotive von Mia Farrow und ihr eigenes Verhalten den Kindern

*Kritiken liest er keine, hört aber auf Kritiker, die er bewundert.*

gegenüber vermochten Allen vom Pauschalverdacht zu befreien, ein Kinderschänder zu sein. Dass Pädosexuelle Wiederholungstäter sind und Woody Allen kein einziges Mal in seinem ganzen Leben sexueller Missbrauch oder schon nur das Anmachen von Schauspielerinnen, geschweige denn von Kindern, vorgeworfen wurde mit Ausnahme jener unbewiesenen zwanzig Minuten, hat ihm bis heute nichts genützt.

Denn moralisch ist der Regisseur erledigt. Und muss zur Kenntnis nehmen, dass sich viele in seiner Heimat von ihm abgewandt haben. Amazon hat die Zusammenarbeit mit ihm eingestellt; Allens Filme laufen in den USA, wenn überhaupt, nur noch in

wenigen Kinos; sein erster Verlag, Hachette, verweigerte nach einem Proteststreik seiner Angestellten die Veröffentlichung von Allens Autobiografie; und die amerikanische Boulevardpresse war schon damals auf ihn losgegangen.

### Postfreudianischer Intellektueller?

Man wird die Vermutung nicht los, dass sich die Angriffe auf den Regisseur nicht mehr als Beleg für die offensichtliche Bedeutung von #MeToo als Instrument gegen die sexuelle Gewalt anführen lassen. Sondern dass Woody Allen grosses Unrecht widerfährt.

Natürlich trägt er eine Mitschuld. Dass ein 56-jähriger Mann mit der damals 21-jährigen Adoptivtochter seiner Lebenspartnerin eine Affäre begonnen hatte, wirkt bizarr, um nicht zu sagen, abstossend. Dass Allen in seine Adoptivtochter Dylan vernarrt war, hat auch einer der Richter erwähnt. Obwohl er einen sexuellen Missbrauch ausdrücklich ausschloss, bezeichnete er das Verhalten des Adoptivvaters dem Kind gegenüber als «grossly inappropriate», auf grobe Weise unangemessen.

Und natürlich weiss Allen als Regisseur und Selbstdarsteller, wie er das Publikum mit seinen Filmen für sich einnehmen kann. In ihnen inszeniert er sich als witzigen, aber auch hilflosen und also schwachen Mann, dem man ein Scheusal zu sein keinesfalls zutraut. Vielleicht würde man heute, nach dem Prozess von Johnny Depp und Amber Heard, weniger eindeutig denken, als es damals der Fall war.

Allerdings lassen sich Allens Auftritte auch als Ablenkung von seiner Filmrolle interpretieren. Denn alle Leute, die den Regisseur kennen, nehmen ihn anders wahr, als er

sich in seinen Filmen darstellt. Aus den Einschätzungen, die der Biograf David Evanier zusammengetragen hat, ergibt sich folgendes Bild: Es stimmt zwar, dass Woody Allen scheu ist. Aber er weiss genau, was er will, tritt selbstbewusst auf und verkündet seine Positionen mit Bestimmtheit. Kritiken liest er keine, hört aber auf Kritiker, die er bewundert. Er wird als postfreudianischer Intellektueller gehandelt, las aber als Kind vor allem Comics und kennt sich in der Bücherwelt der Intellektuellen nicht aus. Dennoch hat er die Autorität eines Künstlers.

Denn obwohl er mit seinen Schauspielern nicht probt, sie beim Drehen kaum je anleitet und sie sogar ermuntert, seinen Text abzuändern, wenn ihnen etwas Besseres einfällt, spüren alle auf dem Set, wie er etwas haben möchte. Entscheidend bleibt für ihn, rechtzeitig heimzukommen. Seine wichtigste Regieanweisung gehe so, hat der Schauspieler John Cusack erfahren: «Heute Abend spielen die Knicks.»

### Das Lachen der frühen Jahre

Das klingt etwas unmotiviert. Dennoch bleibt Woody Allen ein grosser Regisseur. Die Hetzjagd, der er seit Jahrzehnten ohne jeden Beweis ausgesetzt bleibt, macht das Werk eines Künstlers vergessen, der mehr Filme geschrieben, gedreht und in vielen von ihnen gespielt hat als fast jeder andere Regisseur seiner Zeit, zumindest in dieser Qualität. Die meisten von uns haben über ein Dutzend seiner Filme gesehen und geliebt; von wie vielen seiner Kollegen können wir dasselbe sagen?

Da waren die Komödien der frühen Jahre, Slapstickfilme mit schlagfertigen Dialogen,



*Pathos des Versagens*: mit Daliah Lavi, 1967; mit Soon-Yi Previn, 2008 (r.).







*Autorität eines Künstlers: mit Mia Farrow, 1985 (l.); am Set von «Radio Days», 1987.*

also doppelt lustig. Allen selber findet sie oberflächlich und war froh, mit «Annie Hall» einen Film zu drehen, in dem die Liebe wichtiger ist als das Lustigsein. Die Beziehungen zwischen den Menschen haben ihn schon immer interessiert, und je mehr Filme er drehte, desto intensiver ging er auf sie ein.

Trotz dieser psychologischen Vertiefung hält er wenig von seiner Arbeit. Er sei bestenfalls «das Salatblatt unter dem Hamburger», hat er sich einmal im Vergleich zu den europäischen Regisseuren bezeichnet, die er bewundert.

Bestes Beispiel für seine geringe Meinung von sich selber ist «Manhattan», seine vom Kameramann Gordon Willis so grossartig ge-

*Von seiner Arbeit hält er wenig. Er sei bestenfalls «das Salatblatt unter dem Hamburger».*

drehte, schwarzweisse Hymne auf New York. Nachdem Allen den Film fertiggestellt hatte, verlangte er von seiner Firma United Artists, sie sollten ihn gar nicht erst herausbringen, weil er so schlecht sei. Er würde seinen nächsten Film sogar gratis für sie drehen.

Aber auch wenn man sich die frühen Filme von ihm wieder ansieht, fällt auf, wie lustig sie immer noch sind, Filme wie «Take the Money and Run», «The Sleeper», «Love and Death» und andere. Sie bestätigen, was Drehbuchautoren, aber auch Schauspielerinnen, Talkshow-Hosts und Regisseure früh erkannt haben: dass Woody Allen zu den grössten Komikern Amerikas gehört.

Aber wie er es selber sagt: Er kann sich an seinem Talent nicht freuen. Er wäre lieber ein grosser Dramatiker als ein guter Komiker, sagt er. Immerhin konnte er sich auch mit ernsten oder halbernten Filmen profilieren. Einer der schönsten gelang ihm mit «Husbands and Wives» von 1992, sein letzter mit Mia Farrow. Die letzten Drehtage waren für sie besonders schwer zu überstehen, weil sie in Allens Wohnung Nacktbilder von Soon-Yi entdeckt hatte, ihrer Adoptivtochter. Unabhängig davon gelang Allen als Regisseur, was kaum einem Komiker oder einer Komikerin vor ihm gelungen ist: auch mit Dramen zu überzeugen.

### Hommage an Shakespeare

Zwar wurde «Interiors» von 1978, Allens erster Versuch, einen ernsten Film zu drehen, als schwerfällige Bergman-Kopie verrissen. «Meine Dialoge klangen wie Untertitel», sagte er selber dazu. Aber bis in sein Spätwerk hinein machte er vor, wie gut er mit dramatischen Stoffen und sogar mit Krimis umgehen konnte. Mit «Blue Jasmine», an «A Streetcar Named Desire» orientiert, dem Theaterstück von Tennessee Williams, gelang ihm das beklemmende, von Cate Blanchett brillant gespielte Porträt einer gescheiterten Aufsteigerin, die bei ihrer Schwester unterkommen muss. Und mit «Crimes and Misdemeanors» brachte er es sogar fertig, einen komischen mit einem tragischen Erzählstrang zu kombinieren. Mit sich selber als Figur, die zwischen beiden Strängen oszilliert.

Woody Allen polarisiert, unabhängig von den Vorwürfen des Farrow-Clans. Seine meisten Filme handeln von reichen weissen New

Yorkern. Viele Zuschauer halten Allen schon als Schauspieler nicht aus, sein dilettantisches Herumstolpern, seine manisch gestikulierende Art, die hohe, quengelnde Stimme, das Pathos des Versagens, die routiniert bescheidene Selbstabwertung bei gleichzeitiger Besessenheit mit jungen Frauen. Der Mann kann nerven, wenn sein Spiel fahrig wirkt, zum Tick verkommt, zur Selbstparodie.

Umso mehr schätzt man die Bereitschaft von ihm, sich bei Bedarf zurückzunehmen. Viele von Woody Allens Filmen überzeugen gerade deshalb, weil er nicht in ihnen auftritt. Wohl

LA CASA DEL HABANO

La excelencia del fumar.

Samuel Menzi

Bleicherweg 18, CH-8002 Zürich  
Tel. 044 202 12 11  
[www.la-casa-del-habano.ch](http://www.la-casa-del-habano.ch)

Öffnungszeiten:  
Di-Fr 10.00–18.00 / Sa 10.00–16.00 Uhr

im Wissen, dass er als Schauspieler zu eingeschränkt ist und trotzdem alle Aufmerksamkeit auf sich zieht. Dass es ihn als Schauspieler nicht braucht, um als Drehbuchautor und Regisseur zu überzeugen – so viele Filme von ihm haben das gezeigt, von «Bullets Over Broadway» zu «The Purple Rose of Cairo», von «Another Woman» mit Gena Rowlands zu «Café Society» mit Jesse Eisenberg.

Der letztgenannte Film, eine melancholische, berührend schön gefilmte Tragikomödie zwischen Los Angeles und New York, belegt, worin sich Woody Allen ebenfalls von den meisten seiner Kolleginnen und Kollegen abhebt: mit einem Spätwerk, bei dem er, von Ausnahmen abgesehen, sowohl als Drehbuchautor wie auch als Regisseur ein hohes Niveau beibehalten hat. Und das trotz seinem ruhelosen Hang, einen Film nach dem anderen zu drehen.

Welcher andere Regisseur hat nach Dutzenden von Filmen einen solchen gedreht wie «Whatever Works» mit dem brillant besetzten, scharfsinnigen Larry David? Wer konnte nach all den frühen lustigen Komödien das Publikum noch so zum Lachen



bringen wie Woody Allen mit «To Rome With Love»?

Natürlich sind ihm manche Filme missglückt oder wurden verrissen. Aber jedes Mal, wenn Allens Arbeit schlecht ankam, zum Beispiel beim umstrittenen, aber auch mutigen und bei der Veröffentlichung unterschätzten Bekennerfilm «Stardust Memories» von 1980, reagierte er darauf mit einem so grossartigen Nachfolger wie «A Midsummer Night's Sex Comedy», seiner Hommage an und seiner Parodie von William Shakespeare. Auf «You Will Meet a Tall Dark Stranger», mit dem er trotz Staraufgebot ein Millionendefizit produ-

zierte, folgte «Midnight in Paris», sein bis heute erfolgreichster Film, von Kritik und Publikum gleichermaßen geliebt.

### Er überzeugte in fast allen Genres

Woody Allen hat im Laufe seiner langen Karriere in fast allen Genres überzeugt – Komödien, Tragikomödien, Krimis, historischen Stoffen, Doku-Dramen und Dramen. Heute wenden sich Schauspielerinnen und Schauspieler von ihm ab, während Jahrzehnten wollten sie unbedingt mit ihm drehen, Allen bekam alle, die er haben wollte. Heute wird er

von manchen von ihnen behandelt wie einer, dessen man sich schämen muss. Die öffentliche Meinung ist ihnen wichtiger als die Dankbarkeit, die sie ihm schulden müssten.

Denn sie konnten in seinen besten Filmen als Schauspielerinnen und Schauspieler zeigen, was der Regisseur so aufmerksam beobachtet: was es heisst, eine Beziehung einzugehen. Woody Allen wurde als Mann für das Scheitern seiner Partnerschaft mit Mia Farrow dermassen schlechtgemacht, dass man fast vergessen hat, wie gut er unsere Beziehungen beschreibt: was uns zusammenbringt und zusammenhält. Und was uns wieder trennt.

## EXKLUSIV, EINZIGARTIG, HANDVERLESEN

### DIE REFERENTEN



**Nicole Loeb**

Delegierte Verwaltungsrat Loeb Holding AG

#### Unternehmensgespräch

140 Jahre Familienunternehmen – Chancen und Herausforderungen



**Ben Küffer**

CEO NORQAIN SA

#### Unternehmensgespräch

Vorteil Unabhängigkeit – Wie NORQAIN den Schweizer Uhrenmarkt aufmischt

«Täglich vernetzen wir ausschliesslich Entscheider – LinkedIn auf persönlichem Weg»

Michelle Rütli-Kummlí  
CEO



Wir vernetzen Entscheidungsträger

## KNOW HOW PLACE

Swissness, Qualität und nachhaltiges Unternehmertum

Der Geist von Sempach

32. KNOW  
HOW PLACE  
09. November 2022



zur Anmeldung



# LITERATUR UND KUNST

Eine Hommage an  
den Bieler Künstler Parzival,  
der keine Kompromisse kennt.  
Thomas Hirschhorn,  
Seite 72

Herausgegeben von Daniel Weber

Wassily Kandinsky (1866–1944), *Die Sängerin*, 1903 – Wenn die Zeiten, in denen wir leben, eine Musik hätten, wie würde sie klingen? Vielleicht wäre ihr Grundton ein Adagio, getragen von kraftlos gewordenen Oboen, da wären kaum Geigen, und wenn, spielten sie auf der G-Saite. Da wären die Schläge der Trommeln, die klängen wie kleine Explosionen, und hin und wieder hörte man eine zarte Trompete, wie die Hoffnung.

Der Klang der Welt wäre ein Lied, das so voller Schwermut wäre wie eine Saudade aus einem Café in Portugal, das letzte am Ende einer Strasse, hinter der die Welt in einen Abgrund fiel. Man hörte nur eine Stimme, verletzt wäre sie und immer noch verletzlich, eine Stimme wäre sie, die keine Melodie hinterlässt, sondern nur ein Gefühl, eine Stimme, die sich verlieren würde im längst Verlorenen.

Die Stimme wäre leise, aber doch laut genug, um die Geräusche der Welt zu durchdringen, sich forttragen zu lassen von ihrem Drängen und ihrem Zwängen. Sie wäre stark genug, dass sie einen tragen könnte, einen gar schweben liesse. In diesen Abgrund, der hinter der Strasse wartet und der das Schicksal des Lebens ist, sein Fado. Doch aufgehoben in der Stimme und den hallenden Klängen des Flügels schwebte man in diesen Abgrund, jenen der Welt und jenen der Seele, man fiel nicht. Und da wäre die Hoffnung, dass man ewig schweben würde, so sehr, dass man nie den Boden erreichte. Und dann, mag sein, durchbricht ein Schimmer Farbe das Dunkel, und aus all den Blumen des Bösen schimmern Rosen, deren Duft ist wie die Musik, voller Sehnsucht nach Leichtigkeit, und, wie allem zum Trotz, doch getragen von Hoffnung.

Und wenn das Lied zu Ende wäre, die Stimme versiegt, das Klavier verstummt, verlorengegangen in der Luft, dann würde die Melodie weiterspielen, im Kopf, in der Seele, sie würde so lange weiterspielen, bis sie abgelöst würde von einer anderen Welt, die ein anderes Lied hätte. Aber vielleicht hat die Welt auch nur eine einzige Melodie. *Michael Bahnerth*



*Aber vielleicht hat die Welt auch nur eine einzige Melodie.*

# Als wär's ein Walser-Roman

Auf die Funktion des Chronisten der Bundesrepublik lässt sich Martin Walser nicht reduzieren. Eine Darstellung von Werk und Leben zeigt: Er spaltete sich in unzählige Figuren auf.

*Thomas Hürlimann*

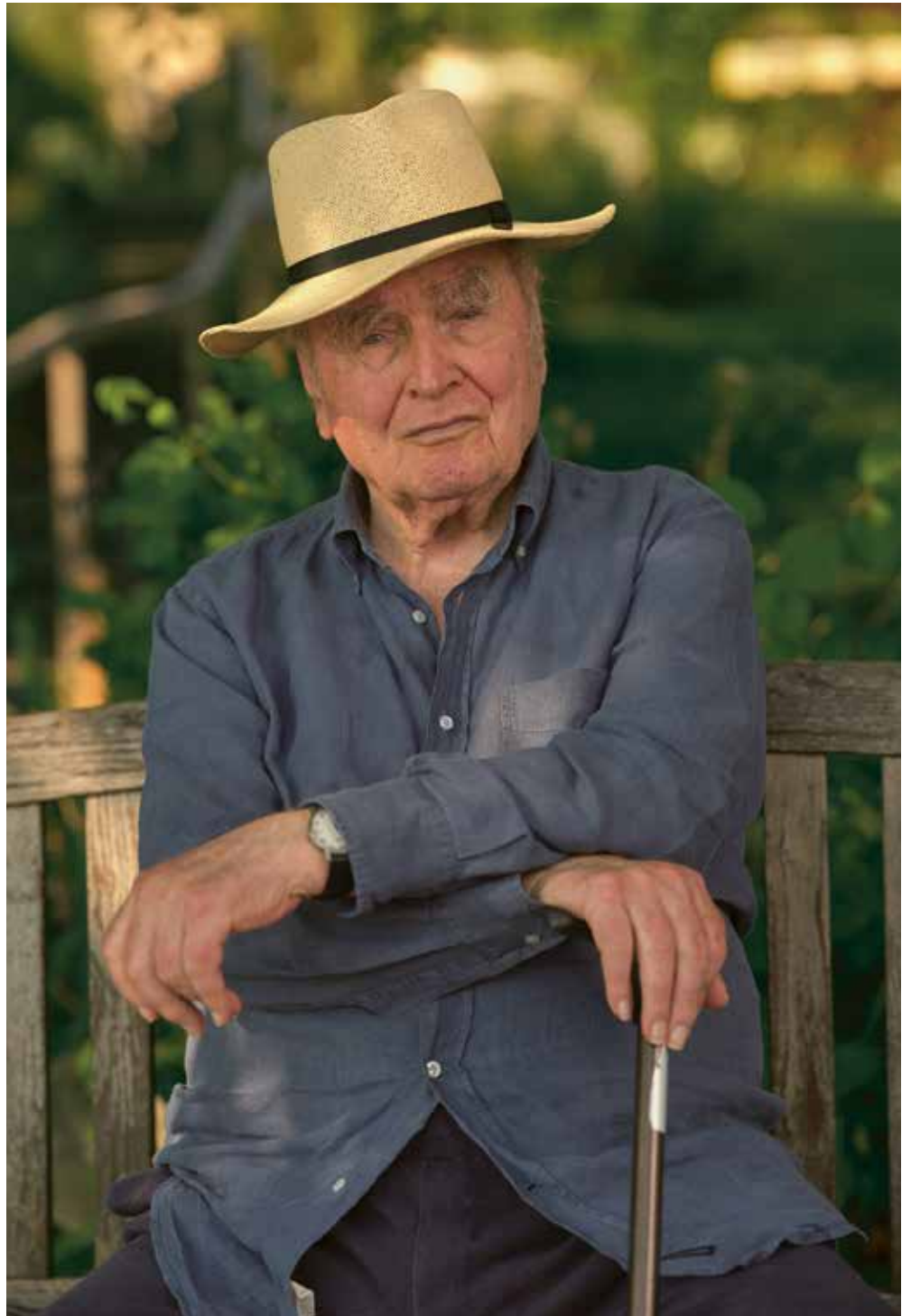
**Jochen Hieber:** Martin Walser. Der Romantiker vom Bodensee. Wissenschaftliche Buchgesellschaft Theiss. 304 S., Fr. 44.90

Im Alter von 63 Jahren beschloss der französische Philosoph Roland Barthes, einen Roman zu schreiben. Er nutzte seine Vorlesungen und Seminare am Collège de France, um das Werk vorzubereiten; er dachte über Inspiration und Imagination nach, stellte eine Liste der Vorbilder auf und fragte sich sogar, ob er als künftiger Autor das Bett wie Flaubert zum Nachdenken oder wie Proust zum Schreiben nutzen sollte. Als seine Assistenten die geschriebenen Vorlesungen und die protokollierten Seminare zu einem Text bündelten, musste der Meister den Roman nicht mehr schreiben. Er war bereits da. Die «Vorbereitung» war das Werk.

Jochen Hieber gelingt in seinem Buch über Martin Walser ein ähnliches Kunststück. Seine Beschreibung von Martin Walser als «Romantiker vom Bodensee» ist beides zugleich, eine profunde Untersuchung von Walsers Werk und eine romaneske Darstellung der drei wichtigsten Phasen in Walsers Leben: die Liebesgeschichte mit Ruth Klüger, der Streit mit Marcel Reich-Ranicki und, in den letzten Jahren, das Anschreiben gegen den Tod.

## Volkswagen der deutschen Literatur

Roland Barthes möchte sein schreibendes Subjekt «pulverisieren» – anders Hieber. Er nimmt eine klar umrissene Erzählposition ein und teilt uns mit, wie er zu Walser fand. Den Gymnasiasten faszinierte ein früherer Essay: «Hölderlin auf dem Dachboden». Hieber stammt aus dem schwäbischen Aalen und wie Walser, der Sohn von Gastwirten, aus einem eher kleinbürgerlichen Elternhaus. Mitte der sechziger Jahre, als der linke Walser in Hans Magnus Enzensbergers Kursbuch den Aufsatz «Unser Auschwitz» veröffentlichte und Hieber als Schulsprecher den Aufstand gegen die nazigebräunten Lehrer anführte, wurde ihre Verbindung, obwohl sie sich persönlich nie begegneten, noch stärker. Nun kämpften sie in einer politischen Parallelaktion für ein besse-



*Romantischer Klassiker:* Schriftsteller Walser.



res Deutschland. Als Hieber bei den Jusos eintrat, kam es zum Krach mit dem Vater, der es für ungehörig hielt, Mitglied einer Partei zu sein, erst recht bei den Sozis. «Nach seinem Tod», erzählt Hieber, «finde ich seine Mitgliedskarte der NSDAP – im Schrank auf dem Dachboden.»

In jenen Jahren machte im Wirtschaftswunderland BRD der VW-Käfer Furore («... und läuft und läuft und läuft»), und da Walser, der eine Frau und vier Töchter zu ernähren hat, schreibt und schreibt und schreibt, handelte er sich als «Volkswagen der deutschen Literatur» den bewundernden Spott der Branche ein. In diesem Volkswagen fuhr Hieber durchs Leben. Auch für ihn, wie für viele seiner Generation, leistete Walser «Seelenarbeit», und das gelang ihm, indem er sein Ich «pulverisierte» (wie von Barthes gefordert).

### Skandal um eine unbedachte Metapher

Er spaltete sich in unzählige Figuren auf, in einen Mystiker auf der Suche nach sich selbst und eine öffentliche Person im Rampenlicht, in einen Essayisten, einen Lyriker, einen Epiker, in einen Linken und in einen Rechten, und wenn er scheinbar von sich selbst erzählte, wie im Roman «Ein springender Brunnen», dann, zitiert Hieber den Kollegen Lothar Müller, enthielt «die Geschichte die kollektive Autobiografie seiner

### *Als Persona non grata verwandelte sich Walser nun mehr und mehr in eine Gestalt der Romantik.*

Leser». Deshalb tat Hieber gut daran, die diversen Walsers aus einer eindeutigen Perspektive zu beleuchten und das «Walser-Kollektiv» unter einem Begriff zusammenzufassen: «der Romantiker vom Bodensee».

Walser, ein Romantiker? Die These verblüfft. Gemeinhin wird Walser als «Chronist der Bundesrepublik» bezeichnet, als «Gesellschaftskritiker», als engagierter, der Aufklärung verpflichteter Autor. Aber allein schon die Volkswagenmetapher «... und schreibt und schreibt und schreibt» läuft auf ein Unendliches hinaus, also auf jene imaginäre Heimat, die die Romantiker in ihren Werken beschworen haben; und folgt man Hieber durch Walsers Werk, vor allem durch sein Spätwerk, muss man zugeben: Die These macht einen neuen, bisher nicht erkannten Walser sichtbar – in einem vielschichtigen, spannenden Roman, der aus einer Liebesgeschichte, einem Krimi und einer Elegie auf das Alter besteht.

Die Liebesgeschichte: Im Juni 1944 wurde die zwölfjährige Ruth Klüger in einem Viehwaggon vom Vernichtungslager Auschwitz zu einem Arbeitseinsatz transportiert. Später schreibt sie: «Da war ein Junge, (aus dem Waggon) von weiter gesehen, der eine Fahne geschwungen hat.» Dem Jungen im sommerlichen Feld gibt sie den

Namen Martin, denn in der Rückschau auf jene Jahre wurde er zu Walser, in den sie sich an der Uni Regensburg verliebt hatte. Verschiedener hätte die Herkunft der Liebenden nicht sein können. Sie war ein Holocaust-Opfer, er gehörte zum Tätervolk. Zwischen ihnen stand wie eine Mauer die Vergangenheit, und wie Hieber diese «Romeo und Julia»-Konstellation, die er als «Urszene der deutschen Nachkriegsliteratur» bezeichnet, mit einem von Walser entlehnten Verfahren zur Darstellung bringt, ist das Glanzstück des Buchs.

Das Verfahren nennt sich Bilokation und ist bekannt aus katholischen Heiligenlegenden und Märchen, der Lieblingsgattung der Romantik. Es ist «die Fähigkeit, als einzelnes Wesen zugleich an zwei Orten zu sein» (Hieber). Im «Springenden Brunnen» folgt die Hauptfigur, der junge Johann, einer Anita, der Tochter einer fahrenden Zirkusfamilie. Hinterher erweist es sich, dass Johann in der fraglichen Zeit einen Aufsatz über Winnetou verfasst hat – im Schulzimmer. Die Passage ahmt das romantische Doppelgängermotiv nach (zum Beispiel der Mönch Medardus mit seinem Alter Ego Viktorin in E. T. A. Hoffmanns «Die Elixiere des Teufels») und belegt, dass Walser nicht der Realist ist, für den man ihn gemeinhin hält.

Bis zu diesem Punkt geht Hieber literaturwissenschaftlich vor, aber dann begibt er sich seinerseits in eine Bilokation. Er ist zugleich bei Ruth Klüger (in Theresienstadt bei Regensburg, 1942 bis 1947) und bei Martin Walser (in Wasserburg am Bodensee, 1944/45). Ebenso ist er zugleich im «Springenden Brunnen» und in Klügers Erinnerungen «Weiter leben».

Dabei wird klar: Die «Urszene» ist eine tragische Liebesgeschichte. Der deutsche Romeo und die jüdische Julia kommen aus derart verschiedenen Welten, dass nicht einmal die Liebe die Mauer zwischen ihnen zu überwinden vermag. Trotzdem blieben sie einander verbunden – bis Walser seinen Roman über Reich-Ranicki veröffentlichte: «Tod eines Kritikers». Da erklärte Ruth Klüger, inzwischen eine weltberühmte Autorin, öffentlich das Ende ihrer Freundschaft mit Walser. Nicht Romeo und Julia starben, es starb ihre Liebe.



„Für diesen alten Fernseher gebe ich Ihnen höchstens 15 Franken.“

Der Krimi: Am 11. Oktober 1998 empfing Walser in der Frankfurter Paulskirche den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels, worauf ihn Ignatz Bubis, der Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland, der «geistigen Brandstiftung» zieh. Hatte er recht? In der Rede betrieb Walser Gewissensforschung. Er stellte fest, dass ihn die medial aufbereitete Beschäftigung mit dem Holocaust daran hindere, sich dem Schrecken des Faschismus zu stellen. Dabei verwendete er eine unbedachte Metapher, «Moralkeule Ausschwitz»; die verselbständigte sich und schlug heftig auf ihn zurück. Hieber sass damals als Redaktor des FAZ-Feuilletons in der Kommandozentrale des Taifuns, den Reich-Ranicki und Feuilleton-Chef Frank Schirrmacher entfachten, und man liest mit heißen Ohren, wie aus der «Grossdebatte» ein «Grossskandal» wurde.

Der Zufall will's, dass es zu Hiebers Buch einen grossartigen Film gibt. Denis Scheck hat ihn gedreht (noch bevor er von Hiebers Buch wissen konnte). In einem alten Mercedes fahren Scheck und Walser durch das nebelverhangene Walser-Land, und es ist ein ergreifender Moment, da der greise Dichter gesteht, in der Debatte um die Friedenspreisrede einen unverzeihlichen Fehler begangen zu haben. Als ihm Bubis die Hand zur Versöhnung bot, übersah er sie. Die Mauer, die schon zwischen ihm und Ruth Klüger bestanden hatte, blieb auch im wiedervereinigten Deutschland stehen.

### Wie ein Räuber Hotzenplotz

Elegie: Der linke Walser repräsentierte gemeinsam mit Böll, Grass und Enzensberger die bundesdeutsche Nachkriegsliteratur. Dann wünschte er sich in zwei aufsehenerregenden Reden die Aufhebung der deutschen Teilung. Er nahm Pfuiwörter wie «Vaterland» oder «Heimat» in den Mund und wurde damit, lang vor der Paulskirchenrede, zum Aussenseiter. Dann bekam er auch noch recht. Die Mauer fiel, doch löste das bei den linken Intellektuellen nicht etwa Selbstkritik aus, vielmehr verstärkte es den Hass auf den Kollegen, dem die Geschichte recht gab. Als Persona non grata verwandelte sich Walser nun mehr und mehr in eine Gestalt der Romantik. Mit wildbuschigen Augenbrauen und einem schwarzen Hut gleicht er heute ein wenig dem Räuber Hotzenplotz, und einsam (aber stets begleitet von seiner ihm treu ergebenen Ehefrau Käthe) marschiert er durch den deutschen Wald, wo es von Hexen und Kobolden, sprich von Gutmenschen und Moralbestien, nur so wimmelt. Walser weiss: Aus diesem Wald gibt es nur einen Ausweg. «Das Ende», schrieb er in «Messmers Reisen», «könnte so sein: Ein Andrang von allem und sofort. Eine Fülle zum Schluss. Wie nie zuvor.»

Martin Walser, den romantischen Klassiker in Jochen Hiebers furiosen Roman, könnte der Meister selbst erdacht und beschrieben haben.

# Schriftzug der Natur

*Oliver vom Hove*

**Ralph Waldo Emerson: Tagebücher.**  
Ausgewählt, kommentiert und aus dem  
Amerikanischen übersetzt von Jürgen Bröcan.  
Matthes & Seitz. 900 S., Fr. 97.90

«Amerika, du hast es besser / Als unser Kontinent, das alte / Hast keine verfallene Schlösser / Und keine Basalte.» So dichtete Goethe 1827, zu dessen Bewunderern der ein Menschenalter jüngere amerikanische Essayist und Dichter-Philosoph Ralph Waldo Emerson zählte. Er teilte Goethes Überzeugung.



**Tugend des Nonkonformismus:**  
Denker Emerson.

Im Jahr 1826 hatte der 1803 in Boston geborene Theologieabsolvent Emerson gerade die Approbation zum Prediger erhalten. Vor allem keine eigenwüchsigen Ideenvermittler habe Amerika, befand er, keine «Public Intellectuals». Also sprang der Pastorensohn aus dem Städtchen Concord, Massachusetts, in die Bresche: Gestärkt durch viel Belesenheit in abendländischer Philosophie- und Geistesgeschichte wie auch inspiriert durch eine frühe Reise über den Atlantik, beschloss er, selber Es-

says über die ewigen grossen Themen zu schreiben – über Schönheit, Freundschaft, Geschichte, Liebe, Kunst oder den Weltgeist. Vor allem aber über die Natur und ihre Wirkungsmacht auf das Leben des Menschen.

Aus dem alten Kontinent brachte Emerson Bewunderung für den deutschen Idealismus und eine Affinität zur europäischen Romantik mit. In einer Vielzahl von Tage- und Notizbüchern sammelte er, der die Pfarrersplichten bald niedergelegt hatte, Eindrücke und Erfahrungen, die ihm als Grundlage für Vorträge und Essays dienten. Bei aller Anerkennung der Errungenschaften europäischer Kultur suchte er für den Geist Amerikas einen selbständigen Weg.

Dieser Weg führte für Emerson in die Natur. Inmitten einer im Aufbruch befindlichen Pionier- und Erwerbsgesellschaft propagierte er eine Rückbesinnung auf die Kräfte einer mit der Natur im Einklang stehenden Lebensweise. Der Pantheist Emerson, der die Erscheinungen der Natur als Quelle göttlicher Offenbarung sah, stellte sich gegen Francis Bacons Lehre von der

## *Aus dem alten Kontinent brachte Emerson Bewunderung für den deutschen Idealismus mit.*

Herrschaft des Menschen über die Natur und damit gegen eine bloss mechanistische Auffassung der Natur als Rohstoff zur Ausbeutung.

Auf langen Spaziergängen rund um Concord suchte er Anschauung und Denken zusammenzufügen: «In diesem angenehmen bussfertigen Waldleben, das Gott mir gewährt, will ich Tag für Tag meine redlichen Gedanken ohne Vorblick oder Rückblick aufzeichnen. Mein Buch sollte nach Tannen duften und widerhallen vom Summen der Insekten.»

## **Krummes Holz der Humanität**

Dieses Tagebuch umfasst in der amerikanischen Ausgabe 8500 Seiten. Nun ist erstmals eine grössere deutsche Edition davon erschienen: 900 Seiten, kenntnisreich ausgewählt, übersetzt und kommentiert von Jürgen Bröcan. Alles, was Emerson der Natur zuschreibt, ist von einem metaphysischen Bedürfnis bestimmt. Er berief sich auf den transzendenten Idealismus und scharte in Concord gleichgesinnte Gefolgsleute um sich, darunter den Romancier Nathaniel Hawthorne und den jungen Aussteiger und radikalen Rebellen Henry David Thoreau, der Emersons Appell weitertrieb bis zur Flucht aus der Gesellschaft in eine selbstgezimmerne Waldhütte und später, als Staats- und Steuerverweigerer, in seinen vielbeachteten Aufruf zum zivilen Ungehorsam.

Emerson war da aus einem anderen Holz geschnitzt: aus Kants krummem Holz der Humanität. Dass das Individuum sich nicht ohne Gemeinschaft entwickeln kann, war dem

Denker bewusst. Sein wacher Sinn des Nordamerikaners für die Realitäten bezog auch die Errungenschaften der Technik ausdrücklich ein. «Furcht bedrängt den Bau der Eisenbahn, doch wenn sie fertig ist, wird sie amerikanische Kraft und Schönheit sein», schreibt er im Sommer 1843 ins Tagebuch.

In seinen Essays, insbesondere in der programmatischen Ermutung zur «Self-Reliance», empfahl er den Amerikanern die Tugend des Nonkonformismus und lebte ihn vor: Die Sklavenhaltung prangerte er an, und gegen die Diskriminierung der Schwarzen trat er (nach jugendlicher Fehleinschätzung) landauf, landab in Vorträgen auf. Eine freiheitliche, selbstverantwortliche und naturzugewandte Lebensgestaltung blieb die Maxime der Transzendentalisten, von denen auch später wesentliche Impulse für die Sklavenbefreiung, die Entstehung der Frauenbewegung und des Naturschutzes ausgingen.

Die USA haben sich seit ihrer Gründung 1776 als Demokratie bewährt. Nun aber laufen sie Gefahr, diese Demokratie, zu deren so massgeblichen wie wortmächtigen Verfechtern Emerson zählte, am Roulettetisch der politischen Hasardeure zu verspielen. In Emersons Essay «Selbstvertrauen» heisst es zu dieser Bedrohung: «Die sauren Gesichter der Masse werden auf- und abgesetzt, wie der Wind weht und wie es eine Zeitung vorschreibt. Dennoch ist die Unzufriedenheit der Masse furchtbarer als die des Senats oder der Fakultäten [...] Wenn die Unwissenden und Armen aufgehetzt werden, wenn die unverständige tierische Gewalt, die auf dem Boden der Gesellschaft ruht, zum Grollen und Gesichterschneiden gebracht wird, bedarf es einer Haltung von Grossherzigkeit und frommer Pflicht, sie wie ein Gott als belanglose Kleinigkeit zu behandeln.» Auch hier zeigt sich der Einfluss der antiken stoischen Schule auf den Verfasser.



„Vielleicht können wir ihn im Aufsichtsbereich einsetzen ...“





*Unverwechselbare Stimme:* Autorin Clavadetscher.

## Gedanken der Gemalten

*Daniel Weber*

**Martina Clavadetscher:** Vor aller Augen.  
Unionsverlag, 240 S., Fr. 33.90

Sie hat es satt. Seit 500 Jahren wird Cecilia Gallerani angestarrt. Und nicht nur das: Experten rücken der «Dame mit dem Hermelin», die Leonardo da Vinci 1489 porträtiert hat, auf den Leib mit ihren Gerätschaften, «mit ihren Lichtern, Wellen, Kameras, machen Bilder und nehmen Proben, blenden mit Strahlen und blicken hinein in jede Faser meines Selbst». Darum macht Cecilia Gallerani ihrer Empörung Luft: «Basta! Es wurde genug geschaut!»

Denn jetzt will sie ihre Geschichte erzählen, die Geliebte des Herzogs von Mailand, Ludovico Sforza, der ihr Bild in Auftrag gab. Sie erzählt, wie sie ihr ungeborenes Kind in sich spürte, als Leonardo sie malte; wie Ludovico sie und ihren gemeinsamen Sohn verstieß; und wie ihr Bild nach ihrem Tod von den Wirren der Zeitläufe an alle möglichen Orte verschlagen wurde, bis es schliesslich in Krakau landete. Was in da Vincis Gemälde als blosse Andeutung «lebt und lauert», weiss nur Cecilia Gallerani. Es mit-

zuteilen, dafür gibt ihr die Autorin Martina Clavadetscher eine rebellische Stimme.

Die Idee ist nicht neu. In Gert Hofmanns schönster Erzählung etwa, «Der Blindensturz» (1986), nach dem gleichnamigen Bild von Pieter Bruegel dem Älteren, sind es die Blinden, die den Tag schildern, an dem sie gemalt werden. Wieder und wieder müssen sie in den Graben stürzen, damit der Maler sie in ein Meisterwerk verwandeln kann. Ein Werk, das durch die Perspektive jener, die es erst ermöglichen, eine irritierend neue Dimension erhält.

### «Wollüstig wie eine Katze»

Diesen Effekt nutzt auch Martina Clavadetscher: Sie macht Objekte zu Subjekten, indem sie von berühmten Malern porträtierten Frauen das Wort erteilt. «Diese Frauen haben es verdient, wahrgenommen zu werden», schreibt sie im Nachwort. «Deshalb war ich so anmassend, sie nochmals mit Buchstaben zu zeichnen.»

Martina Clavadetscher kann sich diese Anmassung erlauben. Die 1979 geborene Inner-schweizerin schreibt so unverwechselbar und eigenständig wie kaum jemand unter den jüngeren Schweizer Autoren. Ihre beiden Romane «Knochenlieder» (2017) und «Die Erfindung des Ungehorsams» (2021) gehören zum Stärksten, was die Schweizer Literatur in den letzten Jahren zu bieten hatte: Ihre Texte sind von

hoher poetischer Dichte, raffiniert verschränkt sie darin erzählerische, lyrische und dramatische Elemente. Das verleiht ihnen einen be-zwingenden Rhythmus, einen suggestiven Sog. «Die Erfindung des Ungehorsams» wurde letztes Jahr mit dem Schweizer Buchpreis ausgezeichnet. Als «waghalsig» bezeichnete die Jury treffend den Roman, der ein aktuelles Thema geschickt in drei Erzählsträngen variiert: die sich verwischende Grenze zwischen Mensch und Maschine im Zeichen der Fortschritte der künstlichen Intelligenz und der Robotik.

### Glänzende Erfinderin

Dass Martina Clavadetscher in ihrem neuen Buch neunzehn ganz unterschiedliche Erzählerinnen auftreten lässt, zeugt von schrift-stellerischer Virtuosität. Worüber reden die Frauen in den kurzen Kapiteln, an deren Anfang immer das entsprechende Gemälde gezeigt wird? Dort, wo es die Quellenlage hergibt, erfährt man Wissenswertes über die Biografien der Gemalten, über oft schwierige Lebensumstände und kränkende Zurückweisungen. So berichtet Victorine Louise Meurent, das bevorzugte Modell vom Edouard Manet, der sie 1863 als «Olympia» porträtierte, wie man ihr auf dem Bild den «Blick einer Prostituierten» attestierte und Charles Baudelaire sie «wollüstig wie eine Katze» nannte. Dass sie selber eine ambitionier-te Malerin war, hat nicht nur Manet ignoriert. Fast alle ihre Werke gelten als verschollen.

Wo Clavadetscher erfindet, tut sie es glänzend. Wie bei der unbekanntenen Frau auf Paul Gauguins «Vahine no te tiare» («Die Frau mit der Blume»). Das 1891 auf Tahiti entstandene Bild zeigt eine sitzende Eingeborene im hochgeschlossenen

*«Diese Frauen haben es verdient,  
wahrgenommen zu werden»,  
schreibt die Autorin im Nachwort.*

Kleid, ihr Blick geht am Betrachter vorbei ins Weite, das ebenmässige Gesicht wirkt selbst-bewusst und stolz. Tevahine, wie Clavadetscher die Frau nennt, hat Gauguin durchschaut. Un-auffällig «sah ich ihm dabei zu, wie er uns zu-sah, und dachte darüber nach, was er wohl über uns dachte». Und sie erkennt: «Er suchte jenes verlorene Reich, das sie uns genommen haben.»

Darum läuft Tevahine zunächst aufgebracht davon, als der Maler sie zu skizzieren beginnt. Dann ändert sie jedoch ihre Meinung. Sie zieht sich ein anderes Kleid an – «weil ich entscheide, wie mich alle sehen sollen» –, geht zu ihm zu-rück und lässt sich malen. Aus ihrem Nein wird «ein mächtiges Ja». Diese Entscheidung ist ihr Triumph: «Er war mir unterlegen. Er wollte mein Bild, und ich gab ihm die starke Maori.» Gauguin muss das erkannt haben – sonst hätte er sie nicht so malen und Tevahine hätte ihre Geschichte nicht so erzählen können.



*Doppelte Vergesslichkeit:* Soldaten der deutschen Ostafrika-Schutztruppe.

## Es war einmal in Afrika

*Manfred Loimeier*

**Abdulrazak Gurnah:** *Nachleben.*  
Aus dem Englischen von Eva Bonné.  
Penguin. 381 S., Fr. 36.90

Nun liegt er also in deutschsprachiger Übersetzung vor: der jüngste Roman des Literaturnobelpreisträgers Abdulrazak Gurnah. «Nachleben» heisst das Buch des Autors aus Sansibar, der seit rund fünfzig Jahren in Grossbritannien lebt. Mehrere seiner Bücher, etwa die jüngst wiederveröffentlichten Romane «Ferne Gestade» und «Das verlorene Paradies», weisen Bezüge zu Deutschland auf, aber keiner seiner bisherigen Romane ist so ausführlich der deutschen Kolonialvergangenheit und Nachkriegszeit gewidmet wie «Nachleben».

Zwar geht es in «Nachleben» vorrangig um die deutsche Kolonialvergangenheit in Ostafrika, aber der Titel des Buches deutet bereits an, dass diese Vergangenheit nicht abgeschlossen ist, sondern bis in die Gegenwart nachwirkt. Zumindest aus ostafrikanischer Sicht, denn in Tansania, wo der Roman spielt, ist Deutschland deutlich präsenter, als es umgekehrt Tansania in Deutschland ist.

Und insofern wird damit deutlich, dass Abdulrazak Gurnahs Roman an eine doppelte Vergesslichkeit in Deutschland erinnert, nämlich an das Vergessen der Kolonialzeit einerseits und an das Vergessen der diploma-

tischen Beziehungen zur DDR andererseits. Denn diese hatte einst im Rahmen einer eigenen Afrikapolitik in Tansania Schwerpunkte zu setzen versucht.

Zwei junge Männer stehen im Mittelpunkt des Romans: Zum einen ist das Ilyas, der als kleiner Junge von seinen Eltern weglief und von einem Offizier der Schutztruppe einem deutschen Kaffeepflanzer übergeben worden war. Dieser Farmer schickte Ilyas auf eine Missionsschule, und anschliessend meldete sich Ilyas als Askari, als Hilfssoldat für die deutsche Kolonialarmee.

Zum anderen ist es Hamza, der von seinem verschuldeten Vater einem Kaufmann als Pfand gegeben wurde. Wie Ilyas meldet auch er sich für die Kolonialarmee und wird eine Art Adjutant für einen Oberleutnant, der ihm die deutsche Literatur nahebringt. Nach dem Krieg, dem Ersten Weltkrieg, heiratet Hamza Ilyas Schwester Afiya, aber von Ilyas selbst fehlt jede Spur. Nach ihm nennen Hamza und Afiya ihren neugeborenen Sohn ebenfalls Ilyas – und zu diesem scheint Onkel Ilyas auf magische Weise zu sprechen.

### Anspielungen auf Heine und Schiller

Das Besondere ist nun, dass sich der junge Ilyas auf die Spur seines Onkels macht, womit die Handlung des Romans bis Ende der 1960er Jahre fortgesetzt wird. Und so, wie der Roman damit auf zwei Zeitebenen spielt – der Kolonialzeit und der Nachkriegszeit des geteilten Deutschlands –, so spielt er auch auf zwei Handlungsebenen: einer fiktionalen und einer faktischen.

Die Figur des literaturbeflissenen deutschen Oberleutnants ist nämlich der historischen Person des Generalmajors Paul von Lettow-Vorbeck nachempfunden. Wie Lettow-Vorbeck treibt der Oberleutnant sein Regiment durch den Osten Afrikas und entzieht sich dem Zugriff der siegreichen britischen Armee. Und weil Lettow-Vorbeck als Befürworter eines deutschen Kolonialismus noch während des Nationalsozialismus verehrt wird und weil «Heia Safari», der Titel seiner Autobiografie, noch heute ein geläufiger Begriff ist, zeigt sich, wie lange Vergangenheit lebendig ist.

Auch die Figur des älteren Ilyas – sein Name ist selbstverständlich allein schon Programm – beruht auf einer historischen Persönlichkeit.

*In Tansania ist Deutschland deutlich präsenter, als es umgekehrt Tansania in Deutschland ist.*

Gurnah reicht sie gegen Ende seines Romans kurz nach, und tatsächlich lebte Ilyas, genauer: Bayume Mohamed Husen, als Swahili-Lehrer und Filmschauspieler in Hamburg und Berlin. Im Jahr 1944 wurde er wegen Rassenschande ins Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht, wo er starb. In seinen Filmen spielte er an der Seite von Hans Albers und Zarah Leander – diese Namen kennt man, denjenigen von Bayume Mohamed Husen hat man sich wohl nie gemerkt.

Und so ist der Roman «Nachleben» in der sorgfältigen Übersetzung von Eva Bonné gewissermassen Pflichtlektüre für Deutsch-



sprachige. Nicht nur wegen der historischen Figuren, sondern auch wegen zahlreicher Anspielungen auf die Lyrik von Friedrich Schiller oder Heinrich Heine. Ihr literarisches Schaffen ist in Gurnahs Roman durchgehend präsent – nun muss nur noch Gurnahs literarisches Schaffen umgekehrt im deutschsprachigen Raum gegenwärtig werden.

## Linkssein muss man sich leisten können

Joan Meier

Annahita Esmailzadeh (und andere):

Gen Z – Für Entscheider:innen.

Campus. 192 S., Fr. 29,90

Die Generation Z – zu ihr zählt man die zwischen 1997 und 2012 Geborenen – kurz zu erklären, ist einfach: Tiktok, «Fridays for Future» und Diversity. Damit befasst sich das Buch «Gen Z – Für Entscheider:innen», das von jungen sowie schon älteren Autoren verfasst wurde. Es soll Managern helfen, die junge Generation besser zu verstehen.

Unter den sechs Herausgebern befindet sich das Jungunternehmerpaar Yaël Meier (siehe Seite 88) und Jo Dietrich, die eine Agentur für Gen-Zler gegründet haben. In 27 Kapiteln erzählen Autoren aus den unterschiedlichsten Branchen von ihrem Business oder ihren Erlebnissen mit der Generation Z. Das Buch widmet sich grossen Fragen. Beispielsweise, wie man denn die Gen Z als Mitarbeitende gewinnt. Oder wie man sie als Zielgruppe erreicht.

### Zu den «Guten» gehören

Je länger man jedoch liest, desto düsterer wird das Bild dieser jungen Generation – insbesondere für politisch nicht links stehende Unternehmen. Unabhängig davon, dass im Buch durchgehend mit Doppelpunkt gegendert wird (z. B. «Manager:innen»), macht es in aller Deutlichkeit klar: Die Gen Z steht politisch links. Und sie kann sich diese Position leisten.

Das zentrale Thema: Klimaschutz. Die junge Generation will in einem Unternehmen arbeiten, das «Gutes» tut. «Die Gen Z will stolz darauf sein, zu den Guten zu gehören», heisst es. Ein Unternehmen, das mit einer «sozialen oder ökologischen Sauerei» aufgefallen ist, meiden Jugendliche. Sie fürchten sich davor, von ihren Netzwerkfreunden schief angesehen zu werden. Das passt zur heutigen Cancel-Culture und zu den Gutmenschen, die hinter jeder Ecke im Internet lauern.

Ein Punkt, der immer wieder erwähnt wird: Die Gen Z will einen Beruf ausüben, mit dem sie einen Mehrwert für die Gesellschaft leistet. Sie will einen bedeutenden Impact auf andere haben. Das Buch ist über weite Strecken ein Forderungs-

katalog: Junge wollen flexiblere Arbeitszeiten, wollen bestimmen, wo sie arbeiten, und wollen eine Art «Influencer-Chef» haben – ein Vorbild, zu dem man aufblicken kann.

Die Generation Z kann es sich erlauben, Forderungen zu stellen. In den nächsten Jahrzehnten gehen viele Arbeitstätige in Pension, und weniger Junge kommen nach. Unternehmen müssen sich künftig also noch mehr bemühen, die Jugendlichen für sich zu gewinnen.

Die Gen Z unterscheidet sich eigentlich nicht gross von anderen aufstrebenden Generationen wie zum Beispiel den 68ern. Der Unterschied: Die Gen Z sei «mächtiger», schreibt ein Autor. Deshalb sind die Autoren überzeugt: «Wirtschaftlicher Erfolg wird ohne Umdenken in puncto Nachhaltigkeit langfristig nicht mehr möglich sein.» An einer anderen Stelle heisst es: «Diversität geht alle Unternehmen in Deutsch-

GENEVA | LUGANO | ZÜRICH | LUXEMBOURG  
| BEIJING | HONG KONG

Swiss tradition.  
European roots.  
Eastern expertise.  
To meet both  
your personal and  
corporate needs.

Wealth Management &  
Corporate Advisory solutions.  
www.bil.ch

BIL  
1856  
BANQUE INTERNATIONALE  
À LUXEMBOURG  
| SUISSE

land etwas an. [...] Alle anderen werden es nicht überleben.» Die Verfasser prophezeien konservativen Firmen eine düstere Zukunft.

Doch nicht alle Erkenntnisse klingen so dramatisch. Die Antwort auf die Frage, wie man die Jungen heutzutage im Internet erreiche, lautet wie folgt: über authentische Tiktok-Videos. Mit einem Gesicht, das die Marke gegen aussen vertritt – einem hauseigenen Influencer. Allenfalls auch mit herkömmlichen Marketing-Massnahmen wie Game-Events, Geschenkgutscheinen oder bedruckten Kondomen.

Alles in allem zeichnet «Gen Z – für Entscheider:innen» das Bild einer jungen, grösstenteils linken Generation. Für das Management einer Unternehmung mag das Buch Anregungen liefern, um zu verstehen, wie Jugendliche ticken.



## Die Bibel

### Die Queen – eine Botschafterin

*Christus spricht: Mein Königreich ist nicht von dieser Welt (Johannes 18, 36).* – Königin Elisabeth II. zog siebzig Jahre lang grosse Aufmerksamkeit auf sich, obwohl ihr vieles fehlte, wonach der Zeitgeist gierig ist: markige Sprüche, Bühnentänze, umwerfende Heldentaten, Moralisiererei. Zu all dem war sie eher das Gegenstück und schien etwas zu verkörpern, was verborgen und doch allseits gefragt ist. Zunächst war sie die Monarchin, was so viel wie Alleinherrscherin bedeutet. Ihre Herrschaft übte sie freilich zurückhaltend aus. Genau gesagt: überhaupt nicht. Das entspricht der konstitutionellen Monarchie. Und noch mehr entsprach es ihrer Person.

Herrschaft und Macht sind das Dilemma jeder menschlichen Gemeinschaft. Die Gemeinschaft muss, um das Recht zu schützen, eine zuständige Instanz bezeichnen und diese mit Macht ausstatten. Die Machtausübung ist jener Bereich, in dem der Mensch am häufigsten und am blutigsten scheitert. Jacob Burckhardt schrieb dazu: «Und nun ist die Macht an sich böse, gleichviel wer sie ausübe. Sie ist kein Beharren, sondern eine Gier und eo ipso unerfüllbar (...)» Die Politiker betreiben Machtspiele unter dem Vorwand, die Welt zu verbessern. Erweisen sich ihre Beschlüsse als falsch, dann pfuschen sie oberflächliche Korrekturen herbei, anstatt die Fehlentscheide zu versenken. Den Status quo auszuhalten, ist eine echte Herausforderung. Er ist nämlich viel besser als sein Ruf.

In dieser Hinsicht war die Queen faszinierend. Sie machte nichts, sie war etwas. Sie war eine Botschafterin des Königreichs Christi, während die *troubles* in ihrer Familie zugleich die Zustände dieser Welt abbildeten. Ihre Untätigkeit als Herrscherin wäre die beste Inspiration für die Weltverbesserer in den Parlamenten und Regierungen. Politiker, die nichts machen, sind, öfter als man denkt, die wahrhaftige Lösung.

Peter Ruch

# Die Zeit wird in sein Werk fallen

Für mich ist der Bieler Parzival einer der grössten Künstler unserer Zeit. Seine Mission folgt einer radikalen Logik. Aus ihr schöpft sich die Schönheit seines Schaffens.

Thomas Hirschhorn

Dieser Text ist eine Hommage. Es freut mich, dass ich mit meinen Worten schreiben kann, warum die Zeit in Parzivals Werk fallen wird – dies im Gegensatz und Widerspruch zum Ausdruck: «Er oder sie ist aus der Zeit gefallen.» Als Erstes will ich klären, dass Parzival ein Künstler ist; er ist kein «Original», kein «Verrückter», kein «Aussenseiter», wenn man davon ausgeht, dass wir Künstlerinnen und Künstler alle Aussenseiterinnen und Aussenseiter sind. Denn wenn wir das nicht wären, warum sollten wir Kunst machen?

Parzival ist deshalb ein ideales Beispiel dafür, dass der Begriff «Aussenseiter-Kunst» nicht greift und nicht zählt, denn dieser Begriff ist deshalb sinnlos, weil alles nur eine Frage der Zeit ist. Es gibt Künstlerinnen und Künstler, die sind «zeitgenössisch», und es gibt jene, auf deren Werk die Zeit wartet – Parzival gehört zu ihnen, denn, banal gesagt: Er ist seiner Zeit voraus. Erst kürzlich hat der Ausstellungsort Juraplatz/Place du Jura in Biel Parzivals Arbeit unter dem Titel «Weltwährungskiosk» eine Ausstellung gewidmet.

## Wundervolles Atelier

Parzival – ich hatte das Glück, ihn 2017 bei den Vorarbeiten für die «Robert Walser-Sculpture» in Biel im einzigartigen «Café Brésil» kennenzulernen – verkörpert mit seiner Kunst, seiner Person und seiner Mission ein hochaktuelles Künstler-Sein, getragen von Universalität, Singularität und Radikalität.

Wer mit Parzival zu tun hat, weiss, dass er oder sie es mit einem Künstler zu tun hat, das heisst mit jemandem, der eine Vision hat und der auch die Fähigkeit besitzt, dieser Vision eine Form zu geben. Eine Form, die sich in seiner Erscheinung zeigt, von den grünen Schuhen bis zu der mit Federn geschmückten Schweizer Soldatenmütze. Eine Form, die er laufend mit unbegrenztem Einfallsreichtum erfindet. Wie mit seinem selbstgemachten «Klima-Generalabonnement für Benzinmotorenfreies Reisen» oder dem von ihm in Umlauf gebrachten, nur einseitig be-

druckten (die andere Seite muss mit einem persönlichen Kunstwerk bestätigt werden) und tatsächlich funktionierenden «Esperogeld» – ich konnte in Biel tatsächlich einen Milchkaffe damit bezahlen.

Was immer Parzival macht, besitzt eine klare, kompromisslose, radikale Logik, es ist seine Logik, und aus dieser singulären Logik schöpft sich das Schöne in seinem Werk. Sein

*Beeindruckend ist, wie Parzival «es durchzieht», wie man in der Schweiz sagt, und das seit Jahrzehnten.*

Atelierhaus in Sonceboz-Sombeval ist wunderbar und wundervoll mit unzähligen, dichten – mit Energie geladenen – Kunstwerken ausgestattet. Parzival arbeitet und lebt dort seit zehn Jahren «nuklearstromfrei», das heisst, er lässt sich dies vom lokalen Elektrizitätswerk bestätigen und bezahlt einen Aufpreis dafür. Früher hat er 28 Jahre lang absolut «strom-

frei» gelebt. Nur schon daran sehen wir, dass die Zeit kommen wird – eigentlich ist sie schon da –, in der das Werk Parzivals als Kunst – als Form, als Haltung und als Aktion – inmitten der allgemeinen Kunstgeschichte verstanden werden wird. Die Zeit wird urplötzlich da sein, überreif: Sie wird in sein Werk fallen.

Parzival macht seit 1985 Kunst, er selbst bezeichnet seinen «Velotaxi-Prototyp», den er 1985 in Biel erfunden und aktiviert hat, als seine erste Kunstaktion. Er ist ein Künstler-Aktivist, er ist kein Künstler und Aktivist, sondern er ist beides, das heisst, er ist der Aktivist seiner Kunst, so, wie das jeder Künstler und jede Künstlerin sein muss. Das Beeindruckende dabei ist, wie Parzival «es durchzieht», wie man in der Schweiz sagt, und das seit Jahrzehnten.

## Humor und Schlagfertigkeit

Mich besticht, neben ganz vielen seiner Kunstaktivitäten, wie er seit 25 Jahren in der Cafeteria der Migros-Filiale Madretsch in Biel jeden Donnerstag um 14 Uhr seine «Espero-Rondo de Bielo» aufbaut, einen Ort, wo Esperanto gesprochen wird und gelernt werden kann. Ob jemand kommt oder nicht: Parzival ist da, er ist präsent. Und es hat mich ungemein gefreut, dass Parzival, als wichtiger Teil der «Robert Walser-Sculpture», im Sommer 2019 jeden Tag, 86 Tage lang, den ganzen Tag präsent war und produziert hat.

Parzivals Kunst ist fordernd, überfordernd, exzessiv, unmässig, ausschweifend, ausufernd – so, wie es jede gute Kunst ist. Was gerahmt, was kalkuliert, was domestiziert ist, was abgeschlossen ist, was lohnend ist, ist keine gute Kunst. Er ist bereit, den Preis für seine Arbeit zu bezahlen, denn er macht seine Arbeit aus unwiderstehlicher Dringlichkeit und mit absoluter Notwendigkeit. Die Form dazu, überzeugend, leuchtend und insistierend, hat er gefunden: Er ist aktiv, er bewegt sich, er ist präsent, seine Gestalt – immer friedlich – ist «Mitteilung» an sich.

Dazu wird gearbeitet, er notiert, er füllt leere oder bedruckte Seiten, er überzeichnet,



*Begnadeter Performer:* Parzival auf der «Robert Walser-Sculpture» in Biel.





Seiner Zeit voraus: Parzival mit dem «Weltwährungskiosk» am Juraplatz in Biel.

er collagiert, er kommentiert, er übersetzt (in Esperanto), er erfindet neue Begriffe. Mit Begriffen wie «Model Soldato», «Weltwährungskiosk», «Stabilité du climat oblige», «Le gouvernement mondial», «Klimasoldat» – in Esperanto, in Französisch oder in Deutsch – greift er ins Geschehen der Welt ein, mit Humor und Schlagfertigkeit. Parzival ist ein begnadeter Performer, weil er mit seinem inneren und äusseren Sein etwas zu sagen hat; er ist kein Künstler, der am Vernissageabend für das Eröffnungspublikum eine Performance darbietet. Er «performt» seine Kunst jeden Tag, jede Stunde, jeden einzelnen Moment seines Lebens.

### Tischsets für Biden und Putin

Der Künstler Parzival insistiert mit seiner Form, und diese Insistenz ist an sich Form. Ich verstehe es als etwas für ihn sehr Wichtiges, Grundlegendes, Essenzielles, etwas, woran er immer arbeitet. Er formt, er bildet, er fügt hinzu, er schafft neu, er gibt neue Form; er macht keine Wiederholungen oder Varianten,

und er schafft es im Gespräch, dass seine Obsession, «eine Weltregierung zu bilden, die Esperanto spricht und die den globalen Frieden verordnet», ernst genommen wird. Gerade weil es einerseits absolut zwingend und logisch und andererseits utopisch ist – was ist das sonst, wenn nicht grosse Kunst?

Parzival sagte mir, als ich ihn informierte, dass ich einen Text über sein Werk schreiben werde: «Wenn du als Erstes schreibst, dass

*Parzivals Kunst ist fordernd, überfordernd, exzessiv, unmässig, ausschweifend, ausufernd.*

Biden und Putin Esperanto lernen sollen, um sich in einem chinesischen Restaurant zu treffen und zu diskutieren, kannst du nachfolgend schreiben, was du willst!» So ist Parzival, so arbeitet der Künstler Parzival: Er versucht pausenlos, ohne Unterlass, bei jeder Gelegenheit hemmungslos einzig seiner Mission gewidmet, den anderen für sein Anliegen

zu gewinnen oder einzusetzen. Selbst hat er bereits die Tischsets für das Treffen von Biden und Putin geschaffen, sie liegen im Restaurant «Senk Hok Buffet» im Bahnhof von Sonceboz-Sombeval bereit.

### Soldat des Friedens

Parzival hat eine Mission, eine Mission, die er sich selbst gegeben hat. Es geht ihm um das Ganze, das Universelle, die eine Welt, den Planeten Erde. Nie geht es ihm um das Persönliche, um das Partikulare, um sein Talent oder um Selbstverwirklichung. Er arbeitet und kämpft für etwas, er kämpft für eine friedliche Welt, für eine gewaltfreie, für eine nuklearfreie Welt, für eine ökologische Welt. Eine Mission haben heisst: für etwas kämpfen, egal, ob man diesen Kampf gewinnt oder nicht, eine Mission haben ist der harte Kern des Künstler-Seins, denn nie kämpft der Künstler oder die Künstlerin gegen etwas. Parzival wird seine Mission erfüllen, das heisst, er wird weiterkämpfen, so, wie er schon seit so langer Zeit kämpft. Parzival ist ein Soldat.

## Fernsehen

# Trödel-Show mit Superquoten

René Hildbrand

Bares für Rares: ZDF. Täglich, 15.05 Uhr

Im deutschen Fernsehen gibt es eine Unterhaltungssendung, die ohne Showtreppe, Stars oder Quiz-Superhirne auskommt – aber dennoch mindestens so erfolgreich ist. Und das im Nachmittagsprogramm. «Bares für Rares» erreicht täglich rund drei Millionen Zuschauer. Bestmarke. Wenn die Sendung ab und zu im Hauptabendprogramm läuft, sind es noch viel mehr. Das Rezept ist einfach: Ganz gewöhnliche Menschen bieten Krimskrams, Raritäten und Antiquitäten an, die sie im Estrich aufgestöbert beziehungsweise geerbt haben.

Den Leuten immer ganz zugewandt, hört sich Moderator Horst Lichter die Geschichten hinter den Fundstücken an. Händler und Experten begutachten und bewerten die Objekte und teils skurrilen Exponate. Nach der Begutachtung bekommen die Bewerber Gelegenheit, ihre Ware an den Höchstbietenden zu verkaufen. Gar nicht so selten kommt es vor, dass sich unter den Objekten Trouvaillen befinden. Mutter und Tochter brachten ein über 300-jähriges pontifikales Brustkreuz in die Sendung mit. Erlös: 42 000 Euro.

Einen beträchtlichen Anteil am Erfolg der Sendung hat der Moderator Horst Lichter. Er ist selber eine Rarität. Der sechzigjährige Rheinländer (Markenzeichen: Zwirbelbart) war früher Gastronom und wurde im deutschsprachigen Raum unter anderem mit der Talk- und Kochsendung «Lafer! Lichter! Lecker!» populär. Das ZDF hat die Lebensgeschichte von Horst Lichter filmisch umgesetzt und sich dabei für den Titel entschieden, den der Protagonist über seine Autobiografie setzen liess: «Keine Zeit für Arschlöcher».



Ist dies das Ende des Lieds? Dixon.

## Techno

# Tanz mit dem Underground-Star

Mark van Huisseling

Dixon: 10 Jahre Naturklang. Landesmuseum, Zürich. 24. September

Bevor er sich an die Arbeit macht, isst er etwas, zum Beispiel Steak mit Salat, und trinkt dazu zwei Gläser Rotwein. Danach, meist kurz vor Mitternacht, legt er sich rasch hin, bis der Tourmanager ihn abholt; gäbe es den Begriff *disco nap* noch nicht, müsste man ihn dafür erfinden. Kommenden Samstag allerdings tritt er in Zürich an einer sogenannten Day-Party auf – sein Slot dauert von 21.30 bis 23.30 Uhr.

Der 47-jährige Steffen Berkahn ist Discjockey. So kann man es auch sagen. Wie man sagen kann, Urs Fischer sei Fussballtrainer. Dixon war viermal in Folge die Nummer eins auf der Top-100-DJs-Liste von *Resident Advisor*, einem Online-Musik- und -Klubkulturmagazin. Fachjournalisten loben sein Werk: «Mit einer scheinbar ununterbrochenen Qualitätsveröffentlichungsserie hat er sich

weltweit Respekt erarbeitet» (*Halcyon*, ein Online-Musikmagazin aus New York).

Mit anderen Worten: Er ist der berühmteste DJ, von dem Sie noch nie gehört haben. Beim breiten Publikum nicht so bekannt wie David Guetta, Avicii, der vor vier Jahren mit 28 verstarb, oder Calvin Harris. Er ist kein Hitkünstler. Es gibt keine Tracks von ihm, die man kennt und mitsingen könnte, allein schon deshalb, weil die meisten ohne Gesangsstimmen auskommen, da solche einen Verstoss gegen die reine Lehre darstellen.

## Berliner Schule

Guetta oder Harris sind Popstars; wenn sie auftreten, gibt es nicht bloss Musik, sondern auch Tortenschlachten und Goldregen. Wenn Dixon, der die Buchstaben D und J vor seinem Künstlernamen gestrichen hat, spielt – er sagt nicht «auflegen» –, gibt's eine «Keine-Show-Show»: Er steht hinter dem Mischpult, dreht an Knöpfen, schiebt Regler herum. Interaktion mit Besuchern findet kaum statt, er verteilt keine Mützen mit seinem Namen drauf. «Die Leute sollen tanzen und den Rest vergessen», sagte er mir vor einem Auftritt in München.

Wenn Guetta, ein Franzose, der Operettenkomponist Jacques Offenbach wäre, dann wäre

„Anscheinend eine Art Gottheit oder sowas“.



Dixon der Experimentalmusiker Karlheinz Stockhausen. Harris, ein Schotte, macht Remixe für Katy Perry und Rihanna, die Milliarden Male gestreamt werden; Dixon hingegen arbeitet mit Depeche Mode oder LCD Soundsystem zusammen, Künstlern, die von anderen Künstlern bewundert werden.

Hätte Musik eine Farbe, wäre seine dunkel, nicht Tiefschwarz, eher Mitternachtsblau. Die Beats kommen langsam, dafür hart; die Berliner Schule hat Einfluss auf ihn gehabt – oder umgekehrt. Er gibt dem Publikum nicht das, was es erwartet, holt es nicht ab mit den üblichen Hooks. Verkürzt: Er ist Underground. Weshalb er in Zürich nicht im Hallenstadion auftritt, sondern im Landesmuseum am Zehnjahr-Jubiläum von Naturklang, einer Partyreihe mit dem Slogan «Nette Leute tanzen zu guter Technomusik».

Underground-Star – ist das nicht anstrengend mit 47? Er habe sich längst daran gewöhnt, zwischen den Stühlen zu sitzen, «für Berlin zu kommerziell, für Ibiza zu wenig kommerziell», sagt er. In Berlin lebt er mit seiner Frau und dem zehnjährigen Sohn, auf Ibiza hatte er im Sommer vor der Pandemie immerhin eine *residency* im «Pacha», war eine Saison lang für die Freitagnacht des angesehenen Klubs gebucht; die Gage dafür kann, je nach Erfolg der Party und des Abverkaufs sogenannter Merchandising-Ware, die Millionengrenze knacken. Er habe sich ausserdem daran gewöhnt, dass das Publikum immer ungefähr gleich alt oder jung bleibe, während er reifer werde.

### Keine Kompromisse

Steffen Berkahn kommt aus Anklam, 180 Kilometer nördlich von Berlin. Er hatte schon als Junge eine stattliche Körpergrösse, eine Karriere als Fussballer schien möglich. Bis er sich mit fünfzehn verletzte. Plötzlich hatte er Zeit und nichts zu tun, also begann er sich für Musik zu interessieren. Nach dem Abitur, das war 1992, fanden in Berlin Technopartys statt. Steffen brach sein Studium der Geschichte nach zwei Monaten ab und wurde DJ Dixon.

Er gründete eigene Plattenlabels, darunter Innervisions. Nicht um reich zu werden, sondern «um nicht länger Kompromisse machen zu müssen», wie er sagt. Heute hat er zwanzig

*Wie viele Flugmeilen er sammelt, sagt er nicht, nur: «Ich gehöre zu den besten Kunden von Lufthansa.»*

Mitarbeiter, die bezahlt werden wollen. Reich geworden ist er trotzdem, je nachdem was man unter dem Begriff versteht – in Berlin erzählen Freunde mit Bewunderung von Immobilien, die er besitzt.

Bevor er nach Zürich kommt, spielt er in Thessaloniki. Kommende Woche geht's am

Donnerstag nach Ibiza, am Freitag nach Roubaix in Frankreich, am Samstag ist London angesagt, am Montag schon wieder Ibiza. So ist das Sommerprogramm. Den Rest des Jahres hat er auch Buchungen aus Amerika. Besucherinnen und Besucher von Lagerhaus-Partys in Brooklyn mögen ihn, Booker und Organisatoren in Los Angeles und San Francisco ebenso. Wie viele Flugmeilen er sammelt, sagt er nicht, nur: «Ich gehöre zu den besten Kunden von Lufthansa.»

Der vielfliegende und -beschäftigte DJ und CEO scheint seit Jahren auf gleicher, zugegeben beachtlicher Flughöhe zu düsen. Was kein strenges Urteil sein soll, schon gar nicht nach zwei auftragsarmen Pandemie Jahren. Vielmehr



eine Feststellung, nämlich dass er nicht abgeschlossen hat zu den Branchenstars, denen er DJ-technisch überlegen ist, sondern dass er der ewige Insidertipp zu bleiben scheint. «Höher, schneller, weiter» sei der Kontext der meisten Klubnächte, sagt er. Und folglich der Ansatz der meisten DJs. Nicht aber bei Dixon. Für ihn soll es vor allem besser sein, obwohl das natürlich subjektiv sei. Sagen wir also: raffinierter.

Ist dies das Ende des Lieds, bleibt er Underground-Star? Das muss nicht sein. Die Show geht weiter, vielleicht heisst die nächste Ausfahrt sogar Las Vegas, wo die höchsten Gagen gezahlt werden. «Die Anfragen kommen, <Pacha> sei Dank», sagte mir Steffen Berkahn vor der Pandemie. Doch bisher lehnte er ab. Die Option würde es später auch noch geben. Und falls nicht, dann sei das auch okay. Dann spielt er weiter dort, wo er keine Kompromisse machen muss. Wo nette Leute zu guter Technomusik tanzen.

## Ausstellung Geliebte Handschriften Rolf Hürzeler

**Comites Latentes:** Die Handschriftensammlung von Sion Segre Amar. Historisches Museum Basel, Barfüsserkirche. Bis 5. März 2023

Die biblische Salome hält fordernd ein Gefäss vor sich hin. Sie erwartet einen ungewöhnlichen Obolus – den Kopf von Johannes dem Täufer. Die Darstellung ist einem französischen Buch über das Leben der Heiligen aus dem frühen 14. Jahrhundert entnommen, das die Pariser Künstler Maître de Papeleu und Jean Mahiet illustrierten. Das Bild mit Salome und Johannes ist in intensiven Farben gehalten. So trägt sie ein leuchtend rotes Kleid, das vielleicht zur Hinrichtung passen soll. Diese Illustration ist Teil einer kleinen Präsentation im Historischen Museum Basel mit dem Titel «Comites Latentes» (Verborgene Gefährten). Die ausgestellten Handschriften stammen aus der Sammlung des italienischen Autors und Antifaschisten Sion Segre Amar (1910–2003), der sie dem Museum vermachte. Der seltsame Titel rührt daher, dass Amar anscheinend einzelne Dokumente so sehr liebte, dass er sie stets bei sich trug – Gefährten im wörtlichen Sinn also.

Amar überlebte in faschistischer Haft und siedelte nach dem Krieg nach Israel über. Er begann in den 1960er Jahren Handschriften im Auktionshaus Sotheby's zu ersteigern, insgesamt über 200 Objekte trug er zusammen – vom 6. bis zum 20. Jahrhundert. Die Universitätsbibliothek Basel wertet sie derzeit aus und wird sie nach und nach der Öffentlichkeit zugänglich machen.

Eine wiederum farblich bestechende Illustration zeigt Jesus mit einem Heiligenschein, umgeben von sechs Engeln. Das ursprüngliche Manuskript der «Burckhardt-Wildt-Apokalypse» aus dem späten 13. Jahrhundert kam 500 Jahre später in die Hände eines Sammlers, der die einzelnen Bilder rausschnitt. Etliche von ihnen erwarb der Basler Daniel Burckhardt-Wildt, ein wohlhabender Seidenhändler. Seine Nachfahren liessen diese Illustrationen 1983 in alle Welt versteigern. Pech für die Forschung, der sie damit verlorengingen, Glück für Sammler Amar, der einzelne Exemplare kaufen konnte.

In der jüdischen Tradition gründet eine engbeschriebene, italienische Pergamentrolle aus dem 17. Jahrhundert. Sie erzählt die Geschichte von Esther, die der Legende nach ihr Volk in Persien vor der Vernichtung gerettet hatte. Vielleicht ist sie eines der Objekte, die Sion Segre Amar jeweils mit sich trug. Richtig oder nicht, die Forschung an dieser Sammlung hat eben erst begonnen.



Mit vier Jahren Verspätung endlich im Weissen Haus: Barack und Michelle Obama von Robert McCurdy und Sharon Sprungs.

## Kunst Liebesfest der Demokraten

Marc Neumann

Barack und Michelle Obama:  
Porträts im Weissen Haus, Washington, DC

Washington, DC

Die kunsthistorische Reaktion auf die am 7. September enthüllten Porträts von Barack und Michelle Obama, die offiziellen Präsidentenporträts des Weissen Hauses, war bestenfalls gemischt. Der *Washington Post*-Kritiker Philip Kennicott benutzte die Begriffe «traditionell» und «konservativ» zur Beschreibung von Robert McCurdys extrem fotorealisticem Bildnis des 44. US-Präsidenten und Sharon Sprungs wärmerem, schulterfreiem Konterfei der ehemaligen First Lady. Das Kunstmagazin *Hyperallergic* dagegen fand sie «wirklich schlecht», wie aus der Kunst-Abteilung eines Supermarkts. Barack gleiche einem «Passfoto an einem schlechten Tag», und Michelle erinnere an «Disney-Prinzessinnen».

Kevin Williamson von der *National Review* ätzte über die Qualität einer «Apple-Werbung». Und derweil Barack Obamas bis ins kleinste Detail porentief perfektionierter,

hyperrealistischer Darstellung McCurdys vielleicht eine minimale Wesenserfassung abgewonnen werden kann, wirft Michelle Obamas Darstellung in der Tat Fragen auf: Warum der seltsam spöttisch-mechanische Gesichtsausdruck? Drücken das türkisfarbene Kleid, das Pfirsich-Pink der Wand und der hinuntergerutschte Schulterträger gar eine die erste schwarze First Lady der USA exotisierende Sicht einer weissen Malerin aus?

### Trumps Gefallen

Die Rezensionen indes waren egal. Das offizielle Washington und weite Kreise Amerikas interessierten vielmehr das nostalgische Liebesfest der Demokraten beim Stelldichein der Obamas

### Warum der seltsam spöttisch-mechanische Gesichtsausdruck?

und Bidens an der Vernissage im Weissen Haus. Man feierte ostentativ eine «zivilisiertere» und «würdigere» Ära der Präsidentschaft – und damit die Abwesenheit von Donald J. Trump. Dabei hatte dieser wesentlichen Anteil am Anlass. Denn ohne ihn wären die Obama-Porträts längst Geschichte.

Zum Verständnis hilft die Kenntnis des Protokolls der Präsidentenporträtierung. Um die *commanders in chief* für die Nachwelt

zu erhalten, werden nämlich jeweils am Ende ihrer Amtszeit zwei Porträtpaare, also vier Gemälde, in Auftrag gegeben. Ein Paar geht in die ständige Ausstellung der National Portrait Gallery (NPG), das andere ins Weisse Haus. Und derweil die Obama-Porträts in der NPG (von den afroamerikanischen Künstlern Kehinde Wiley und Amy Serald) mit enormem Tamtam bereits 2018 der Öffentlichkeit vorgestellt wurden, blieben die fertiggestellten Bilder fürs Weisse Haus unter Verschluss.

Der Grund: Entgegen der Etikette verweigerte Donald Trump während seiner Amtszeit den Obamas Einlass und Enthüllungszereemonie im Weissen Haus. Erst nachdem er ausgezogen war, konnte das zweite Paar Präsidentenporträts Anfang September präsentiert werden – mit vier Jahren Verspätung.

Damit tat Donald Trump womöglich vielen einen Gefallen: In der Zwischenzeit gingen die Obama-Porträts der NPG in sieben amerikanischen Städten höchst erfolgreich auf Tournee. Der Kunstmarktwert von Wiley und Serald schoss in die Höhe. Die Obamas landeten derweil lukrative Buch- und Film-Deals. In die Röhre guckten einzig die Porträtmaler McCurdy und Sprung, die vier Jahre auf ihren Moment im Scheinwerferlicht warten mussten. Angesichts der lauwarmen Rezeption hat Trump allerdings vielleicht sogar ihnen einen Gefallen getan.



## Nachruf

# Alain Tanner (1929–2022)

Wolfram Knorr

Zwei Anhalter-Zufallsgefährtnissen müssen sich zweier mieser, gewalttätiger Sex-Freibeuter erwehren und versuchen, sich ohne Geld und ohne sonst etwas in der Schweiz, dem Land der heiligen Ordnung, durchzuschlagen, was sich ins Absurde steigert. Am Ende sind sie vermeintliche Terroristinnen, die mit einer geklauten Pistole jemanden totgeschossen haben. Eine Tat als Folge des Verdachts. Für den Bürger Beweis, dass Unordnung aller Laster Anfang ist und die Extrawurst die Mutter der Gewalt.

«Messidor» (1979), die Parabel über Verweigerer, Eigenbrötler, Outsider, war der seismografische Befund einer Gesellschaft in Unruhe. Darum kreisten alle Filme des Westschweizer Filmemachers. Im Zentrum stand die Frage, wie es ein Staat mit Abweichlern hält. Alain Tanner, Claude Goretta («La dentellière», 1977), Michel Soutter («Les arpenteurs», 1972) und Yves Yersin («Les petites fugues», 1979) wurden zum kreativen Kraftwerk, zum Ausgangspunkt eines neuen Kinos in der französischen Schweiz, das im Gefolge auch die Deutschschweizer Szene mobilisierte. Alain Tanner war der Spiritus Rector des neuen Schweizer Films.

### Sinnliche Leichtigkeit

Die Art, wie Tanner das gebrochene Verhältnis zum Vaterland erzählerisch umsetzte, war singulär. Von seinem Freund Jean-Luc Godard habe er den Unterschied zwischen «politischem Film» und «Film politisch zu machen» gelernt. Seine Filme, bis zu seinem intellektuell flirrenden «Jonas qui aura 25 ans en l'an 2000» (1976), waren zwar Kopfgebirgen, aber die Köpfe sassen auf Körpern, waren immer, von seinem ersten Spielfilm «Charles mort ou vif» (1969) an, von sinnlicher Leichtigkeit.

Alain Tanner, 1929 in Genf, der Stadt Calvins und Rousseaus, geboren, kam mit Claude Goretta Mitte der fünfziger Jahre an das British Film Institute, wo er unter dem Einfluss der «Free Cinema»-Regisseure Lindsay Anderson, Tony Richardson und Karel Reisz Dokumentar- und Experimentalfilme drehte. So entstand 1957, gemeinsam mit Goretta, die preisgekrönte Reportage «Nice Time». Ab 1961 arbeitete Tanner für das schweizerische und französische Fernsehen. 1968 gründeten sie die «Groupe 5», mit deren Hilfe er in der Schweiz, wo laut Godard Käse wichtiger als Kino war, seinen ersten Spielfilm «Charles mort ou vif» realisierte. Darin geht es um einen Industriellen, der aus dem genormten Leben auszubrechen versucht. Die Verwandtschaft bringt ihn allerdings schnell wieder zur Raison – indem sie ihn in die Psychiatrie einweist.

1971 folgte «La salamandre», die Story über eine geschmeidige Frau, die beschuldigt wird, auf ihren Onkel geschossen zu haben, was sie vehement abstreitet. Das Verfahren gegen sie wird zwar mangels Beweisen niedergelegt, aber ein Journalist versucht, gemeinsam mit einem Schriftsteller, die seltsame Geschichte zu rekonstruieren. Wie die beiden in ihren unterschiedlichen Vorstellungen den Fall nun beurteilen, ist von hoher anschaulicher Kraft.

### Ketten ablegen

Das machte Tanners Filme so bestechend: Er dramatisierte intellektuelle Konflikte um sozialpolitische und sozialpsychologische Kontroversen mit Figuren aus Fleisch und Blut, ausgestattet mit einem betörenden Charme. In «Le retour d'Afrique» (1973) will ein junges Paar nach Afrika abhauen, bleibt aber im Land und versucht in den Schweizer Bergen, für eine Veränderung der sozialen Zustände zu kämpfen. Das klingt spröde, entfaltet aber Witz in den Träumen der beiden, die letztlich ahnen, dass ja doch wieder alles in einem Sackbahnhof enden wird.

Von «Le milieu du monde» (1974) über «Jonas» bis «Les années lumière» (1981) blieben Alain Tanners sozialkritische Kontroversen spielerische Lehrstücke – nicht im Sinne brechtscher



Träumen vom Unmöglichen:  
Regisseur Tanner.

Traktate, sondern eines handfesten Realismus, der sich auf die Risse konzentrierte, die sich in der Fassade des konventionellen Erzählkinos à la Hollywood bilden. In den späteren Filmen wurde Alain Tanner literarischer, kunstsinniger, zum Beispiel in «Requiem» (1998). Bleiben werden jene über das Träumen vom Unmöglichen und den individuellen Trotz, sich dagegen aufzulehnen.

«Der bürgerliche Mensch wird geboren und stirbt in Sklaverei», heisst es bei Rousseau. «Den Neugeborenen näht man in ein Wickelbad, den Toten nagelt man in einen Sarg. Sein Leben lang liegt der Mensch in den Ketten unserer Institutionen.» In «Les années lumière» wird Alain Tanners junger Jonas vom «Geheimnis» eines alten Kauzes magisch angezogen, der den Traum vom Fliegen träumt. Er beobachtet Vögel, rechnet, bastelt, grübelt – und möchte alle «Ketten» ablegen.

## Jazz

# Erinnerung nach vorn

Peter Rüedi

Joshua Redman / Brad Mehldau / Christian McBride / Brian Blade: Long Gone.  
Nonesuch / Warner 075597910032

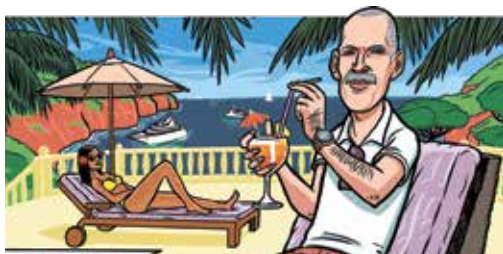
Kierkegaard war eine der geistigen Vaterfiguren von Friedrich Dürrenmatt. Zu Beginn seiner Schriftstellerei und am Ende wieder, wo in Dürrenmatts Alterswerk zumal Überlegungen des Dänen wichtig wurden, die dieser in seinem Werk «Die Wiederholung» entwickelte. Darin finden sich Sätze wie diese: «Wiederholung und Erinnerung stellen die gleiche Bewegung dar, nur in entgegengesetzter Richtung; denn woran man sich als Gewesenes erinnert, das wird in rückwärtiger Richtung wiederholt; wohingegen die eigentliche Wiederholung Erinnerung in Richtung nach vorn ist.»

Was dieser philosophische Kürzest-Exkurs in einer Jazzkolumne zu suchen hat? Ich meine, dass das Quartett des Tenoristen Joshua Redman, des Bassisten Christian McBride, des Pianisten Brad Mehldau und des Drummers Brian Blade nach mehr als einem Vierteljahrhundert wieder zusammenfindet und an frühen Anfängen anknüpft, einer CD von 1994 mit dem Namen «Mood Swing», erscheint mir der Musterfall einer «Erinnerung nach vorn».

Die vier, schon in den neunziger Jahren während ihres kurzen Zusammenseins eine prominente Truppe von *rising stars*, sind inzwischen, jeder auf seinem Weg und in eigenen Formationen, in der aktuellen Jazzszene zu charismatischen Grössen avanciert. 2019 trafen sie sich in einem New Yorker Studio zu einer dreitägigen Aufnahmesession, deren erster, 2020 unter dem Titel «Round Again» publizierter Teil grosses Aufsehen erregte (*Weltwoche* Nr. 30/2020). Jetzt liegt, ebenfalls bei Nonesuch/Warner, ein zweiter Teil vor. Er heisst «Long Gone», nach dem Titel von einem der sechs Redman-Originale. Die Nostalgie, die er nahelegen mag, löst die Musik nicht ein. Sie ist überwältigend präsent.

Zwar waren auf dem Vorgänger noch alle vier (souverän bescheidenen) Stars mit eigenen Stücken vertreten. Aber auch der Nachfolger ist ein kompaktes, gleichgewichtiges Gruppen-Œuvre, ungemein frisch und inspiriert in ebenso spontaner wie wohlbedachter Kommunikation; in dem, was Redman «dialogorientierte Ästhetik» nennt. Jazz von grosser, entspannter Klassizität. Die Sprache ist vertraut, die Geschichten sind neu und überraschend. «Erinnerung nach vorn.» Vielleicht taugt die Formel überhaupt nicht schlecht für jeden kreativen Umgang mit Tradition. Sei diese selbstbegründet oder übernommen.

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Meine Insel

Mark van Huissing

Jüngst war ich mal wieder auf Ibiza; Leserinnen und Leser mit Elefantengedächtnis erinnern sich vielleicht daran, dass ich eine Zeitlang in dieser Spalte (respektive meiner damaligen Kolumne mit Namen «MvH») oft über die Insel beziehungsweise Erlebnisse Ihres Kolumnisten ebendort berichtete. Bis 2018 hatte ich ein Ferienhaus gehabt, jetzt wohnte ich im Hotel, das geht auch («THB Los Molinos» in Ibizas Neustadt, ich empfehle es).

Man neigt ja dazu, über Dinge, die man schon lange kennt oder sogar mitentdeckt zu haben meint, streng zu urteilen, wenn diese dann auch vom breiten Publikum genutzt und geschätzt werden. So im Sinne von: «Ich erwachte nackt an einem Strand auf Ibiza, 1988.» Die unterliegende Botschaft: Damals waren wir beide, ich und die Insel, noch wild und authentisch. Inzwischen hat ein Ausverkauf der Werte stattgefunden, weshalb auch Leute wie du sie plötzlich gut finden. Das Beispiel, nebenbei, ist nicht von mir, es handelt sich dabei um eine Zeile aus James Murphys Song «Losing My Edge», den ich unlängst hier beschrieb.

In den vergangenen Jahren, und erst recht seit Ende der Pandemie, hörte und las ich immer mehr Wehklagen über den Untergang Ibizas im Mehr – schon wieder ein Lieblingsort, eine kleine Kneipe, bezahlbare Bar oder ein hübsches Hotel weniger. Dafür ein neues «Nobu», noch eine langweilige Luxusboutique oder ein weiteres, zu feines Fünfsternehaus. Doch auch Klassiker, die's noch gibt, lassen Stammgäste in der Sonne stehen, sozusagen. «Ich habe keine Liege bekommen im «Jockey Club» und keinen Tisch im Restaurant, ob-

wohl ich seit fast dreissig Jahren hingeh», sagte einer über das Bad am Strand von Las Salinas. Und in *Air Mail*, einer amerikanischen Online-Zeitschrift, stand, nach drei Jahrzehnten des *hard-partying* offeriere die Insel nun weiche und Wellness-Erfahrungen: also keine Kokain-Klubnächte mehr, stattdessen Ayahuasca-Zeremonien tagsüber im Nachhaltigkeitsresort (ab 15 000 Euro/Woche).

Es ist nicht so, dass alle Augenzeugen faktenuntreu sind. Und berichtende Journalisten ebenfalls nicht (viele von ihnen übertreiben bloss). Ein *uptrading*, eine Entwicklung nach oben, fand und findet statt, ist doch klar – fast alle Ferenziele wollen lieber Reisende mit reichlich Geld als Touristen, die bloss für die Party kommen, drum kein Zimmer buchen, sondern am Beach rumliegen, bis der Easyjet-Flugschalter aufmacht. Es ist vielmehr so, dass mehrere Versionen der Insel koexistieren, also unterschiedliche Angebote nebeneinander bestehen.

Natürlich gibt's superteure Fincas für organische Erfahrungen (inklusive des psychedelisch wirkenden Lianen-Suds). Doch es gibt auch weiterhin das «DC-10», den unsophisticierten, untermöblierten Klub beim Flughafen, über den Jets donnern (er ist zum Teil *open air*). Und wo auf der Tanzfläche während des Sets von DJ Seth Troxler neben mir eine junge Frau mit dem Gelnagel ihres kleinen Fingers Kokain aus einem Minigrip-*Säckli* für sich und ihre Begleiter schaufelte wie mit einem *coke spoon*.

Das Restaurant «Sublimotion» mit Platz für zwölf Gäste – je nach Quelle das teuerste der Welt (1500 Euro/Person) – ist seit mittlerweile

*«Ich erwachte nackt an einem Strand auf Ibiza, 1988.»*

acht Jahren im Geschäft; die Bar «La Bodega» in der Altstadt viel länger, unsere Rechnung für zwei belief sich auf 84 Euro, alles schmeckte prima (ich empfehle es). Über mein liebstes Restaurant, das «La Paloma» in San Lorenzo, stand in *Air Mail*, es sei neu das schickste von Ibiza, voller High Heels und schweren Schmuck tragenden Frauen wie in Saint-Tropez. Ich habe keine solchen gesehen an den Tischen unter Olivenbäumen auf dem Land, die Qualität des Essens war unverändert hoch (Preis unse-

res Lunchs: 85.80 Euro). Mein anderes liebstes Lokal, schwer auffindbar im ersten Stock eines Hauses im Altstadtgassengewühl, hat immer noch keine Website und nimmt keine Reservierungen an, unser (leichtes) Dinner war super, es kostete 51 Euro; den Namen behalte ich für mich, es gibt dort bloss etwa zwanzig Plätze (plus drei auf dem Balkon).

Mit anderen Worten, denen des Leoparden, des alten sizilianischen Adligen in Giuseppe Tomasi di Lampedusas sehr lesenswertem Roman «Il Gattopardo»: Es muss sich alles ändern, damit alles bleibt, wie es ist.



## UNTEN DURCH Das Schweigen der Finnen

Linus Reichlin

Die Finnen sind bei den Schweizern offenbar sehr beliebt. Jedenfalls baten mich nach meiner kürzlich hier erschienenen Finnland-Kolumne viele Leser, mehr über Finnland zu schreiben. Gut! *Toiveesi on minun käskyni*, wie der Finne so schön sagt – falls er überhaupt etwas sagt. Meistens schweigt er auf die eine oder andere Art. In Finnland gibt es nämlich zwei Arten des Schweigens: das sehr lange Schweigen und das noch längere Schweigen. Oder anders gesagt: Ob ein Finne tot ist oder nicht, merkt man daran, ob er, während er schweigend die Wand anstarrt, blinzelt oder nicht. Das Blinzeln gilt allgemein als Zeichen guter Gesundheit, so wie bei uns Sport. Wenn der Finne auf seinem Sofa blinzelt, joggt er sozusagen.

Hat ein Finne einen guten Freund, so lädt er ihn dazu ein, mit ihm gemeinsam auf dem Sofa zu sitzen und zu blinzeln. Selbstverständlich hat aber der Freund schon an der Haustür seine Schuhe aus- und die Gäste-Filzpantoffeln angezogen, die in jedem finnischen Haus obli-



gatorisch sind. Jedes Jahr im November kauft der Finne neue solche Pantoffeln, *huopatossut* genannt, und trägt sie dann das ganze Jahr über, nur in der Sauna nicht. Blinzelt ein Finne länger als zwei Tage nicht mehr, ziehen seine trauernden Angehörigen ihm behutsam die Filzpantoffeln von den Füßen und prüfen sie daraufhin, ob man sie noch einer Tante zum Geburtstag schenken kann, ohne dass diese merkt, dass sie schon getragen wurden. Damit will ich nicht sagen, dass die Finnen geizig sind – sie achten nur einfach darauf, dass die Kartoffelschalen nicht in falsche Hände geraten.

Während meiner Reisen durch Finnland habe ich in den Gastfamilien, die mich aufnahmen, jedenfalls immer genügend zu essen bekommen, sofern ich im Dorfladen noch eine Dose Rentierfleisch dazukaufte. Aber wehe, ich kaufte die Dose nicht im Zehnerpack! Dann schaute mich meine Gastfamilie lange schweigend an, ein Schweigen, das in Worte übersetzt bedeutete: «Wie kann man nur im Laden von Pekka Keskinen eine einzige Dose Rentierfleisch kaufen, wenn sie im Zehnerpack pro Dose zwei Cent billiger sind!» Die Finnen sind sehr tolerant, aber bei Geldverschwendung kann ihr Blinzeln ziemlich bedrohlich werden. Die Atmosphäre entspannt sich dann erst wieder, wenn man den Finnen einen Kanister Ammoniumchlorid auf den Tisch stellt. Daraus machen sie Salzlakritze und den Schnaps Salmiakki – beides geniessen sie in solchen Mengen, dass im Blut von Finnen nur das sogenannte Bärtierchen überleben kann, das auch Aufenthalte im Weltraum übersteht.

Apropos Bärtierchen: In Finnland gibt es davon auch welche, die grösser sind als ein Millimeter. Ebenso gibt es noch grössere Elche. Aus diesem Grund beginnt der Finne, sobald er rund um sich herum nur noch Birken sieht, zu schiessen. In Finnland ist der Jagdschein etwas Ähnliches wie bei uns das Toilettenpapier: Jeder hat welches zu Hause. Es gibt gar nicht so viele Elche, wie die Finnen gern erlegen würden, deshalb sollte man als Tourist, wenn man in den Wäldern Finnlands wandert, ein schepperndes Gehänge aus leeren Rentierfleischdosen hinter sich herziehen und laut rufen: «EN OLE HIRVI!» Das heisst: «Ich bin kein Elch!» Ob der Finne es glaubt, ist eine andere Sache. Er traut dem Elch jede Form der Hinterlist zu, auch die Nachahmung menschlicher Stimmen – zumal der Finne ja

selten solche hört. Man könnte sagen: Wenn der Finne überhaupt mal spricht, dann abfällig über Elche. Auf Elche ist er allergisch, so wie die Schweizer auf Unpünktlichkeit. Es gibt also doch einige Berührungspunkte zwischen Bern und Helsinki. Nur dass man in Bern vielleicht ein bisschen schneller blinzelt.



## FRAUEN Drew Barrymore, Unzerstörbare Julie Burchill

Wie liebenswert Drew Barrymore ist, lässt sich schon daraus ersehen, dass ihr niemand ihren berühmten Familiennamen vorwerfen mag. Tatsächlich ist sie alles andere als eine verwöhnte Paltrow: In ihrer Kindheit gab es so viel Missbrauch und Ausbeutung, dass man sich an einen Dickens-Roman erinnert fühlt. Als sie in den Barrymore-Clan geboren wurde, war der Ruhm ihres Grossvaters, der als grösster Schauspieler seiner Generation gegolten hatte, längst Geschichte. Ihre Mutter, das Kind geflüchteter Ungaren, wurde nach dem Zweiten Weltkrieg in einem Vertriebenenlager in Deutschland geboren und wollte Schauspieler werden. Der Barrymore, den sie heiratete, war ein gewalttätiger Trunkenbold, der die Familie verliess, als Drew sechs Monate alt war. Noch bevor Drew ein Jahr alt war, wurde sie als Model in einer Werbung für Hundefutter eingesetzt; beim Vorsprechen – oder Vorbellen – wurde sie gebissen, was sie mit einem Lachen quittierte. Ein frühes Anzeichen von guter Laune angesichts übler Umstände. Mit sieben hatte sie eine Hauptrolle in «E.T.», mit elf war sie Alkoholikerin, mit zwölf drogensüchtig, mit dreizehn in einer Entziehungskur, mit vierzehn machte sie einen Selbstmordversuch und war mit fünfzehn als

Schauspieler nicht mehr vermittlungsfähig. Doch dann fing sie von vorn an.

Sie konnte noch die süsslichste Liebeskomödie auf ein anderes Niveau heben oder wie ein Rezensent schrieb: «Zwei Wörter erklären, warum dieser Film funktioniert: Drew Barrymore.» Da sie intelligent genug war, um zu kapieren, wie Schauspielerinnen in Hollywood verheizt werden, gründete sie ihre eigene Produktionsfirma Flower Films, deren erster Film der Riesenhit «Never Been Kissed» war und die danach so unterschiedliche, aber exzellente Filme wie «Donnie Darko» und «Music and Lyrics» produzierte.

Wie andere schlaue Schauspielerinnen hat Drew Barrymore in den letzten Jahren zunehmend fürs Fernsehen gearbeitet, sei es für die Serie «Santa Clarita Diet», sei es für ihre eigene Talkshow, in der sie als liebenswertester Mensch dieses Planeten rüberkommt. Ihre offenerzige Art des Linksseins ist Millionen Meilen von den Jungstars entfernt, die aus ihren *gated communities* zur Revolution aufrufen. Als sie von der Uno zur Botschafterin zur Bekämpfung des Hungers bestimmt wurde, spendete sie gleich eine Million Dollar für dieses Programm. Doch natürlich ist auch sie zum Opfer woker Hexenjäger geworden: In einem Videoclip sieht man sie fröhlich durch den Regen tanzen. Das sei eine plumpe Nachahmung dessen, was vor ihr schon Schwarze auf Tiktok getan hätten, wurde ihr vorgeworfen. Doch eine wie sie lässt sich nicht unterkriegen, so wenig wie sich die Sonne das Scheinen verbieten lässt.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



«Schäffchen zählen gut und schön, aber dann überlege ich die ganze Nacht, wie ich sie am besten ins Trockene bringe...»



THIEL

## Strategieseminar

**Von der Leyen:** Unglaublich! Da marschieren die Russen einfach so in die Ukraine ein.

**Baerbock:** Wir müssen sofort etwas dagegen unternehmen.

**Von der Leyen:** Wenn sie in die Ukraine einmarschieren können, können sie jederzeit auch bei uns einmarschieren.

**Baerbock:** Gegen eine solche Aggression müssen wir uns entschieden zur Wehr setzen.

**Von der Leyen:** Es ist nur dem Zufall zu verdanken, dass die Russen nicht gleich bei uns einmarschiert sind.

**Baerbock:** Unsere Verteidigung beginnt in der Ukraine.

**Von der Leyen:** Und ich übertreibe nicht, wenn ich sage: In der Ukraine verteidigen wir nicht nur uns, sondern die ganze Welt.

**Baerbock:** Also, was ist unsere Strategie?

**Von der Leyen:** Wir werfen die Russen aus der Ukraine raus, belagern sie und hungern sie aus, bis sie aufgeben.

**Baerbock:** Aber Vorsicht! Wir sollten die Russen nicht unterschätzen. Russland ist stark.

**Von der Leyen:** Aber wir sind auch stark. Was ist unsere grösste Stärke?

**Baerbock:** Unsere Wirtschaft.

**Von der Leyen:** Dann greifen wir Russland wirtschaftlich an. Wo können wir Russland am empfindlichsten treffen?

**Baerbock:** Wir beziehen all unser Gas aus Russland.

**Von der Leyen:** Sehr gut, dann stoppen wir sofort den Gasimport aus Russland. Sollen die Russen ihr Gas doch selber verbrennen. Dann sehen sie dann, was sie davon haben.

**Baerbock:** Also Heizungen abdrehen und warm anziehen. Wir ziehen in den Wirtschaftskrieg.

**Von der Leyen:** Wir werden unser Volk auf einen harten Kriegswinter vorbereiten.

**Baerbock:** Und dann wollen wir mal sehen, wie lange die Russen das aushalten, uns zuzuschauen, wie wir frieren.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

# Schottische Träume

Ein riesiges Grundstück mit eigener Insel in Lochgilthead verspricht eine spektakuläre Szenerie – und steht zum Verkauf.



*Doppelt so gross wie Gibraltar: «Tayvallich Estate» im Südwesten Schottlands.*

Es liegt an der Westküste Schottlands, erstreckt sich über 3380 Hektar und ist doppelt so gross wie Gibraltar – ein Fleck Land in der ehemaligen Grafschaft Argyll wie aus dem Bilderbuch. Auf dem Grundstück befinden sich mehrere Häuser und typische Hütten. Dazu gehört die knapp 400 Hektar grosse Privatinsel Danna, worauf man ebenfalls wohnen kann, und ein Bootshaus mit zwei Stegen, von denen aus weitere Mini-Inseln zu erreichen sind.

Robert McCulloch von Strutt & Parker, der Immobilienagentur, die das «Tayvallich Estate» – so heisst das Anwesen ganz genau – seit kurzem anpreist, sagt, er habe in den letzten zwei Jahrzehnten nichts Vergleichbares gesehen. Auch die Strände seien «atemberaubend». Immerhin verfügt das zum Verkauf stehende Gelände über eine Küstenlinie von mehr als sechs Kilometern – Danna Island nicht eingerechnet. Die unterschiedlichen Gewässer, an die das Gebiet grenzt, gehören zum Meeresschutzgebiet «Loch Sunart to the Sound of Jura». Dieses ist bekannt für seine aussergewöhnlich reiche Artenvielfalt. Hier trifft man schon mal auf den seltenen Glatt-

rochen oder erspäht die Gorgonie Nördlicher Seefächer.

Der gesamte Landstrich wird für 10,465 Millionen Pfund angeboten, man kann ihn aber auch stückweise erwerben. Total befinden sich auf «Tayvallich Estate» dreizehn Parzellen von einer Grösse ab zirka 6000 Quadratmetern, spektakuläre Aussicht inklusive. Die Vielzahl von Gebäuden reicht von traditionellen Bauernhäusern und Cottages über moderne Bauten, die erst in den letzten Jahren fertiggestellt wurden, bis hin zu einem ehemaligen Schulhaus und der verlassenen Schmiede «The Old Smithy».

### Geschäftiger Herbst

Es ist das erste Mal seit siebzig Jahren, dass «Tayvallich Estate» veräussert wird. Immobilienmakler McCulloch spricht von einer «einmaligen Gelegenheit», ein solches Grundstück oder Teile davon zu kaufen. Er erwarte reges Interesse und habe sich auf einen geschäftigen Herbst vorbereitet, sagte er der schottischen *Press and Journal*. Bei dieser Tageszeitung handelt es sich übrigens um eine der ältesten Zeitungen der Welt.



# Lolita Morena

Vor vierzig Jahren wurde der gebürtigen Italienerin der Miss-Schweiz-Titel überreicht. Heute macht sie sich vor allem für das Wohl von Tieren stark.

**Weltwoche:** Lolita Morena, wie geht es Ihnen?

**Lolita Morena:** Danke, es geht mir gut. Ich bin gesund und nach wie vor aktiv, wenn auch viel weniger in der Öffentlichkeit. Das habe ich hinter mir gelassen, und das ist auch gut so.

**Weltwoche:** Welche Erinnerungen haben Sie ans Jahr 1982, als Sie Miss Schweiz und Vierte bei den Miss-Universe-Wahlen wurden?

**Morena:** Ach, das waren ja nur zwei Wettbewerbe. Aber es war doch eine sehr spannende und auch lehrreiche Zeit. Es gab viel zu feiern! Ich durfte viel Neues entdecken, und es war eine sehr gute Lebensschule. Zudem mochte ich die zahlreichen schönen Reisen, die tollen Begegnungen.

**Weltwoche:** Was hat Sie in dieser Zeit am meisten beeindruckt, welches waren die interessantesten Leute, die Sie kennenlernten?

**Morena:** Es war schon imposant, welchen Stellenwert eine Miss Schweiz damals hatte. Ich hätte niemals gedacht, dass Menschen

Schlange stehen würden für ein Autogramm von mir.

**Weltwoche:** Haben Sie es je bereut, Schönheitskönigin geworden zu sein?

**Morena:** Nein, absolut nicht. Es war zwar eine anspruchsvolle, herausfordernde und auch anstrengende Zeit. Aber ich hatte immer Spass und bin für alles, was ich erleben durfte, heute noch sehr dankbar.

**Weltwoche:** Miss-Wahlen gibt es in der Schweiz nicht mehr – ein Fehler?

**Morena:** Nun, die Zeiten haben sich auch hier geändert. Die früher bestehende Form der Wahl ist heute undenkbar. Das war alles ziemlich oberflächlich. Vielleicht hätte eine ganz andere Form, die auch in die Tiefe geht, sprich: auf die Persönlichkeit der Kandidatinnen eingeht, eine Chance. Es müsste vielleicht wie in Italien eine Casting-Show zur Primetime im Fernsehen sein, und dies über mehrere Abende hinweg.

**Weltwoche:** Was machen Sie heute?

**Morena:** Zum Glück noch viel! Vor allem aber setze ich mich für die Rechte und das Wohlbefinden von Tieren ein. Ich bin seit Jahren im Zentralvorstand des Schweizer Tierschutzes. Ich mache diese Aufgabe sehr gerne.

**Weltwoche:** Vermissen Sie die Arbeit als Fernsehmoderatorin?

**Morena:** Nein. Es war eine sehr schöne Aufgabe, die mir über viele Jahre hinweg viel Freude bereitet hat. Es war ein ganz tolles Team beim Westschweizer Fernsehen.

*«Es war doch eine sehr spannende und auch lehrreiche Zeit. Es gab viel zu feiern!»*

**Weltwoche:** Wohnen Sie immer noch in Crans-Montana?

**Morena:** Ja, ich bin hier geblieben. Es ist schön, ruhig und naturnah. Zudem habe ich einen privaten Zoo mit einigen süssen Tieren.

**Weltwoche:** Wie geht es Ihrem inzwischen dreissigjährigen Sohn Loris?

**Morena:** Loris ist immer noch mein Ein und Alles. Er wollte einst Präsident werden, «weil man dafür nichts lernen muss», wie er lachend sagte. Heute ist er Realist und deshalb zum Sportmanager geworden.

**Weltwoche:** Wie ist Ihr Verhältnis zu Loris' Vater, der Fussball-Ikone Lothar Matthäus?

**Morena:** Nicht mehr eng, aber ganz normal. Lothar startete am Ball durch, ich war am TV beliebt. Er litt bald unter meiner Popularität, so kam es zur Trennung. Viele Männer haben eben Mühe damit, dass ich vieles kann und mich vieles interessiert. Und dass die Menschen überall mit offenen Armen auf mich zukommen.

**Weltwoche:** Welche Bilanz Ihres 61-jährigen Lebens ziehen Sie?

**Morena:** Das Leben im Scheinwerferlicht war sensationell. Mit Höhen und Tiefen. Aber immer spannend. Ich habe gelernt, mit Problemen umzugehen, sie auch mal einfach nur wegzulächeln. *Life is a show!*

*André Häfliger*



«Gute Lebensschule»: Model und Schauspielerin Morena, 1982 und heute.

Lolita Morena, 61, wurde 1982 zur Miss Schweiz gewählt. Bei der Miss-Universe-Wahl im selben Jahr wurde sie Vierte. Später moderierte sie Grossanlässe wie den Eurovision Song Contest. Heute unterstützt sie den Schweizer Tierschutz.



## Eine Prise Safran

### Ristorante Zafferano

Limmatquai 54, 8001 Zürich

Telefon 044 272 33 22; sonntags geschlossen

Ein kleines Restaurant, entstanden aus Freundschaft, beschreibt Rudi Bindella seine jüngste Neueröffnung. Der nur auf den ersten Blick ungewöhnliche Partner an der Seite des wohl erfolgreichsten Familien-Gastrounternehmers der Schweiz ist der frühere Nationalbank-Präsident Philipp Hildebrand: Zusammen führen sie das «Zafferano» im Zunfthaus zur Safran am Limmatquai.

Hildebrand und Bindella haben allerdings beide Weingüter in der Toskana und einen Sinn für kulinarische Schönheit, was die Verbindung dann wieder logisch erscheinen lässt. Ich war eingeladen zu einem angenehmen Mittagessen im kleinen Ristorante, in dessen Zentrum zwar



ein Pizzaofen steht, das aber dennoch keine Pizzeria ist. Vielmehr ist der Ofen als Symbol für die ursprüngliche Wärme und das Zentrum des (Familien-)Lebens der Ausgangspunkt für alle warmen Gerichte.

Trotzdem sollte man eine Pizza probieren, auf Anstoss von Rudi Bindella junior ist eine lohnenswerte, wenn auch ungewohnte Variante des schnellen italienischen Klassikers auf die Karte gelangt: Aus sechs verschiedenen Mehlen – unter anderem Mais- und Vollkornmehl – wird

die Pizza «a modo nostro» unter langer Teigführung zubereitet. Das Ergebnis ist knusprig, mit einem reichhaltigen, nussigen Aroma und einem Belag aus Hummerstücken, Burrata und dem feinen Parfüm von Zitronenzesten.

Ein gutes Beispiel für die Schönheit einfacher Küche ist der Gemüsesalat «Zafferano» mit Ricotta, Kräutern und einer leichten, nicht zu sauren Vinaigrette, und aus dem Ofen kommt in einem schmucken Kupferpfännchen das Schweizer Rindsfilet mit etwas Wurzelgemüse und einer Sauce, die ähnlich wie eine Café de Paris zubereitet wird – in diesem Fall unter anderem unter Zugabe von Rosmarin, Majoran, Thymian, Kalbsfond, Curry und etwas Zitronensaft. Dazu gibt es einen Risotto mit perfektem Biss und natürlich gewürzt mit einer Prise *zafferano*.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

## WEIN/PETER RÜEDI

### Cooler heisser Wein vom Ventoux

#### Château Pesquié: Quintessence.

AOC Ventoux 2019. 15,5%. Daniel Gazzar, Pully. Fr.18.31. [www.daniel-vins.ch](http://www.daniel-vins.ch), [daniel.gazzar@daniel-vins.ch](mailto:daniel.gazzar@daniel-vins.ch)

Die Zeiten ändern sich, und wir verändern uns mit ihnen, auch was unseren Geschmack betrifft. Auch beim Wein. Zum einen im Lauf unseres Lebens. Weintrinken will gelernt sein, und mit einer Mischung aus Rührung und Entsetzen denke ich an Zeiten zurück, als in langen Nächten auf unseren Studentenbuden die knappe Kasse die Weinauswahl bestimmte. Egal, was, solange Alkohol drin war, war's uns recht.

Der Geschmack verändert sich aber auch mit der Abfolge der Generationen. Die Vergangenheit ist ein fernes Land, «they do things differently there», heisst es in L. P. Hartleys Roman «The Go-Between», und das gilt auch für den Wein. Eine Degustation der Präferenzen unserer Urgrossväter würde uns alle verblüffen. Ich durfte mich vor Zeiten mal mit Dürrenmatt, in dessen Keller die ent-



sprechenden *cadaveri eccellenti* lagen, ins 19. Jahrhundert zurücktrinken. Was mir da begegnete, war bemerkenswert, aber entschieden (nicht nur wegen des Alters) etwas anderes, als was mir als Wein vertraut war.

Natürlich gibt es auch beim Wein Moden. Eine davon ist der Trend zu leichten Weinen. Der Horror vor alkoholisch Hochgradigem und die Bewunderung eines, sagen wir: sublimen Pinot-noir-Ideals. Das ist nachvollziehbar. Weniger verständlich ist dessen Verabsolutierung. Jene Weinfreunde, die bei einem Wein mit einem Alkoholgehalt von 15 Prozent plus erleichen und sich weigern, diesen überhaupt zu versuchen. Dabei kommt es doch allemal auf die Balance an, darauf, wie der Alkohol eingebunden ist in Fruchtfrische, gute Säure, Tanninstruktur et cetera.

Klar, «spritige» und «marmeladige» Weine sind auch mir ein Graus. Aber eine Cuvée wie dieser Côtes du Ventoux vom bio-dynamisch arbeitenden Château Pesquié, ein Syrah mit einer Minderheitsbeteiligung von Grenache (80/20), ist geradezu der Musterfall eines Weins, bei dem der Alkohol (immerhin 15,5 Prozent) muster-gültig integriert, Teil einer gewichtigen, aber eleganten Gesamtcharakteristik ist; voll, *riche*, zweifellos ein «heisser» Wein, aber mit coolen Glanzlichtern vom Terroir und einer nuancierten Aromatik (schwarze Kirschen, Cassis, Pflaumen, Röstnoten, schwarze Oliven).

Die Weinberge von Pesquié liegen am Fuss des (nicht nur für Radsportler) mythischen Mont Ventoux, dessen kühle Winde («Ventoux» kommt vom lateinischen *mons ventosus* – windiger Berg) zusammen mit den Tag-Nacht-Temperaturdifferenzen die Frische dieses provenzalischen Quintessence ausmachen. Bilde ich mir nur ein, dass darin auch alle Gerüche der Garrigue wehen, der wilden Vegetation der provenzalischen Macchia mit Rosmarin, Thymian, Lavendel, Salbei et cetera?



# Queen der Limousinen

Der Rolls-Royce Ghost Black Badge erhebt seinen Fahrer so elegant über den Alltag wie kein anderes Fahrzeug.



**B**old» ist in der englischen Sprache ein sehr schöner Ausdruck, der leider nur unzureichend mit «kühn» oder «gewagt» übersetzt werden kann. In Bezug auf den Rolls-Royce Ghost Black Badge, den ich kürzlich für zwei Tage in meine sehr bürgerliche Tiefgarage gezirkelt habe, passt der Begriff ziemlich gut. Nur wenige Autos sind so *bold*, haben diese zeitlose Präsenz, diese Mischung aus unverkennbarem Statussymbol und gepflegtem Stil gleichzeitig.

Die Black-Badge-Fahrzeuge von Rolls-Royce sind unter anderem durch eine schwarz lackierte «Spirit of Ecstasy», die legendäre fliegende Kühlerfigur, erkennbar. Schwarz sind auch die aufrecht stehenden Streben im Kühlergrill, der an das Bild eines Tempels oder Palasts erinnert und der in der Nacht indirekt beleuchtet wird. Vielleicht lasse ich mich jetzt von der Begeisterung für dieses schwer vergleichbare Automobil etwas davontragen, aber in der Dunkelheit sieht der Ghost dann aus, als würde er innerlich glühen – ein Leuchtfeuer der Strasse. Und die liegende Acht schliesslich, das Zeichen für Unendlichkeit, markiert an manchen Stellen die besondere Ausstattungslinie Black Badge.

Technisch gesehen, ist ein Ghost kein spektakuläres Fahrzeug. Manche Luxuslimousine aus deutscher Fabrikation kann deutlich mehr, was beispielsweise Assistenzsysteme, intelligente Vernetzung und andere Gimmicks angeht. Aber bei Rolls-Royce ist man offensichtlich sehr darauf bedacht, den Kern dessen zu bewahren, was ein Rolls-Royce in den Augen seiner Besitzer –

und derer, die ihnen zuschauen – sein soll. Dazu gehört zum Beispiel das Fahrgefühl, das mit etwas Erfahrung blind erkennbar ist. Wenn sich der Bug unter der sanft anschiebenden, mühelos erscheinenden Kraft des V12-Biturbo-Motors mit 600 PS und 900 Newtonmetern leicht hebt, trägt einen diese Queen unter den Limousinen so elegant über den Asphalt und durch den Alltag, dass sich jeder Vergleich mit existierenden Autos erübrigt.

## Vornehme Zurückhaltung

Die Hände am filigranen Lenkrad, lässt sich der Ghost ohne grosse Kraftanstrengung zur Stadt hinaus und auf die Autobahn steuern, für eine etwas sportlichere Gangart gibt es am feingliedrigen Gangwahlhebel am Steuer die «Low»-Taste, welche die Schaltvorgänge beeinflusst und sogar den Klang des ansonsten flüsterleisen 6,75-Liter-Aggregats. Aber es reicht hier völlig aus zu wissen, dass man könnte, wenn man wollte. Denn so, wie die Verantwortlichen bei Rolls-Royce den Kern der Marke bewahren und schützen wie die königliche Garde die Kronjuwelen, weiss man als sensibler Ghost-Fahrer, dass vornehme Zurückhaltung die Attitüde ist, mit der dieses Auto bewegt werden sollte.

### Rolls-Royce Ghost Black Badge

Motor/Antrieb: V12-Biturbo, Achtgang-Automatik, Allradantrieb; Hubraum: 6750 ccm; Leistung: 600 PS (441 kW); max. Drehmoment: 900 Nm / 1700–4250 U/Min.; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,8 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Verbrauch (WLTP): 15,8 l/100 km; Preis: Fr. 407 300.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Unterhaltung für den Haushalt

Dyson V15 Detect Absolute  
Für Fr. 799.– erhältlich

Es braucht stets Überwindung, Hausarbeiten zu erledigen. Gibt man sich einen Ruck, ist es dann meist gar nicht so schlimm, weil Saubermachen irgendwie auch befriedigend ist.

Die 1991 gegründete Firma Dyson versucht mit ihrer immerzu wachsenden Produktpalette gleichzeitig auch, das Putzen etwas reizvoller zu machen. Die jüngste Innovation heisst Dyson V15 Detect und ist ein kabelloser Staubsauger, der noch sauberer reinigen soll als herkömmliche Geräte. Der Hersteller verspricht den «intelligentesten» Dyson-Apparat seiner Art.

Was also kann dieser? Zuerst ist es einfach mal interessant, die mitgelieferten Aufsätze auszuprobieren: die «Digital Motorbar», die Haardüse, die Kombi-Zubehördüse oder die Fugendüse. Und dann ist da noch dieser gelb-violette Fuss. Dank seiner Stauberkennung entdeckt man auch das kleinste Stäubchen auf dem Parkett: Bei der Inbetriebnahme schaltet sich ein grüner Laser ein, der einem den Schmutz, den man sonst nicht sehen würde, buchstäblich vor Augen führt. Das Display zeigt zudem die Menge und Grösse der aufgesaugten Staubpartikel an.

Dies bringt so etwas wie ein unterhaltbares Element in den Haushalt und ist auch spielerisch zu betrachten: Sieht man das Gerät herumstehen, motiviert es auch zu Faulheit neigende Menschen, etwas mehr zu tun.

*Benjamin Bögli*



«Dankbar»: Andreas Binder, Walter Thurnherr, Pietro Supino.



Talk: Nik Niethammer (Fritz+Fränzi), Medien-Pionier Roger Schawinski.



Lady in Red: Werber Frank Bodin, Susanne Wille, Kulturchefin SRF.



Fachtreffen: Judith Wittwer, Bernhard Brechbühl, Désirée Pomper.



«Einzigartig schönes Traumschiff»: Ex-Ständerätin Pascale Bruderer und SRG-Generaldirektor Gilles Marchand vor dem Motorschiff «Diamant».

## BEI DEN LEUTEN

# Mediales Klassentreffen

Im Kultur- und Kongresszentrum Luzern sowie auf dem stolzen Motorschiff «Diamant» fand das Swiss Media Forum statt.

André Häfliger

Schon am ersten Tag war die Stimmung unter den knapp 300 Teilnehmerinnen und Teilnehmern aufgeräumt, locker und interessant. «Wie ein Klassentreffen, ich freue mich jedes Mal», sagte Ex-Ständerätin **Pascale Bruderer**, die mit einem weissen Thömus-Stromer-Velo angerauscht kam. «Genau das soll unser Forum sein», erklärte **Patrik Müller**. Der Chefredaktor der CH Media hat das Fachtreffen vor elf Jahren gegründet. Als Redner begrüsst Müller mit Forumspräsident **Andreas Binder** Bundeskanzler **Walter Thurnherr**. Co-Programmleiter **Arthur Rutishauser** (Chefredaktor Tamedia): «Wir sind stolz und dankbar, den achten Bundesrat bei uns zu haben.»

An der Spitze des Verbandes Schweizer Medien, dem Veranstalter des Forums, löste nach sechs Jahren Somedia-Topmanager **Andrea Masüger** TX-Chef **Pietro Supino** ab. Der neue Chef konnte aber nur per Videoschaltung zu den Gästen sprechen: «Corona hat mich im dümmsten Moment erwischt.» Auch NZZ-CEO **Felix Graf** hatte Pech. Er kam an Krücken und mit Gips am linken Bein: «Ein Tennisunfall.»

Aufschlag auf der Bühne hatte **Maria Victoria Haas**, die vor zwei Jahren SRF-Kulturchefin **Susanne Wille** als Moderatorin des Forums ablöste. Wille: «Ich freue mich, diesen wichtigen Event nun als Gast geniessen zu dürfen.»

Am zweiten Tag wurde in See gestochen, und zwar auf der «Diamant», dem neusten Motorschiff der Schifffahrtsgesellschaft des Vierwaldstättersees (SGV). Auch dieses wurde von der SGV-Tochter Shiptec von CEO **Ruedi Stadelmann** gebaut. «Es ist ein einzigartig schönes Traumschiff», schwärmte SRF-Direktorin **Nathalie Wappler**. Kapitän **Georg Ritter** sagte schmunzelnd: «So viele Medien hatten wir noch nie an Bord.»

Nach der Schifffahrt gab eine Studie des Vereins Medienqualität zu reden. Demnach böten viele Presseprodukte mehr Relevanz, Einordnung und Professionalität als vor Corona. Gelitten habe indes die Vielfalt. Die SRF-Radiosendung «Echo der Zeit» erreicht erneut die beste Position im Gesamtranking. Bestes Boulevard- und Pendlermedium: **Watson**. Aufsteiger des Jahres: **Le Journal** von Léman Bleu.





**Wichtiger Event:** Werber Dominique von Matt, Moderatorin Maria Victoria Haas.



**Elefantenrunde:** Felix Graf (NZZ), Gilles Marchand (SRG), Peter Wanner (CH Media), Pietro Supino (TX Group), Marc Walder (Ringier), Maria Victoria Haas.



**Starkes Trio:** Martina Vieli (SRG), Nathalie Wappler (SRF), Edi Estermann (SRG).



**En Guete:** Andreas Durisch, ehemals Chefredaktor *Sonntagszeitung*.



**Elfte Ausgabe:** SRF-Kommunikationschefin Andrea Hemmi, Werber Aloys Hirzel.



**Schiffahoi:** «Diamant»-Kapitän Georg Ritter (r.), Co-Kapitän Fabio Errico.



**Titelgeschichte:** RTR-Chef Nicolas Pernet, ETH-Professor Markus Gross.



# Ausgebrannte Gesellschaft



Ist die Forderung nach «mehr Transparenz» eine gute Entwicklung?

In gut einem Jahr sind Nationalratswahlen. Neue Regeln werden gelten, die für mehr Transparenz bei Parteispenden sorgen sollen. Zuwendungen an Parteien von mehr als 15 000 Franken müssen offengelegt werden, Kampagnengelder ab 50 000 Franken. Die allgemeine Forderung nach Transparenz klingt erst mal edelmütig und unwiderlegbar, bei näherer Betrachtung erscheint sie zumindest

fragwürdig. Transparenz meint Durchsichtigkeit, und dieser fehlt es an Glanz. Ihr Gegenteil ist die Opazität, was «Beschattet-Sein» heisst. Der Philosoph Byung-Chul Han schreibt, Glanz entstehe da, wo das Licht bricht. Die Transparenz scheint nicht, weil sie keine Brüche kennt und keine Ambiguität. Die Ausleuchtung führt zum Ausbrennen und damit zur Leere. Diesen Effekt kennt man aus der Fotografie.

Kluge Entscheidungen werden nicht in der Transparenz, sondern im Opaken getroffen. Eine transparente Gesellschaft führt zu Überwachung und zu weniger Handlungsfreiheit, weil das Ausgestellt-Sein das Vertrauen durch Kontrolle ersetzt.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

## FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, der moderne Mensch scheint lockerer geworden zu sein, er probiert neue Beziehungsmodelle aus, gibt sich tolerant. Trotzdem ist, wie ich gelesen habe, Fremdgehen der Trennungsgrund Nummer eins. Wie erklären Sie sich das? R. S., Zofingen

Kurz vorweg: Diese Frage ist sehr spannend, aber sie scheint auf einem Missverständnis zu beruhen. Auch in offenen oder polyamoren Beziehungen kann eine Partnerin oder ein Partner fremdgehen. Denn wie monogame Beziehungen funktionieren auch offenere Beziehungen auf die Dauer nur gut, wenn man klare Regeln aufstellt, miteinander Abmachungen trifft und wenn alle Beteiligten mitteilen, was für sie gut ist und was nicht.

Egal, in welcher Beziehungskonstellation wir uns befinden, es ist nie so, dass wir fremdgesteuert wären und wir nicht



wüssten, was wir tun. Wir entscheiden selber, auch wenn manchmal in Sekundenschnelle. Und wir sind uns des fehlenden Einverständnisses unserer Partnerin oder unseres Partners bewusst. Aber: Menschen neigen dazu, ihre eigenen über die Bedürfnisse der anderen zu stellen, das ist nicht neu.

Dass Fremdgehen immer noch Trennungsgrund Nummer eins ist, erstaunt mich daher nicht. Aber für mich ist trotzdem sehr klar, dass Fremdgehen nicht einfach durch Zu-

fall oder Böswilligkeit passiert, sondern dass diesem häufig eine lange Zeit der Unzufriedenheit vorangeht. Wenn der Partnerin oder dem Partner der Mut fehlt, darüber zu reden, sucht sich die eine oder der andere irgendwann einen Ausweg.

Das heisst, Fremdgehen kommt nicht aus heiterem Himmel, sondern hat immer eine Vorgeschichte, die entweder mit dem Einzelnen oder mit dem Paar zu tun hat. In einer Paartherapie lohnt es sich daher, nicht nur den Fehltritt zu thematisieren, sondern auch die Beziehung ganz genau anzuschauen.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an [dania@weltwoche.ch](mailto:dania@weltwoche.ch)



# Abby Johnson

Seit ihre Autobiografie verfilmt wurde, ist die Abtreibungsgegnerin in den USA ein Star. Ihr geht es aber nur um die ungeborenen Kinder und schwangeren Mütter.

An der Schweiz würden der amerikanischen Abtreibungsgegnerin Abby Johnson die Berge und die Seen gefallen, aber auch die Eisenbahn, da sie in ihrer Heimat Texas nie mit dem Zug unterwegs sei. Der Grund für ihren ersten, viertägigen Besuch in der Schweiz hatte aber wenig mit Postkartensujets zu tun, sondern mit Menschenleben. Auf Einladung des Vereins Mamma, der sich gegen Abtreibungen einsetzt, referierte die 42-Jährige in Basel. Im Anschluss sagt sie bei einem Kaffee im Hotel «Radisson Blu», dass «Abtreibungen in den USA ein Milliardengeschäft» seien. Sie muss es wissen, war sie doch selbst acht Jahre lang Teil dieser Industrie. Dann wechselte sie die Seiten – radikal, definitiv und mit Gottes Hilfe.

## Schock als Schlüsselerlebnis

«Ich arbeitete im Management von Planned Parenthood, dem grössten Abtreibungsanbieter unseres Landes», erklärt die Amerikanerin. Sie machte intern Karriere, wurde zur Mitarbeiterin des Monats und leitete am Schluss eine Klinik. «In diesen acht Jahren war ich indirekt in über 22 000 Abtreibungen involviert.» Johnson setzte sich für liberale Abtreibungsgesetze ein und beriet viele Frauen. Vielfach sei diesen ein Eingriff aufgeschwatzt und eine Abtreibung regelrecht verkauft worden. Es sei nur ums Geld gegangen, das Wohl von Mutter und ungeborenem Kind habe niemanden interessiert. «Ein Schlüsselerlebnis im Jahr 2009 erschütterte dann mein Leben in den Grundfesten», sagt sie mit viel Bitterkeit in der Stimme. «Weil jemand ausfiel, wurde ich zu einer ultraschallgeführten Abtreibung gerufen, um zu assistieren.» Da habe sie auf dem Bildschirm ein dreizehn Wochen altes Baby im Bauch der Mutter verzweifelt um sein Leben kämpfen sehen, sei geschockt gewesen und habe gewusst, dass das falsch sei.

Abby Johnson, die vor ihrer Umkehr selbst zwei Abtreibungen erlebt hat und heute Mutter von acht Kindern ist, kündigte. «Ich wollte nie an die Öffentlichkeit, aber weil mir mein ehemaliger Arbeitgeber gerichtlich einen Maulkorb verpassen wollte, wurden die Medien auf den Fall aufmerksam», führt sie aus. Spätestens seit



«Abtreibungen sind ein Milliardengeschäft»: Johnson.

ihr Leben auf der Grundlage ihres Buches verfilmt wurde, ist sie in den ganzen USA bekannt. Schon mehr als zehn Jahre setzt sie sich gegen Abtreibungen in jeder Form ein und führt zwei gemeinnützige Organisationen, die durch private Spenden finanziert werden: «Bei uns sind 26 Personen tätig, die online Frauen und Familien in Krisen mit Rat und Tat unterstützen.»

Johnson spricht aber auch mit Angestellten der Abtreibungsindustrie und versucht, sie davon zu überzeugen, von ihrem Tun abzulassen. «Wir haben schon rund 630 Ärzte und

Angestellte aus der Branche rausholen können», sagt sie. Vor allem in Bundesstaaten, in denen Abtreibungen legal sind, sollen die Hilfsangebote ausgebaut werden. Irgendwann will Johnson aber in die Schweiz zurückkommen und sich mit den touristischen Seiten des Landes beschäftigen. Oder sich doch die Stiftung Sexuelle Gesundheit Schweiz vorknöpfen, die mit Planned Parenthood assoziiert ist und deren Präsidentin, die grüne Nationalrätin Léonore Porchet, für freie Abtreibungen bis zur Geburt plädiert.

Michael Baumann

# Stimme der Generation Z

Sie passe perfekt ins 21. Jahrhundert, sagt Klaus J. Stöhlker, Doyen der PR-Berater. Die 22-jährige Luzernerin Yaël Meier befindet sich in der digitalisierten Welt auf der Überholspur.

Michael Baumann

**E**igentlich wollte sie nach der Matur nur dem Luzerner Hinterland entfliehen. Also zog Yaël Meier in die Stadt Zürich, von der sie fasziniert war, seit sie dort als Vierzehnjährige für einen Monat in der Hauptrolle in einer Filmproduktion mitgewirkt hatte. Studieren, wie sich das ihre Eltern gewünscht hätten, wollte sie nicht, sondern arbeiten. «Ich habe mich bewusst gegen ein Studium entschieden, weil sich für mich einfach keine Fachrichtung aufgedrängt hat», sagt die heute 22-Jährige im Gespräch. Als sich aber die Chance auf ein halbjähriges Praktikum beim Medienkonzern Ringier bot, zögerte sie nicht lange. Dort wurde ihr Schreibtalent, das sich schon in der Schule angedeutet hatte, rasch erkannt, so dass sie mit siebzehn Jahren zur jüngsten festen Mitarbeiterin auf der Redaktion wurde.

## Rasende Veränderungen

Während ihrer Zeit bei Ringier, in der sie über die Lebenswelt ihrer Generation berichtete, entwickelte Yaël Meier nicht nur den Podcast «Yaëls Talk» und eine wöchentliche Kolumne im *Blick am Abend*, sondern auch das Instagram-Magazin *Soda*. Dabei wurde ihr bald etwas bewusst: «Nicht nur die Medienkonzerne haben das Problem, dass sie junge Menschen nicht mehr verstehen.» Deshalb gründete sie zusammen mit ihrem Lebenspartner die Firma Zeam, eine als GmbH registrierte Agentur, die Unternehmen dabei unterstützt, die Vertreter der Generation Z als Kunden, aber auch auf dem Stellenmarkt besser zu erreichen. «Die Welt verändert sich durch die Digitalisierung so schnell wie noch nie. Die Firmen müssen sich an diese Entwicklung anpassen, um sich zu positionieren, die Jungen anzuziehen und für sich zu gewinnen», beschreibt Yaël Meier die Situation. Denn die Generation Z – das sind in der Schweiz rund 1,4 Millionen Menschen, die zwischen 1995 und 2010 geboren wurden – müsse anders angesprochen werden als alle früheren Generationen. «Mit Zeam bieten wir Beratungen an, führen Workshops durch und setzen konkrete Projekte um.»



«Botschafterin der digitalen Welt»: Kommunikationsmeister Stöhlker.

Klaus J. Stöhlker, 81, über Yaël Meier: «Echte PR-Genies sind leicht zu erkennen: Sie haben eine tiefe Seele», starten ihre Karriere früh, haben eine klare Botschaft und ein intensives Lernvermögen. Deshalb schlug ich Yaël Meier vor. Ich komme aus der Print- und TV-Generation, sie ist Botschafterin der digitalen Welt. Meine Botschaft seit über sechzig Jahren heisst «Liberalismus first!», ihre Botschaft «Konsumismus heute». Damit passt sie perfekt in das 21. Jahrhundert. Mit Manuel P. Nappo, Direktor des Institute for Digital Business an der HWZ [Hochschule für Wirtschaft Zürich], hat sie als Gastdozentin einen Master-Mentor gefunden.»

So schnell wie sich die Welt verändert, so schnell ist Yaël Meier in ihr unterwegs: Mittlerweile sind bei ihrer Firma 27 Personen angestellt. «Alle sind zwischen 16 und 25 Jahre alt.» Über Büroräume verfügt Zeam nicht. Den Mitarbeitenden wird maximale Flexibilität zugestanden, Online-Arbeiten ist von überall möglich, als Standard gilt Home-Office. Zu den Kunden von Zeam zählen namhafte Unternehmen wie Jelmoli, Migros, Adidas, Ikea,

Allianz oder Dosenbach. Und immer öfter sieht man die junge Unternehmerin in Deutschland.

Auch dem Schreiben hat Yaël Meier nicht ganz den Rücken gekehrt. Zum einen wäre da das Buch «Gen Z für Entscheider:innen», das sie als Mitherausgeberin veröffentlicht hat und das es sowohl auf die Bestsellerliste in der Schweiz als auch auf diejenige des deutschen Magazins *Spiegel* geschafft hat. Zum anderen berichtet sie sehr aktiv auf der grössten Karriereplattform LinkedIn, wo ihr schon über 70 000 Menschen folgen. Im Alter von 22 Jahren ist sie die Stimme und das Gesicht ihrer Generation in der Wirtschaftswelt.

## Grosse Pläne

Und Anfang 2021 wurde die Luzernerin erstmals Mutter, was sie vor neue Herausforderungen hinsichtlich Vereinbarkeit von Beruf und Familie stellte. Mittlerweile hütet die Grossmutter an drei Tagen das Kind, je einen Tag passen Mutter und Vater auf den Nachwuchs auf, das Wochenende verbringt man zusammen. Im Nachhinein würde Yaël Meier alles wieder genau gleich durchziehen. «Warum sollte ich einen Bachelor oder einen Master machen, nur um danach im gleichen Beruf zu arbeiten, in dem ich heute schon bin und der mir gefällt?», fragt sie rhetorisch. «Ich bin jung und vertrete mit meiner Firma die Jungen.» Das könne man nur im Leben lernen, nicht aber in den Hörsälen der Universitäten.

Wie die Generation Z genau funktioniert und wie man sie versteht, können Interessierte – Junge und Ältere – im kommenden Herbst an der Hochschule für Wirtschaft Zürich (HWZ) lernen. Gemeinsam mit Zeam führt das Bildungsinstitut im Oktober und November das Seminar «Generation Z Strategy» durch.

Aber auch sonst hat Yaël Meier noch grosse Pläne. Selbstbewusst, wie sie ist, kann sie sich – eigentlich schon heute – die Rolle als Verwaltungsrätin vorstellen. Auch Politik interessiert sie. «Ich müsste allerdings meine eigene Partei gründen», sagt sie lachend. Man darf auf jeden Fall auf ihre nächsten Lebensschritte gespannt sein.





«So schnell wie noch nie»: Unternehmerin Meier.

# Kenny Leemann, Bachelor

Der Architekturstudent bezeichnet sich als «90-Prozent-Vegi»; er wird gerne am Rücken gekrault, ein Seitensprung wäre für ihn unverzeihlich; im Bundesrat würde er gerne Comedians sehen.

**Weltwoche:** Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

**Kenny Leemann:** Es gibt viele Menschen, die so viel für ihre Freunde oder Familie machen, ohne die verdiente Wertschätzung dafür zu bekommen.

**Weltwoche:** Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

**Leemann:** Es ist zwar weniger ein Streicheln, aber ich liebe es, am Rücken gekrault zu werden.

**Weltwoche:** Wie viel verdienen Sie?

**Leemann:** Ich fühle ein glückliches Leben. Das, was mir Freude macht, kann man auch ohne dickes Portemonnaie erleben.

**Weltwoche:** Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?

**Leemann:** Spontanität und Selbstsicherheit.

**Weltwoche:** Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

**Leemann:** Das war vor ungefähr vier Jahren, als ich erfuhr, dass meine Urgrossmutter gestorben war. Gedanken an sie lassen meine Augen immer noch wässrig werden.

**Weltwoche:** Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

**Leemann:** Comedians. Es sollte nicht alles immer so ernst sein.

**Weltwoche:** Glauben Sie an Gott?

**Leemann:** Ich glaube an Gott. Die Religion spielt mir dabei keine Rolle. Ich glaube einfach an die Menschlichkeit, egal, welcher Religion man angehört.

**Weltwoche:** Welche Partei wählen Sie?

**Leemann:** Ich möchte mich für gar keine Partei entscheiden. Die Thematik ist massgebend, ob ich mich für links, mittig oder rechts entscheide.

**Weltwoche:** Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

**Leemann:** Das war mit fünfzehn, sechzehn.

**Weltwoche:** Welche Waffe haben Sie zu Hause?

**Leemann:** Ich habe einen riesigen Fernseher. Der haut jeden um.

**Weltwoche:** Wovon träumen Sie am meisten?

**Leemann:** Wenn ich träume, dann sind es meistens Ereignisse mit Freunden oder der Familie.

**Weltwoche:** Mit welcher bekannten Frau möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?



«Nanobots und Gentechnologie»: Kenny Leemann, 26.

**Leemann:** Alisha Lehmann. Beach-Soccer mit ihr irgendwo am Strand wäre sicher amüsant.

**Weltwoche:** Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

**Leemann:** Mein Bartwuchs dürfte ruhig ein wenig voller sein für einen Halbtürken.

**Weltwoche:** Nehmen Sie Drogen?

**Leemann:** Nein. Die Kifferzeiten waren in der Jugend, aber die sind zum Glück längst vorbei. Hab dieses Zeug nie gut vertragen.

**Weltwoche:** Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

**Leemann:** Deadpool. Er ist tollpatschig, amüsant und für jeden Scheiss zu haben.

**Weltwoche:** Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

**Leemann:** «Nimm das Leben nicht so ernst, es kommt eh keiner lebend raus.» Jedoch weiss man nicht, was die Zukunft bringt. Vielleicht werden die Menschen dank Nanobots und Gentechnologie unsterblich.

**Weltwoche:** Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

**Leemann:** Auf gar keinen Fall, definitiv ein No-Go für mich.

**Weltwoche:** Warum sind Sie noch nicht Veganer?

**Leemann:** Das kommt für mich nicht in Frage. Ich lebe seit eineinhalb Jahren vegetarisch. Davor habe ich extrem viel Fleisch gegessen. Die Umstellung war krass, hat aber super funktioniert. Jedoch bin ich nicht mehr allzu streng. Wenn man mal ein gutes Stück Fleisch in einem guten Restaurant bekommt, darf man das auch geniessen. Ich würde mich als 90-Prozent-Vegi bezeichnen.

**Weltwoche:** Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

**Leemann:** Baurekurse sollten viel strenger untersucht werden. Wir brauchen vor allem in Zürich mehr Wohnraum, doch die Anwohner sistieren so viele Projekte, nur weil sie keine Baustellen wollen. Das verzögert unnötig den Start von Bauprojekten.

**Weltwoche:** Wann lügen Sie?

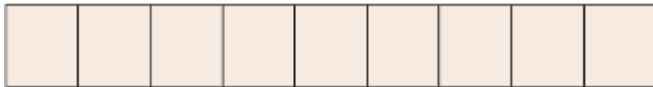
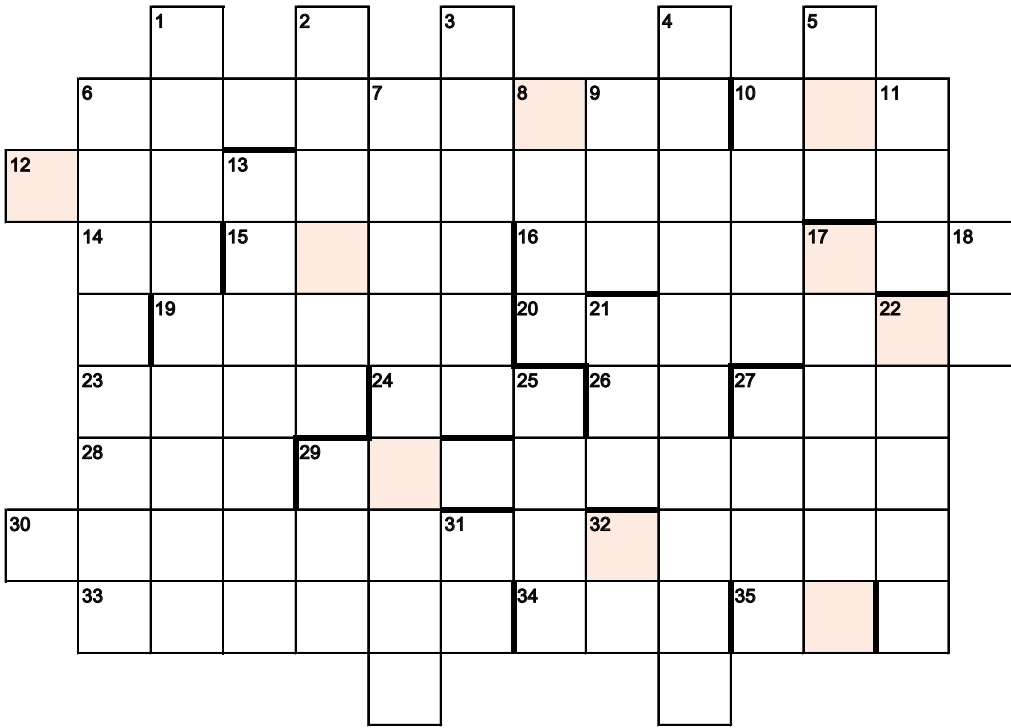
**Leemann:** Eigentlich nie. Aber während der Drehzeit für «Bachelor» musste ich all meinen Freunden irgendeine Story erzählen, dass ich in den Ferien sei. Sogar deswegen zu lügen, war sehr unangenehm.

**Weltwoche:** Wann sind Sie am glücklichsten?

**Leemann:** Wenn ich Freunde und Familie treffe oder wenn ich Sport mache.

«Der Bachelor» mit Kenny Leemann, immer montags um 20.15 Uhr auf 3+.





**Lösungswort** — besonders trendige Variante?

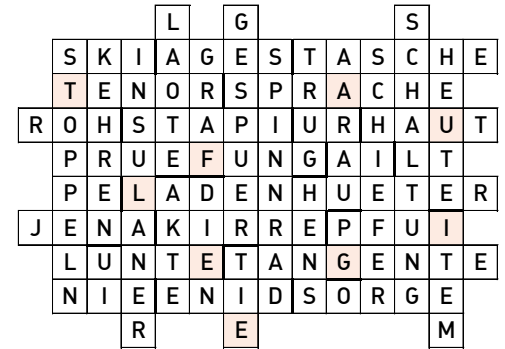
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 6 Gegenteil von länglich? 10 in Spinat enthalten 12 entsprechen oft nicht der Realität, sind in Theater und Kino aber etwas alltägliches 14 75 Dtzd. oder etwas mehr als 28 pt. 15 solche Waren findet man im Brockenhaus für gewöhnlich nicht, aber vielleicht solche Mitarbeiter 16 Stärke von Sensitiven und Jagdhunden 19 nicht mutig, aber kernig 20 es Meitli, halb deutsch und halb schottisch 23 Gottheit im Rambazambaalter 24 Anti-SSW 26 auf manchen Old-Style-Autos prangender halber Ring 27 nicht nur für einen Streit, sondern auch dafür, braucht es immer zwei 28 kopflose Truppenabteilung, etwas für Leute mit Humor 29 speziell plus 21 senkrecht 30 hart arbeitende Plattfische? 33 bitter und kurz heilig 34 kommt Griechen in Erholungsgebieten vertraut vor 35 minimierte landwirtschaftliche Nutzfläche

**Senkrecht** — 1 dieser Flieger rüttelt öfters mal 2 Stück eines Auerochsen? 3 tönen nach im Weltraum geschlossenen Paarbeziehungen, sind aber sehr erdgebunden, bzw. in der Erde verwurzelt 4 wenn dunkelhäutige Menschen blauäugig sind, sind sie meistens dies 5 1/3 einer Dreiecksquerschnitt-Schokolade oder einfach 1 6 dasselbe wie ein Rezeptblock? 7 fortpflanzungsfähiges Insektenei? 8 kommt in Bilsenkräutern vor 9 darf beim afternoon tea genauso wenig fehlen wie der Tee 10 nicht aggressiv, als Streichtier aber trotzdem denkbar ungeeignet 11 halbe gelbe Frucht oder fremdes graues Tier 13 kosmopolitischer Leisetreter 17 unvollständige Grauzonen 18 kurzer Nachsatz 21 über 500 km langer Teil Finnlands 22 hat keine Schattenseite 25 Teil von Röhrenfernsehern 27 in Rheinland-Pfalz oder im Gewürzgarten zu finden 29 hat nach seiner spektakulären Pleite nichts mehr zu ver...-en 31 wer ihn nicht ehrt, ist den € nicht wert 32 Überraschung ausdrückendes Hydroxid-Ion

© Daniela Feurer – Rätselfactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 784**



**Waagrecht** — 4 SKI 7 (T)AGES 10 TASCHÉ 14 TENOR 15 SPRACHE (SP-Rache) 16 ROH 17 STAPI 18 UR (Auerochse, Uri) 19 HAUT 20 PRUEFUNG 21 AI (Appenzell Innerrhoden, Weisskehl-Faultier) 22 WeLT 23 Pegelstand 24 LADENHUETER 28 JENA 29 FaKIRResidenzen 30 PFUI 32 LUNTE 34 TANGENTE 35 NIE 36 ENID Blyton (Jugendbuchautorin) 37 SORGE

**Senkrecht** — 1 LAOTE 2 In-GESPUER-ee 3 SCHALTUNG 4 STOPPELN 5 KEHREN 6 INSULANER 8 GRAFFITI 9 SPINNRAD 10 TRUG 11 AARAU (erste Schweizer Hauptstadt, alphabetisch erste Kantons-hauptstadt) 12 SCHIEFER 13 HEUTE 25 AKTE 26 DIENstag 27 HENS (engl. f. Hühner) 30 PG (pagina = lat. f. Seite) 31 ITEM (lat. f. auch) 33 (Q)UITten/FLUIDen 34 TIE (engl. f. Gleichstand/Krawatte)

**Lösungswort** — **TAUFLIEGE**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



## EXPLORER

Die 1953 vorgestellte Explorer ist von den Oyster Perpetual Armbanduhren inspiriert, die bei der erfolgreichen Erstbesteigung des Mount Everest mit dabei waren. Die legendären Ziffern bei 3, 6 und 9 Uhr sind charakteristisch für dieses Modell – eine Uhr, die den Abenteuergeist und die Ausdauer verkörpert, die zu Ausnahmeleistungen führen.

*#Perpetual*



OYSTER PERPETUAL EXPLORER

---

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63  
beyer-ch.com